

**100** JAHRE  
**FREITAL**



# Gänseblümchen & Rosen

100 Jahre Frauen in Freital



# Gänseblümchen & Rosen

100 Jahre Frauen in Freital

**100** JAHRE  
FREITAL

## IMPRESSUM

- Herausgeber  
Stadtverwaltung Freital  
Gleichstellungsbeauftragte für Frau und Mann  
Dresdner Straße 56 | 01705 Freital
- Autorinnen vom AK „Frauen für Freital“  
Diana Hebold  
Elisabeth Ungerecht  
Jona Hildebrandt  
Kirsten von der Heiden  
Manuela Dreißig  
Sabine Böhm  
Ute Genderjahn  
Gastautorin Uta Hauthal: „Der grüne Zweig“ Marianne Bruns
- Satz und Layout  
Werbeagentur Steffen Schmidt
- Druck  
SAXOPRINT GmbH

Das Werk einschließlich aller seiner Teile ist urheberrechtlich geschützt.  
Jede Verwertung außerhalb der engen Grenzen des Urheberrechtsgesetzes ist  
ohne Zustimmung des Herausgebers unzulässig und strafbar. Das gilt insbesondere für  
Vervielfältigungen, Übersetzungen, Mikroverfilmungen und die Einspeicherung  
und Verarbeitung in elektronischen Systemen.

Schutzgebühr: 5,00 Euro

# Inhaltsverzeichnis

Grußwort Oberbürgermeister Uwe Rumberg	5	Programmieren, Malen und Meridiane	46
Grußwort der Gleichstellungsbeauftragten Jona Hildebrandt	6	<b>Steffi Böhme</b>	
Der Arbeitskreis „Frauen für Freital“	7	<b>Bedeutende Entwicklungen von 1960 bis 1975</b>	52
Prolog	8	Ein Baby ohne Namen	54
<b>Bedeutende Entwicklungen von 1918 bis 1945</b>	14	<b>Siena Christen</b>	
Die Übersetzerin	18	„Und ich schaffe es doch ...“	64
<b>Dr. Eva Schumann</b>		<b>Elsi Krause</b>	
Der grüne Zweig	20	Fußballbegeisterung und Nächstenliebe	72
<b>Marianne Bruns</b>		<b>Ulrike Grän</b>	
<b>Bedeutende Entwicklungen von 1945 bis 1960</b>	22	Ganz oder gar nicht	78
Sportlich durchs Leben	24	<b>Jutta Ebert</b>	
<b>Johanna Helbig</b>		<b>Bedeutende Entwicklungen von 1975 bis 1990</b>	82
Kreative Visionärin	32	Ein Leben für den Tanz	84
<b>Hannelore Umlauf</b>		<b>Helga Gertrud Anna Richter</b>	
Familie ist das Wichtigste	38	Der Tanz geht weiter	90
<b>Helga Winkler</b>		<b>Diana Walther</b>	
		Glücklich verheiratet und aktiv in Freital	94
		<b>Carola Stejskal</b>	

Ein Leben voller Neugier <b>Simone</b>	100	Mein neues Zuhause <b>Irina Lotz</b>	162
Die jüngste Oberlehrerin mit dem Akkordeon <b>Bärbel Claus</b>	106	Ernährung und aktiver Lebensstil als Berufung <b>Heike Quendt</b>	168
<b>Bedeutende Entwicklungen von 1990 bis 2000</b>	114	Die Kraft aus dem Garten <b>Rosa Grafe</b>	174
Reformationsgebäck zum Feiertag <b>Birgit Friedrich</b>	116	<b>Bedeutende Entwicklungen von 2010 bis heute</b>	182
Wegen der Liebe wurde Freital ihre Wahlheimat <b>Rosemarie Roloff</b>	122	Ein stolzes Team erzählt <b>Frauen-Volleyballmannschaft</b>	184
Wo zwölf Menschen an einem Tisch sitzen, hat auch ein dreizehnter Platz <b>Ines Kummer</b>	130	Alltagsbegleitung <b>Liesa Pursche</b>	188
Eine, die strahlt und Mut macht, auch wenn das eigene Herz blutet <b>Claudia Irén Mihaly-Anastasio</b>	138	Erinnerungen aus Freital <b>Diana Hebold</b>	192
Ein Leben für Musik und Gemeinschaft <b>Karin Charles</b>	144	Sport frei – sei dabei <b>Susanne Kaiser</b>	198
<b>Bedeutende Entwicklungen von 2000 bis 2010</b>	150	Vierzig Jahre bewegtes Leben in Freital <b>Carmen Beke</b>	202
Mehr verrückte Frauen und weniger Prinzessinnen <b>Victoria Schulze</b>	152	Herausforderung und Erfüllung <b>Anne Konstanze Lahr</b>	208
Das Leben muss gelebt werden <b>Tatjana Jurk</b>	156	Steckbriefe der Frauen des Arbeitskreises	216
		Fotonachweis	220

# Liebe Leserinnen und Leser,

die Hälfte der Menschheit ist weiblich. Schaut man in die Geschichtsbücher, könnte man allerdings meinen, es sei anders. Diese erzählen meist nur von Fürsten, Feldherren, Forschern und anderen großen Männern. Frauen finden dagegen nur selten Erwähnung. Doch ohne sie wären die Helden der Vergangenheit wohl kaum geworden, was sie waren. Frauen wurden jahrhundertlang in Rollenbilder gepresst, die sie am Herd und am Waschtrog verorteten und wechselweise zur Dienstmagd oder zum schmückenden Beiwerk machten. Dabei haben sie nicht nur das Leben am Laufen gehalten, während die Männer irgendwo Kriege führten. Sie mussten auch oft die Trümmerhaufen beseitigen, die dabei entstanden sind. Die Biografien dieser Frauen sind kaum weniger spannend und bewegend, als die der historischen Hauptdarsteller. Leider wurden sie fast immer vergessen. Doch Gott sei Dank ändern sich die Zeiten und unsere Welt wird sichtbar weiblicher.

Anlässlich des 100-jährigen Jubiläums der Gründung der Stadt Freital hat sich der Arbeitskreis „Frauen für Freital“ daran gemacht, etwas Licht ins Dunkel zu bringen und Frauenschicksale der vergangenen hundert Jahre zu beleuchten. Das vorliegende Buch berichtet aus dem Leben von Frauen, die im Hintergrund aber auch in der Öffentlichkeit agierten und es zum Teil noch heute tun. Sie tragen Namen, die viele Leute kannten oder kennen, aber auch welche, die Sie vielleicht noch nie gehört haben. Einige sind hier geboren, andere von weither zu-



gezogen. Sie alle vereint die Liebe zu unserer Stadt und zu den Menschen, die hier wohnen. Wer das Buch liest, erfährt Episoden aus ihrer Kindheit, ihrer Arbeit, ihrer Freizeit oder ihrem gesellschaftlichen Engagement. Die Geschichten zeichnen aber auch ein Bild von Freital im Wandel der Zeit. Wir erleben unsere Stadt dabei aus ganz individueller Sicht und somit wirklich authentisch. Und wir sehen, wie wichtig Frauen für das Wachsen und Werden Freitals waren und sind. Auch wenn bisher alle Oberbürgermeister Männer waren, sind Frauen die Hälfte unserer Stadt. Mindestens!

Ich wünsche Ihnen viel Freude mit diesem Buch und unterhaltsame Stunden beim Lesen.

Ihr Uwe Rumberg  
Oberbürgermeister der Stadt Freital

# An den Scheidewegen des Lebens stehen keine Wegweiser.

*Charlie Chaplin*

Eine Gruppe Frauen mit Herz, mit ganz viel Lust und Neugier auf das Leben und die vielen verschiedenen Facetten, die es bietet, blickt von der Vergangenheit 1921 ins Heute. Anlass waren der 100. Geburtstag der Stadt und viele Fragen: Wie haben Frauen gelebt, gearbeitet, Hürden gemeistert? Wie tun sie es bis heute? Waren und sind sie mutig und manchmal verzweifelt, ausgelassen, kritisch oder auch angepasst? Ein Blick in die Zukunft wird gewagt. Menschen haben Träume, Wünsche und Vorstellungen von ihrem eigenen unabhängigen Leben.

Die Zeit der Entstehung des Buches war eine ganz besonders emotionale Zeit. Mit 31 Frauen durften die Gleichstellungsbeauftragte und die Akteurinnen vom Arbeitskreis „Frauen für Freital“ in deren Lebensgeschichten eintauchen, die spannende und interessante, lustige und auch traurige Seiten haben. Gefunden haben wir unsere Interviewpartnerinnen durch Aufrufe, durch persönliche Empfehlungen und durch interessante Hinweise. Entstanden sind Einblicke in die Lebensverläufe der Frauen. Die Geschichten zeigen Lebensausschnitte und Facetten jeder einzelnen ganz besonderen und interessanten Frau. Oft gab es Situationen im Leben der Frauen, in denen sie an Scheidewegen standen, die ihnen alle Kraft und allen Mut

abverlangt haben, in denen sie sich entscheiden mussten oder in denen sie vor vollendete Tatsachen gestellt wurden. Und dort standen keine Wegweiser. Jede Frau musste ihren Weg finden. Und alle Frauen haben diese Situationen gemeistert und sind weitergegangen. Sie haben unseren größten Respekt.

Jede Geschichte ist unglaublich wertvoll und einzigartig. Wir sind dankbar, dass wir diese manchmal auch sehr tiefgehenden Geschichten erfahren durften und nun mit Ihnen diesen Schatz teilen können. Die Entscheidung, was berichtet und preisgegeben wird, war oft nicht einfach. Schließlich sind die Frauen in Freital bekannt.

Leider sind drei Frauen inzwischen verstorben. Wir sind sehr froh und dankbar, dass wir noch die Gelegenheit hatten mit ihnen zu sprechen. Sie leben in ihren Geschichten weiter.

Wir danken allen Frauen, die uns tief in ihr Leben haben schauen lassen und laden Sie ein, auch daran teilzuhaben und sich inspirieren zu lassen. Viel Freude beim Lesen des Buches.

Ihre Jona Hildebrandt

Gleichstellungsbeauftragte der Stadt Freital



*Der Arbeitskreis „Frauen für Freital“ v.l.n.r.: Diana Hebold, Elisabeth Ungerecht, Sabine Böhm, Kirsten von der Heiden, Ute Genderjahn, Jona Hildebrandt und Manuela Dreißig.*



*Frauen der 1920er Jahre gemeinsam beim Musizieren.*

# Prolog

## In der Gesellschaft entwickelte sich ein neues Frauenbild

**Z**u Beginn des 20. Jahrhunderts schritt die Industrialisierung mit enormem Tempo voran und veränderte auch in kleinstädtischen Regionen die Arbeits- und Lebensbedingungen. Geprägt durch die Stahl- und Eisenindustrie siedelten sich im Tal der Weißeritz Maschinenbau, chemische, optische sowie Textil- und Lebensmittelindustrie an. In diesem Umfeld entwickelten sich zugleich zahlreiche kleinere Handwerksbetriebe. Aus dem ehemaligen ländlichen Charakter erwuchs ein Industriegebiet mit neuen Fabriken, Transportwegen und vielen Arbeitsmöglichkeiten. Rauchende Schornsteine symbolisierten den Wandel der Zeit. Anfang der 1920er Jahre erlebte die Energiewirtschaft einen Aufschwung. Elektrizitätswerke brachten Strom über größere Entfernungen in Industrie, Handwerk und auch in private Haushalte.

Die Arbeitsbedingungen waren seinerzeit hart. In den Fabriken wurden körperlich schwere Arbeiten verrichtet, die zudem oft gesundheitsschädlich waren. Arbeiter und Gewerkschaften setzten sich für verbesserte Arbeitsbedingungen ein. Erst Ende 1918 wurde in Deutschland der Achtstundenarbeitstag bei vollem Lohnausgleich gesetzlich verankert und eröffnete der arbeitenden Bevölkerung mehr Möglichkeiten für Kultur und Freizeit. Es entstand ein reges Vereins- und Sportleben. Die Menschen gingen zum geselligen Tanz,

waren Mitglied in Turn- und Gesangsvereinen oder besuchten das Kino.

In der männerdominierenden Gesellschaft entwickelte sich in den 1920er Jahren langsam ein neues Frauenbild. Die Frauen fanden in den Fabriken und in der Dienstleistung Lohnarbeit, allerdings viel schlechter bezahlt als die der Männer. Dennoch waren viele Frauen froh über eine bezahlte Arbeit. Sie waren weniger abhängig vom Verdienst des Mannes, da sie nun ein eigenes Einkommen erzielten. Die Kehrseite der Lohnarbeit war die zusätzliche Belastung der Haus- und Erziehungsarbeit, die den Frauen zu dieser Zeit nur äußerst selten von den Männern abgenommen wurde. Im Zuge dessen wurde 1919 das Frauenwahlrecht erkämpft. 82 Prozent der Frauen nahmen ihr neues Recht wahr. Sie wählten und wurden gewählt. Sie traten damit stärker in die Öffentlichkeit und konnten ihre Themen ansprechen.

Die Weimarer Republik erwirkte zahlreiche gesellschaftliche Veränderungen. Der Gedanke der Bündelung von Kräften als ein Motor der weiteren Entwicklung wird auch von den sächsischen Sozialdemokraten getragen. Auf deren Impuls wurde im Tal der Weißeritz zunächst aus drei Gemeinden im Jahre 1921 die Stadt Freital gegründet. Freital – das Tal der Arbeit – das den Wunsch ausdrückte, frei von Unterdrückung und Ausbeutung zu sein. Freital entwickelte sich zu einer Musterkommune

der Wohlfahrt. Der soziale Wohnungsbau brachte den Stadtvätern den Ruf des „Roten Wiens an der Weißeritz“ ein.

1929/30 breitete sich die Weltwirtschaftskrise aus. Während dieser Zeit stieg die Arbeitslosigkeit. Frauen wurden wieder aus der Lohnarbeit raus und zurück an den Herd und zur Familie gedrängt. Träume von einem selbstbestimmten Leben mussten zwangsläufig zurückgestellt werden. Um sozialem Abstieg und Obdachlosigkeit zu entgehen, fanden das Arbeitsbeschaffungsprogramm und die Winterhilfe von Reichskanzler Hitler und dem NS-Regime immer mehr Befürworter. Andersdenkende wurden mit aller Härte verfolgt, demokratische Regeln der Mitbestimmung wurden ausgeschaltet. Ab 1933 waren das öffentliche wie das private Leben von der NS-Ideologie und der nationalsozialistischen „Rassenhygiene“ durchdrungen. Damit begann auch die Verfolgung von politischen Gegnern, von Juden, Sinti und Roma, von Homosexuellen, „Asozialen“ und „Erbkranken“. Viele Menschen mussten Nazi-Deutschland verlassen oder wurden in Arbeitslager oder Konzentrationslager deportiert. Das Frauenbild wurde auf die Rolle als Mutter und Familienbeschützerin reduziert. Treue, Fürsorge und Opferbereitschaft wurden als Tugenden propagiert und gelebt. Die Erwerbstätigkeit von Frauen war nicht mehr erwünscht. Damit wuchs wieder die Abhängigkeit vom Mann als männlicher Ernährer der Familie. Unter diesen Umständen durchlebten zahlreiche Frauen große Existenzängste und die eigenen Lebenswünsche traten in den Hintergrund.

Der Zweite Weltkrieg erschütterte Europa bis über die Grenzen hinaus auf das Tiefste. Mit Zerstörung, Brutali-

tät und größter Unmenschlichkeit rückten die deutschen Truppen durch Europa. Der Krieg forderte Millionen Menschenleben, zerstörte Städte, Industrie, Verkehrswege. Wohnungsnot, Nahrungsmittelknappheit und Seuchen waren nur einige der drastischen Folgen. Frauen bangten um ihre Männer, ihre Söhne und Töchter, die im Krieg waren und in der Ferne oft den Tod fanden. Tiefe Verletzungen, Sehnsüchte und Ängste gruben sich anhaltend in die Seelen ein – viele Leben, die nicht gelebt werden konnten, Träume, die im tiefen Schmerz zerfielen. Aber es gab auch Frauen, die als Helferinnen voller Begeisterung und Systemtreue in diesen Krieg zogen oder dazu verpflichtet wurden, Arbeitsdienste zur Kompensation fehlender männlicher Arbeitskräfte zu absolvieren.

Die industrielle Produktion veränderte sich und alles wurde der Kriegsproduktion untergeordnet. In Freital arbeiteten viele Betriebe für die Rüstungsindustrie. Da die Männer überwiegend an der Front waren, gingen nun die Frauen wieder in den Fabriken arbeiten. Zusätzlich waren es bis zu 3.000 Zwangsarbeiter vor allem aus Osteuropa, davon viele Frauen, welche unter härtesten Bedingungen in den Freitaler Werken eingesetzt wurden.

Mit zunehmendem Kriegsverlauf wurden die Sorgen um Wohnung, Heizmaterial und Essen immer größer. Die Angst vor Bomben und Zerstörung wuchs. Kann man sich je daran gewöhnen? Wohl kaum – noch heute sind Menschen von diesen Erlebnissen traumatisiert. Bomben fielen auch in Freital. Noch gibt es Augenzeugen dieser Ereignisse. Dresden, eine Stadt mit Hunderttausenden Einwohnern und Tausenden Flüchtlingen, voller

Kultur- und Kunstschätze erlebte den größten Bombenangriff auf eine deutsche Stadt. Am 13. Februar 1945 sahen die Freitalerinnen und Freitaler den blutrot gefärbten Himmel über Dresden. Später kündete schwarzer, beißender Rauch als untrügliches Zeichen vom Inferno. Viele Menschen flüchteten aus der zerstörten, brennenden Stadt und suchten verzweifelt im Umland Zuflucht, Obdach und Nahrung.

Am 8. Mai 1945 wurde die Stadt Freital kampflos den Truppen der Roten Armee übergeben. Endlich sollten die Waffen für immer schweigen. Viele Frauen hatten ihre Männer im Krieg verloren. Kinder waren Waisen geworden. Es herrschte Ungewissheit, ob die Männer vielleicht doch aus der Kriegsgefangenschaft irgendwann nach Hause zurückkehren würden. Die Angst vor der russischen Armee, die Not bei der Versorgung mit Essen, Heizung oder Medikamenten und die Ungewissheit, was kommen mag, prägten das Leben der Menschen in der

Nachkriegszeit. Frauen beteiligten sich beim Beseitigen von Schutt und Trümmern, arbeiteten in Fabriken der Lebensmittelproduktion, in der Textilindustrie, in Krankenhäusern oder bei der Ernte. Dankbar, dass endlich Frieden herrscht, nahmen sie viele Erschwernisse und Entbehrungen auf sich und hatten eine bessere Zukunft vor Augen.

Zugleich kamen 14 Millionen Vertriebene entkräftet und oft ohne jegliche private Existenzgrundlage nach Deutschland und suchten ein neues Zuhause. Auch in Freital trafen Vertriebene aus Schlesien und Böhmen ein. Es war ein immenser Kraftakt, alle mit einfacher Nahrung, Kleidung und ein wenig Wohnraum zu versorgen.

Für den 30. Juni 1946 war die wahlberechtigte Bevölkerung Sachsens zum Volksentscheid über das „Gesetz über die Übergabe von Betrieben von Nazi- und Kriegsverbrechern in das Eigentum des Volkes“ aufgerufen.



*Pflegeheim Saalhausen.*



*Mobil und selbstbewusst erobern die Frauen ihre Welt.*

77,6 Prozent entschieden sich für die Enteignung. 1.861 Betriebe gingen auf dieser Grundlage in das Volkseigentum über. 635 Betriebe wandelte die Besatzungsmacht in sowjetische Aktiengesellschaften (SAG-Betriebe) um. Diese wurden dann bis Ende 1953 an die DDR als volkseigene Betriebe übergeben.

Am 8. März 1947 wurde der Demokratische Frauenbund Deutschlands (DFD) in Berlin gegründet. Die Arbeit war in den kommenden Jahrzehnten geprägt von den Gedanken der Gleichberechtigung der Frau und dem Grundsatz: Gleiche Löhne für gleiche Arbeit.

Sehr unterschiedlich verliefen die Biografien und Lebensentwürfe in den folgenden 40 Jahren von Frauen in der BRD und DDR. Die traditionelle Rolle der Frau als Mutter, Haus- und Ehefrau wirkte im Westen Deutschlands lange Zeit nach. Zugleich war es zunehmend ein Erfordernis, als Arbeiterin einer bezahlten Tätigkeit nachzugehen. Diese Doppelrolle beanspruchte viele Frauen sehr stark.

Typische Frauenbetriebe in Freital waren die Buntgarnwerke, die Kamerafabrik, das Funkgehäusewerk oder die Herstellung von Kinderoberbekleidung. Die Frauen arbeiteten am Fließband, in der Montage, als Dreherin oder Kranfahlerin. Sie erledigten – ebenbürtig neben den Männern – täglich ihre Arbeit, auch im Schichtbetrieb.

Im Zuge der deutschen Wiedervereinigung 1990 gab es grundlegende gesellschaftliche Änderungen. Das Volkseigentum kam in der westdeutschen Gesetzgebung nicht vor und wurde zur Wiedervereinigung auch nicht eingeführt. Es entstand somit auch in den neuen Bundesländern eine Privatwirtschaft nach den Gesetzen des Marktes.

Gesetze und Rechte zur Förderung der Frauen und sozialpolitische Leistungen wurden per Einigungsvertrag ersatzlos gestrichen. So verschwanden für die Frauen der ehemaligen DDR in den neuen Bundesländern der Hausarbeitstag, welcher seit 1952 verheirateten Frauen und Müttern einen bezahlten freien Tag im Monat gewährte, die kostenlose Kinderbetreuung, das Frauenförderstudium und vieles mehr.

Die ostdeutschen Frauen traf die politische Wende besonders unvermittelt. Frauen verloren am stärksten ihre Arbeitsplätze, ihre Einkommensquelle, die soziale Zugehörigkeit und damit ein Stück an Würde und Selbstständigkeit. Ost- und westdeutsche Frauen trafen sich im April 1990 in Berlin zu einem Frauenkongress. Ein Flugblatt formulierte: „Frauen in der DDR haben viel zu verlieren“, „Frauen in der BRD könnten viel gewinnen, wenn sie denn endlich fordern, dass das, was gut war in der DDR, in das westliche Rechts- und Sozialsystem übertragen wird.“

Obwohl das Einkommensniveau der Bevölkerung in Ostdeutschland deutlich geringer war, fiel doch der Abstand zwischen der bezahlten Arbeit von Männern und Frauen im Osten wesentlich kleiner aus. Aufgrund der guten Kinderbetreuungsangebote im Osten und dem Streben der Frauen, einen eigenen Beitrag zum Familieneinkommen zu leisten und wirtschaftliche Unabhängigkeit zu erreichen, arbeiteten Frauen im Osten mit einer längeren wöchentlichen Arbeitszeit.

Zu Beginn der Jahrtausendwende wurde ein gemeinschaftliches Konzept zur Reform des deutschen Sozialsystems und Arbeitsmarktes entwickelt: Die Agenda 2010 diente vor allem der Bewältigung der Arbeitsmarkt-

probleme und des sich abzeichnenden demografischen Wandels. Die erheblichen Probleme der Arbeitslosigkeit, der fehlenden Ausbildungsplätze, insbesondere für Frauen und junge Mütter, konnten nur unter Beteiligung und Mitwirkung der kommunalen Ebene gelöst werden. Die große Kreisstadt Freital schloss sich der lokalen Agenda 21 an. Das Handlungsprogramm wurde auf Nachhaltigkeit gerichtet und förderte lokale Aktivitäten. In diesem Zusammenhang entstand neben Themen des Umwelt- und Naturschutzes, der Energie und des Verkehrs auch der Arbeitskreis „Frauen für Freital“. Seit dem Jahr 2000 engagieren Frauen sich ehrenamtlich für die Entwicklung in Freital und die Belange der Frauen im Kontext: Frauen – Berufstätigkeit und Familie. Regelmäßig monatlich trifft sich der Arbeitskreis bis heute. Seine engagierten „Frauen für Freital“ erstellten Analysen, diskutierten Probleme und entwickelten lokale Ideen und Lösungsansätze. Das ist auch heute noch so, wenn Sie dieses Buch in den Händen halten. Seien Sie herzlich willkommen, auch mitzuwirken im Arbeitskreis „Frauen für Freital“.

Das vorliegende Buch anlässlich des 100. Geburtstages von Freital entstand auf Initiative dieses Arbeitskreises. Mit viel Engagement und Begeisterung wurde in die Geschichte der vergangenen 100 Jahre eingedrungen, wurden Zeitzeuginnen befragt, Interviews geführt und Lebensgeschichten aufgeschrieben.

Gänseblümchen und Rosen – ein Titel – der für sich spricht.

Gänseblümchen erscheinen uns als die kleinen unscheinbaren Blümchen, die in einer Vielzahl ausdauernd und kraftvoll auf der Wiese wachsen. Schauen wir ge-

nauer hin, erkennen wir in ihrer Blüte die Sonne. Das Gänseblümchen steht unter anderem für Beständigkeit und Ausdauer, Sanftmut und Bescheidenheit.

Die Rosen erscheinen uns als Symbol für Vollkommenheit und Schönheit, aber auch für Leidenschaft. Die Rose steht für die Lebenskraft und Vielfalt. Zugleich stehen die Stacheln der Rose – im Volksmund fälschlicherweise Dornen genannt – versinnbildlicht für Schmerz, Blut und Leiden. All diese Vielfalt von Erlebnissen, Taten und Emotionen spiegeln die liebevoll aufgearbeiteten Geschichten der Freitaler Frauen in diesem Buch wider.

Überzeugen Sie sich herzlich gern selbst und lesen im bunten Strauß von „Gänseblümchen und Rosen“.

# 1918 bis 1945

## Rechte und Pflichten von Frauen

**1918** Demobilmachungsverordnung – zur Erwerbstätigkeit der ehemaligen Soldaten in der Wirtschaft werden vorrangig verheiratete Frauen nach einer Dringlichkeits-Bedürftigkeits-Reihenfolge entlassen und arbeitslos – das betrifft drei Millionen Frauen.

Frauen erkämpfen im Reichswahlgesetz 1918 das aktive und passive Wahlrecht. Am 19. Januar 1919 finden Wahlen zur verfassungsgebenden Deutschen Nationalversammlung statt. 300 Frauen kandidieren. Davon erhalten 37 Frauen einen Platz in der Deutsche Nationalversammlung. Das ergibt einen Frauenanteil von fast zehn Prozent.

Die Rechte für Frauen und Männer werden außerdem verankert in Art. 109 Abs. 2 der Weimarer Verfassung vom 1. August 1919: „Männer und Frauen haben grundsätzlich dieselben Rechte und Pflichten.“

Seit **1921** wird der Internationale Frauentag jährlich am 8. März gefeiert.

Die Parlamentarierinnen setzen eine Reihe von „Frauengesetzen“ durch, darunter das Jugendwohlfahrtsgesetz (1922), die Zulassung von Frauen als Rechtsanwältinnen

und Richterinnen (1922), Mindestlöhne und Sozialversicherung für Heimarbeiterinnen (1924) und die Erweiterung des Mutterschutzes (1927).

Die Anzahl der weiblichen Beschäftigten steigt Mitte der 1920er Jahre deutlich an. Fast anderthalb Millionen Frauen gehen einer bezahlten Arbeit nach, darunter überproportional viele Arbeiterfrauen und einige wenige hochqualifizierte Akademikerinnen. Familiäre Pflichten verbleiben bei den Frauen und führen zu einer ungleichen Belastung in der Familie.

**1933** verlieren Frauen das passive Wahlrecht wieder bis zum Ende des Naziregimes im Jahre 1945.

**1934 bis 1935** Erwerbseinschränkungen für verheiratete Frauen werden weiter verschärft. Ein Numerus clausus für Studentinnen wird verfügt und damit der Zugang zum Studium für Frauen erheblich schwieriger.

**1937** Das Gesetz über die Beschränkung der Frauenarbeit wird wieder gelockert. Als Folge der Aufrüstung werden Frauen zur Arbeit in Munitionsfabriken verpflichtet.



Rathaus Pöschappel um 1910.

### 1. Oktober 1921

Vertreter der drei Gründungsgemeinden Potschappel, Döhlen und Deuben vollziehen am 1. Oktober 1921 den Zusammenschluss zur Stadt Freital im Döhlener Rathaus. Ob seiner Größe, Repräsentanz und zentralen Lage wird das Döhlener Rathaus zum Hauptverwaltungssitz.

Zu diesem Zeitpunkt gehört zu

- Potschappel: Leisnitz, Neucoschütz und Niederpesterwitz
- Deuben: Schweinsdorf und Niederhäslich
- Döhlen: einzelner Ort

Erster Oberbürgermeister wird am 16. März 1922 Carl Wedderkopf (1885–1961). Bis 1927 bleibt er im Amt.

Durch die am Arbeiterwohl orientierte Stadtpolitik entwickelt sich Freital zu einer sozialdemokratischen Musterkommune, in der Wohlfahrt, Fürsorge und im Gesundheitswesen großgeschrieben werden. Alle sozialen Leistungen sind kostenlos. Es werden Wohnsiedlungen wie beispielsweise die Raschelbergsiedlung für städtische Beamte und Angestellte mit gehobenem Wohnkomfort und Sozialwohnungen in den verschiedenen Stadtteilen wie auf der Wehrstraße in Deuben, der Weißiger Straße in Döhlen und an den Freilufthäusern in Potschappel gebaut. Das bringt Freital den Beinamen „Rotes Wien an der Weißeritz“.

Als neue Stadtteile kommen 1922 Zauckerode, 1923 Birkgigt, 1924 Burgk mit Großburgk und Kleinburgk zu Freital.

**Um 1930** hat Freital rund sieben Millionen Mark Schulden, das geringste Steueraufkommen und gemeinsam mit Pirna die höchste Arbeitslosenquote in Sachsen. In dieser Zeit wird von den Stadträten die Vereinigung mit Dresden angedacht. Die Pläne werden nicht verwirklicht und Freital bleibt nach dem zehnten Jubiläum der Stadtgründung 1931 eigenständig.

Der sozialdemokratische Oberbürgermeister Gustav Klimpel wird infolge der Machtergreifung Hitlers 1933 entlassen. Nachfolger ist NSDAP-Mitglied Erhard Schroeter.

Nach der Machtergreifung folgen antisemitische Übergriffe, Geschäftsboykotts, Verhaftungen und Misshandlungen, die dazu führen, dass viele jüdische Gewerbetreibende aus Deutschland fliehen müssen wie beispielsweise der Eigentümer des bedeutenden Freital-Potschappeler Central-Kaufhauses Alois Eckstein.

**8. Juni 1933** Einweihung des NS-Arbeitslagers in Freital. Im Gebäude Dresdner Straße 250 wird 1933 eine Abteilung des Reichsarbeitsdienstes untergebracht. 1937 findet die Freitaler Gewerbeschule dort ihr Domizil.

In den Jahren nach 1933 formiert sich in Freital und Umgebung zahlreicher Widerstand gegen den Nationalsozialismus. Aktiv ist zum Beispiel Hellmuth Heinz, Mitglied einer Widerstandsgruppe in Dresden. 1941 wird er zu 15 Jahren Zuchthaus verurteilt.

**1939** leben 37.061 Menschen in Freital.

**1943 bis 1945** In der Stadt entstehen zahlreiche Zwangsarbeiterlager für mehrere Tausend Kriegsgefangene und Zwangsarbeiter. Ein Drittel von ihnen sind Frauen, die beispielsweise in den Gußstahlwerken Döhlen des Flick-Konzerns und in zahlreichen anderen großen Maschinenbaubetrieben Zwangsarbeit verrichten müssen. Sie sind aus den von Deutschland besetzten Ländern verschleppt worden.

Am 24. August 1944 wird ein alliierter Luftangriff auf den Freitaler Stadtteil Birkigt geflogen, der als Ziel das Votolwerk der Rhenania-Ossag im Ort hat. Dieser Tagangriff legt den Stadtteil größtenteils in Schutt und Asche. 244 Menschen kommen ums Leben, darunter zahlreiche Zwangsarbeiter und Kriegsgefangene.

Den Stadtteil Potschappel treffen am 14. Februar und am 17. April 1945 Sprengkörper. Insgesamt beklagt Freital 262 Bombentote. Danach sind mehr als 2.000 Wohnungen erheblich zerstört. Unternehmen wie die Maschinenfabrik Müller in Freital-Potschappel verlieren ihre Produktionsstätten durch die Bombardements.

Am 8. Mai 1945 übernehmen die Truppen der Roten Armee die Stadt kampfflos. Stadtrat Scheibner übergibt die Stadt an der Ecke Dresdner/Wilsdruffer Straße an einen Panzer-Kommandanten der Dritten Gardearmee. Vom 24. März bis 19. August 1945 ist Franz Baumgarten als Oberbürgermeister tätig. Stadtrat Scheibner und Franz Baumgarten arbeiten gemeinsam in dieser schwierigen Zeit für die Stadt.



*Kreuzung Lutherstraße und Dresdner Straße.*

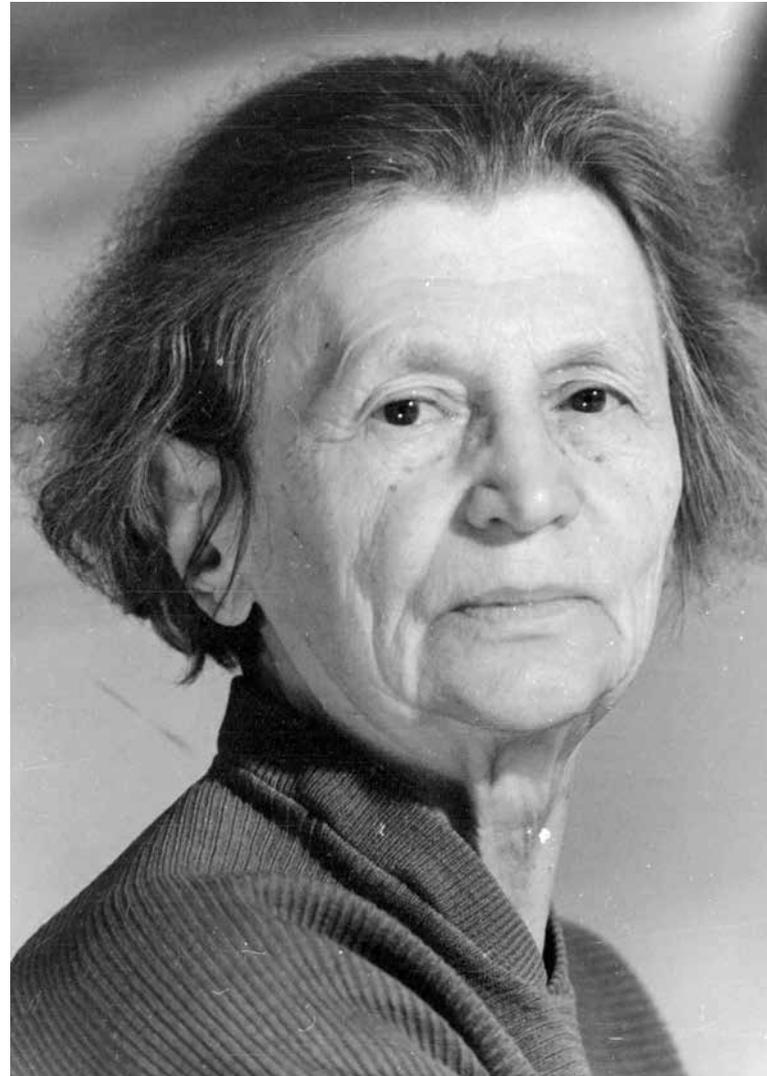
# Die Übersetzerin

Dr. Eva Schumann

**A**m 8. Januar 1889 wurde Eva Feine in Hainichen als Tochter des Amtsrichters Georg Hans Feine und dessen Ehefrau Mathilde Luise geboren.

Zunächst besuchte sie eine Bürgerschule in Hainichen. Aufgrund der Versetzung ihres Vaters 1899 nach Dresden lernte sie dort in einer neunklassigen Mädchenschule weiter. Sie war sehr wissbegierig und zielstrebig. In den Sprachen Englisch und Französisch ermöglichten ihre Eltern Privatunterricht. Auf einer Sprachreise nach England konnte sie ihr Wissen anwenden und vertiefen. Nach dem Besuch der Mädchenschule erlernte sie das Buchbinderhandwerk und besuchte 1908 Vorlesungen an der Hochschule für Buchgewerbe und Grafische Kunst zu Leipzig. 1910 legte sie nach privater Vorbereitung ihr Abitur am König-Georg-Gymnasium in Dresden ab und studierte Botanik, Zoologie und Geologie in Dresden, Berlin, München und Wien. Am 30. März 1912 heiratete Eva den Schriftsteller und Journalisten Wolfgang Schumann. Von 1913 bis 1922 wohnte das Ehepaar im Dürerbundhaus in Blasewitz, in welchem auch Wolfgang Schumanns Stiefvater Ferdinand Avenarius und seine Mutter Else Avenarius lebten. Das Dürerbundhaus ging nach dem Tod der Schwiegermutter in den Besitz von Eva Schumann über.

1914 promovierte sie in München über tropische Farne. Im Jahr 1918 schloss sie sich der Arbeiterbewegung an



und schrieb als Rundfunkkritikerin für die sozialdemokratische „Dresdner Volkszeitung“. Außerdem engagierte sie sich politisch und trat 1918 der SPD bei. Ab 1919 war sie als Übersetzerin aus dem Englischen, Holländischen und Französischen tätig. Eine ihrer ersten Übersetzungen war unter anderem 1924 die Übertragung von Victor Hugos „Die Elenden“ ins Deutsche. Sie übersetzte aber auch Kriminal- und Abenteuerromane sowie Frauenbiografien. Im Zeitraum von 1921 bis 1940 führte sie längere Auslandsaufenthalte in Holland, England und Italien zum Studium der jeweiligen Sprache durch. Ab 1933 lebte Eva im Exil in der Tschechoslowakei und in England. 1944 befanden sich die Schumanns in Obernigk bei Breslau im Haus der befreundeten Schriftstellerin Marianne Bruns und gegen Kriegsende kehrten sie nach Dresden zurück.

Bei den Luftangriffen am 13. Februar 1945 auf Dresden wurde das Haus der Familie Schumann auf der Ferdinand-Avenarius-Straße in Blasewitz zerstört. Eva, ihr Mann Wolfgang und Marianne Bruns wurden daraufhin von dem Maler und Grafiker Karl Hanusch in Freital-Niederhäslich aufgenommen und blieben nach Kriegsende in Freital.

An der Gründung des „Schauspielhaus im Plauenschen Grund“ war sie 1946 beteiligt. Nach 1947 veröffentlichte sie weitere Übersetzungen, unter anderem Werke von Romain Rolland, Theodor Dreiser, Theun de Vries und den Briefwechsel Vincent van Goghs.

Sie erhielt zahlreiche Ehrungen, wie beispielsweise 1966 den „Vaterländischen Verdienstorden“ der DDR in Silber, 1970 den Literaturpreis „F.-C.-Weiskopf-Preis“ und den „Martin-Andersen-Nexö-Kunstpreis“.

1967 wurde Dr. Eva Schumann zur Ehrenbürgerin der Stadt Freital ernannt.

Ab 1965 gab es Verhandlungen mit der Stadt Freital über eine gemeinsame Stiftung mit Marianne Bruns, welche 1975 endgültig eingerichtet wurde. Aus der Stiftung wurden vor allem soziale und kulturelle Projekte unterstützt. Dr. Eva Schumann starb nach einem bewegten Leben am 3. Dezember 1973 in Freital.

# Der grüne Zweig

Marianne Bruns

**D**ie Künstlerin Uta Hauthal erinnert sich sehr gut an eine Veranstaltung mit Marianne Bruns Anfang der 1980er Jahre. Die schmale, kleinwüchsige Schriftstellerin sprach über ihren neuen Roman „O Ninive! – Die Geschichte des Propheten Jona“, indem sie vom Entstehungsprozess des Buches erzählte und einige Passagen vorlas. Ihre klare Stimme, die Kraft und Energie, die von ihr ausgingen, beeindruckten mich sehr, sodass dieser Abend unvergessen blieb. Wenn ich mir heute vergegenwärtige, dass sie damals die 80 bereits weit überschritten hatte, staune ich umso mehr. Den Inhalt der Lesung und des Romans erinnere ich nicht, auch habe ich das Buch bisher noch nicht gelesen, aber eines behielt ich, aus welchen Gründen auch immer, im Gedächtnis: Marianne Bruns charakterisierte ihre Titelfigur Jona als einen fast asketischen Menschen mit sehnigem, fettlosem Körper. Seit ich mich mit dem Leben und Werk der Autorin näher beschäftige, spüre ich die Nähe, die sie in diesem Punkt zu ihrer Figur des Propheten hatte: Sie führte im Alltäglichen ein äußerst einfaches, anspruchsloses Leben, während sie voller Hingabe an und Ehrgeiz für ihre Literatur war.

1897 wurde Marianne Bruns in Leipzig geboren, wuchs aber in Breslau auf, wo ihr Vater einen Wäschereibetrieb aufbaute. Nach der Schulausbildung studierte sie Gesang, glaubte allerdings bald, dass ihre Stimme für

die große Karriere nicht reichen würde, deshalb wendete sie sich, von Freunden ermutigt, dem Schreiben zu. Nach dem frühen Tod des Vaters übernahm Bruns in den 1920er Jahren die Leitung des Unternehmens, eine Aufgabe, so darf vermutet werden, die gewiss zur Ausprägung ihres hohen Arbeitsethos' beigetragen hat.

Nach ersten Veröffentlichungen in der „Kunstwart“-Bücherei zog sie sich 1933 ganz zurück, etliche ihrer jüdischen und sozialdemokratischen Freunde, durch die sie eine offene, bürgerliche Welt kennengelernt hatte, verließen Europa, sie ging, wie sie selbst sagte, in die innere Emigration. An den Büchern, die sie in den folgenden Jahren schrieb, wird das deutlich, es handelt sich um psychologisch fundierte Romane wie „Über meinen grünen Garten fliegen die Schwalben“ (1940) und Kinderbücher wie „Jau und Trine laden ein“ (1933) oder „Die Schwedin und die drei Indianer“ (1934). Bereits hier wird eine besondere Fähigkeit der Schriftstellerin deutlich: Kinder schildert sie sehr differenziert und aus einer gleichberechtigten Perspektive, Erwachsene erscheinen stets als Begleiter, nicht etwa als Erziehende. Außerdem klingt in den frühen Romanen immer wieder ein Motiv an, das vielleicht in ihrem eigenen Leben wurzelt: familiäres Glück und ein erfolgreiches Künstlerinnendasein bleiben unvereinbar.

Als Flüchtling gelangte Marianne Bruns nach Dresden und fand nach dem 13. Februar 1945 Unterschlupf in Freital, wo sie bis zu ihrem Lebensende wohnte. Es ist anzunehmen, dass sie nach dem Krieg wie viele ihrer Zeitgenossen davon überzeugt war, im Osten Deutschlands einen neuen, besseren Staat aufbauen zu helfen, so wurde sie 1946 Mitglied der SPD. Einige Werke kündigen ganz direkt von dieser politischen Überzeugung, zum Beispiel das Bändchen „Die ersten Drei im Kampf um den Titel Brigade der sozialistischen Arbeit“ (1959) und vor allem der große Roman „Uns hebt die Flut“ (1969), in dem sie sehr kunstvoll und lebendig Schicksalslinien historischer Frauengestalten wie Käthe Kollwitz, Clara Zetkin und Helene Lange mit einem fiktiven bürgerlichen Frauenleben verbindet. Neben diesen direkten politisch-gesellschaftlichen Büchern schuf Marianne Bruns in den Jahrzehnten bis zu ihrem Tod 1993 ein inhaltlich wie stilistisch reiches und vielfältiges Oeuvre: Novellen und Erzählungen, Romane und Hörspiele, Theatertexte und Gedichte, historische Jugendbücher – es gibt kaum ein Genre, das sie ausließ. Ihr literarischer Nachlass befindet sich in der Sächsischen Landes- und Universitätsbibliothek (SLUB) Dresden. Er gewährt Einblicke in die Einfachheit und Disziplin ihres Alltags, und er zeigt, dass sie zusätzlich zur literarischen Arbeit auch mit ihren Lesern im brieflichen Austausch stand. Eine Reihe davon waren Jugendliche und Kinder.

Am Anfang habe ich „O Ninive!“ erwähnt, die Gestaltung des Jona-Stoffs. Bereits 1980/81 hatte sich Marianne Bruns einem anderen biblischen Thema zugewendet: Unter dem Titel „Der grüne Zweig“ veröffentlichte sie einen Kurzroman über den Bau der Arche Noah. Mit



einer Rahmenhandlung der Gegenwart versehen, wurde ihr dieser Stoff zur Parabel für die drängenden ökologischen Fragen der Zeit wie Ressourcenausbeutung, Wasserknappheit, Überbevölkerung und vieles mehr. Jeder Satz in diesem Buch ist von bestürzender Aktualität, aber mit dem grünen Zweig in Herz und Hand lassen sich Lösungen finden. Dafür können wir etwas tun. Und in jedem Fall können wir ein reiches, tiefgründiges, vielfältiges literarisches Werk entdecken – das der Freitaler Ehrenbürgerin Marianne Bruns.

# 1945 bis 1960

**1947** Einführung einer einheitlichen gesetzlichen Sozialversicherung (SV) für Arbeiter und Angestellte in der DDR. Die Krankenversicherung der SV schließt unentgeltlich eine ambulante und stationäre ärztliche und zahnärztliche Behandlung, die Versorgung mit Medikamenten, Zahnersatz und anderen Heilmitteln, die Inanspruchnahme von Kuren und Rehabilitationsmaßnahmen sowie die Zahlung von Kranken- und Ausfallgeld ein.

**19. April 1950:** „Gesetz der Arbeit zur Förderung und Pflege der Arbeitskräfte, zur Steigerung der Arbeitsproduktivität und zur weiteren Verbesserung der materiellen und kulturellen Lage der Arbeiter und Angestellten“: Wochenarbeitszeit von 48 Stunden festgelegt (je 8 Stunden montags bis samstags), für Jugendliche von 16 bis 18 Jahren auf 45 Stunden wöchentlich (oder je 7 ½ Stunden montags bis samstags) und für Jugendliche von 14 bis 16 Jahren auf 42 Stunden wöchentlich (oder je 7 Stunden montags bis samstags), Grundurlaub sind 12 Arbeitstage.

## Rechte und Pflichten von Frauen

**8. März 1947** Gründung des Demokratischen Frauenbundes Deutschland – DFD  
In der sowjetischen Besatzungszone ist der DFD eine Massenorganisation in der Nationalen Front. In Westber-

lin entwickelt sich aus den DFD-Kreisverbänden der Demokratische Frauenbund Westberlin. Ab Gründung der DDR wird der DFD schnell zu einer Massenorganisation.

### **1949** DDR-Verfassung

Artikel 7: „Mann und Frau sind gleichberechtigt. Alle Gesetze und Bestimmungen, die der Gleichberechtigung der Frau entgegenstehen sind aufgehoben.“

Artikel 18: „Mann und Frau haben bei gleicher Arbeit das Recht auf gleichen Lohn.“

Die Verfassung der DDR ist die Grundlage für die uneingeschränkte Einbeziehung der Frauen in den Arbeitsprozess und ihre berufliche Qualifizierung.

**1949** Frieda Nadig, Elisabeth Selbert, Helene Weber und Helene Wessel sind die vier Mütter des Grundgesetzes. Ihrem Einsatz ist es maßgeblich zu verdanken, dass die Gleichberechtigung von Frauen und Männern 1949 im Grundgesetz der BRD verankert wird. Sie erkämpfen die Festschreibung von Art. 3, Abs. 2: „Männer und Frauen sind gleichberechtigt.“

**27. September 1950** „Gesetz zum Schutz von Mutter und Kind und über die Rechte der Frau“ in der DDR.  
Frauen werden fünf Wochen vor und sechs Wochen nach

der Geburt ihres Kindes freigestellt und bekommen Leistungen in voller Höhe ihres Lohnes. Das Gesetz formuliert auch den Ausbau der staatlichen Kinderbetreuung und die Förderung der berufstätigen Frau.

1950 sind 49 Prozent der Frauen in der DDR berufstätig oder in einer Ausbildung.

Zu Beginn der 1950er Jahre wird in der DDR ein Großteil der Mietswohnhäuser verstaatlicht.

**8. März 1951** Aus den Landesverbänden des DFD entwickelt sich in der BRD ein eigenständiger Verband. Er ist aktiv in der Friedensbewegung und wird 1957 verboten.

**1952** Mutterschutzgesetz in der BRD

**1958** tritt in der Bundesrepublik Deutschland das Gesetz über die Gleichberechtigung von Mann und Frau in Kraft. Die Frauen sind nun berechtigt, ein eigenes Konto zu eröffnen und damit über ihr eigenes Geld zu entscheiden. Bis 1958 konnte ein Ehemann über das Arbeitsverhältnis seiner Frau entscheiden – das heißt, er entschied, ob sie arbeiten durfte.

**1958** Abschaffung der Lebensmittelkarten, Verteuerung der Lebensmittel, eine nicht berufstätige Ehefrau wird im Lohnsteuersystem der DDR nicht berücksichtigt. Dadurch sind auch verheiratete Frauen genötigt zu arbeiten.

## Entwicklung in Freital

Im **August 1945** wird in Freital unter räumlich schwierigen Verhältnissen die erste Kunstaussstellung in Sachsen nach Kriegsende organisiert und veranstaltet. Diese Aktivität ist maßgeblich auf das Wirken von Hellmuth Heinz zurückzuführen. Er beteiligt sich unter anderem an der Gründung verschiedener lokaler Zeitungen, ist Mitbegründer des Freitaler Schauspielhauses im Plauenschen Grund 1947, das als Spielstätte der ausgebombten Dresdner Theater genutzt wurde sowie des Freitaler Ortsvereins des Kulturbunds 1947 und der Volkshochschule in Freital, deren ehrenamtlicher Leiter er bis 1953 ist.

Freital verliert **1946** den Status der Kreisfreien Stadt und wird in den Landkreis Dresden eingegliedert, der aus der Amtshauptmannschaft Dresden hervorgegangen ist. Die sowjetische Aktiengesellschaft Wismut, ab 1954 die deutsch-sowjetische Aktiengesellschaft Wismut, durchsucht das Freitaler Steinkohlenrevier ab 1947 auf radioaktive Anomalien mit Hilfe mehrerer Schächte und Schürfe.

### **7. Oktober 1949 Gründung der DDR**

Mit der Kreisreform 1952 wird Freital Verwaltungssitz und kreisangehörige Stadt des neugegründeten Kreises Freital im Bezirk Dresden. Er entsteht aus Teilen der alten Kreise Dippoldiswalde, Dresden, Meißen und Freiberg. Die Förderung energetisch nutzbarer Steinkohle wird auf Freitaler Stadtflur 1959 eingestellt. Dem nach dem Zweiten Weltkrieg herrschenden Brennstoffmangel von Industrie und Bevölkerung kann durch Restkohle-Gewinnung im Stadtgebiet beigegeben werden.

# Sportlich durchs Leben

Johanna Helbig

**G**ern möchten wir die bewegte Lebensgeschichte von Johanna in diesem Buch erzählen und nehmen Kontakt zu ihr auf. Wir stellen ihr unser Vorhaben vor, aber sie ist zögerlich. „Was habe ich schon zu erzählen? Wen interessieren meine Lebensgeschichten?“ Erst nach wiederholtem Anlauf erklärt sie sich für ein Interview bereit. Ja, so kennen wir Johanna: bescheiden und überlegt.

Wir freuen uns über das Interview. Johanna lässt ihr Leben Revue passieren und kommt ins Erinnern und Erzählen. Sogar Fotos liegen bereit.

## Wer war Johanna Helbig?

Johanna Schneider wurde am 17. April 1935 in der Nähe von Katowice in Beuthen geboren. Damals gehörte dieser oberschlesische Landstrich zu Deutschland. Heute heißt der Ort Bytom und liegt in Südpolen. Katowice und die Umgebung sind sehr reich an Kohle- und Erzvorkommen.

Beuthen in Oberschlesien war immer eine deutsche Stadt. Die Grenze war nur wenige Kilometer, manchmal nur einige Straßenzüge entfernt. Bis zum September 1939 und dem Überfall des nationalsozialistischen Deutschen Reichs auf Polen gab es ein friedliches Zusam-



*Konfirmation 1949.*

menleben zwischen Deutschen und Polen. Mit Beginn des Zweiten Weltkriegs zog sich die polnische Armee aus der Region Katowice zurück und ganz Schlesien wurde dem Deutschen Reich angegliedert. In dieser Zeit verlebte Johanna, die meist nur noch Hanna gerufen

wurde, ihre ersten Kindheitsjahre. Die Familie legte großen Wert auf eine behütete Kindheit. Der Vater arbeitete als Ingenieur im Bergbau, zuletzt als Steiger. So war das finanzielle Auskommen gesichert.

### **Hanna besuchte eine deutsche Schule**

In ihrer Kindheit erfuhr sie nichts von den polnischen Schicksalen, von den Menschen, denen das Grundeigentum genommen wurde, davon dass der polnische Schulunterricht weitgehend eingestellt und hunderttausende Polen zur Zwangsarbeit verschickt wurden. Auch der Krieg war zunächst weit weg.

Aber für die Erwachsenen waren die Gefahren und Einschränkungen überall spürbar. 1944, mit dem Rückzug der deutschen Truppen veränderte sich auch das Leben von Hannas Familie drastisch. Der Beschluss zur Ausweisung der Deutschen aus Polen führte zu einer Lawine von Ereignissen, die auch für das neunjährige Mädchen prägend waren. Mitte Januar 1945 gelang es der Mutter, mit Hanna und einer alten Tante den letzten Zug aus Beuthen in Richtung Deutschland zu bekommen. Sie verließen die Wohnung und konnten nur das Nötigste auf die Flucht mitnehmen. Das Schlimmste war aber, dass der Vater die Stadt nicht mit der Familie verlassen durfte. Er musste weiter im Bergwerk arbeiten. So wurde die Familie für eine lange, ungewisse Zeit auseinandergerissen. Die Mutter, Hanna und die betagte Tante waren allein auf sich gestellt. Zugfahrt in Eisenbahnwaggons, unendlich langes Halten auf Bahnhöfen, Hoffnungen und Ängste: Wer wird sich uns nähern? Was wollen die Fremden? Wo werden wir ankommen?



### *Johanna Helbig*

*Geboren: 17. April 1935 in Beuthen*

*Gestorben: 5. November 2020*

*Lebensmotto:*

*Sie ist immer ein positiver Mensch gewesen. Johanna Helbig suchte sich Gruppen aus wo sie merkte, dass es vorangeht und mit Begeisterung Aufgaben gelöst werden. Dann fällt es auch leicht andere mitzuziehen.*

*Aktiv als: Sie gehörte zu den Gründungsmitgliedern, die 1951 die Sektion Volleyball innerhalb der BSG Stahl Freital ins Leben riefen. Arbeitete nach der aktiven Laufbahn immer ehrenamtlich als Trainerin/Übungsleiterin*

*Was wünschte sie sich für Freital:*

*In der Stadt fehlt die Vielfalt an Geschäften. Leider halten sich neue Läden nicht lange. Das ist schade! Sonst hat sich Freital an vielen „Ecken“ verschönert. Sie wünschte sich, dass Neugeschaffenes lange erhalten bleibt. Für die Sportvereine wünschte sie sich mehr ehrenamtliche Übungsleiter, damit Kinder und Jugendliche die Freude am Sport verinnerlichen und dadurch gesund bleiben können.*

Nach einigen Zwischenstationen und Umwegen landeten sie im April 1945 in Siegmars-Schönau. Kurze Zeit später ging die Reise weiter – teils mit dem Pferdefuhrwerk und teils zu Fuß bis nach Markersbach im Erzgebirge.

Zum Glück verfügte die Familie über einige flüssige finanzielle Mittel – Geld, welches die Mutter heimlich versteckt auf der Flucht mitführte. Dies sollte den Anfang in der Fremde noch wesentlich erleichtern.

Wohnraum gab es in Markersbach nicht. So wurden sie erst einmal in der Schule einquartiert. Alles war sehr beengt und notdürftig. Fand Unterricht statt, konnten sie „ihre“ Zimmer nicht nutzen. Die Mutter machte sich auf die Suche nach anderem Wohnraum. Fündig wurde sie bei einer Frau im Ort mit einem Lebensmittelgeschäft. Gut für die kleine Familie war, dass solange das Geld reichte, Brot gekauft werden konnte, auch wenn der Preis 120 Mark betrug. Doch als das Geld aufgebraucht war, gab es kein Brot mehr. Johanna, nun schon zehnjährig, konnte dies nicht verstehen. Sie hatte ständig großen Hunger. So sagte sie in ihrer Verzweiflung, „Ich brenne dem Bäcker die ‚Bude‘ ab.“

Es folgten viele Umquartierungen, nichts Bleibendes. Je nachdem, wo die Familie gerade lebte, wechselte Johanna die Schule und damit auch die Lehrer und die Klassenkameraden. Sie musste sich ständig neu anpassen und war doch immer eine Fremde.

Später erhielten die Frauen die Nachricht, dass Hannas Vater in Kriegsgefangenschaft war. So verflog das letzte Fünkchen Hoffnung auf ein baldiges Wiedersehen. Endlich, zwei Jahre nach Kriegsende kehrte der Vater zur Familie zurück. Die Kriegsgefangenschaft hatte an ihm gezehrt. Trotzdem musste er eine Arbeit suchen, damit

er seine Familie mit dem Nötigsten versorgen konnte. Zuerst in Zwickau. Später fand er in Freital im Steinkohlenschacht als Bergmann eine Arbeit. Aufgrund seiner bergmännischen Erfahrungen arbeitete er auch hier als Steiger. Als dieser Schacht die Förderung einstellte und geschlossen wurde, wechselte der Vater zur Wismut AG. Der Familie ging es besonders durch die Arbeit des Vaters emotional und finanziell wieder besser. Bergmann, das war eine sehr harte Arbeit: körperlich anstrengend und gefährlich in Dunkelheit und Kohlenstaub. Aber der Beruf war anerkannt und so erhielten die Kumpel extra Zuwendungen zur Lebensmittelration. „Unser besonderes Glück“, sagte Hanna. „Wir bekamen bevorzugt eine Wohnung. So konnten wir in Freital, Am kleinen Weg eine richtige, eigene Wohnung beziehen.“ Das fühlte sich an wie ein kleines Paradies nach allem, was die Familie hinter sich hatte.

1949 beendete Hanna mit der achten Klasse die Schule. Das Lernen machte ihr wieder richtig Spaß. Sie war eine wissbegierige, gute Schülerin und so durfte sie die EOS – die Erweiterte Oberschule besuchen, was dem heutigen Gymnasium entspricht. Das erste Schuljahr an der EOS war noch in Dresden-Plauen. Die Freitaler Schülerinnen und Schüler waren schon in einer extra Klasse zusammengefasst. 1950 dann wurde in Freital die EOS – damals noch im Gebäude der heutigen AOK-Geschäftsstelle – eröffnet. Es gab zu dieser Zeit drei neunte Klassen und drei zehnte Klassen. Die Lehrer waren sehr jung. Meist handelte es sich um Neulehrer.

Hanna erzählte von dieser Zeit mit viel Leidenschaft: „Wir waren eine sehr sportliche Klasse. Wir haben viel gemeinsam unternommen. So waren Wanderungen in

die Sächsische Schweiz und im Winter Skifahren im Erzgebirge in Schellerhau und Geising angesagt.“ Sie berichtete weiter, dass sie sich bis in die heutige Zeit hinein regelmäßig treffen und sich über die alten Zeiten unterhalten.

Bereits in der Schulzeit war Hanna voller Begeisterung in der Sektion Leichtathletik aktiv. Sie hatte Interesse an vielen verschiedenen Sportarten und konnte sich nicht so recht entscheiden. Besonders gut war sie in den Laufdisziplinen, bevorzugte dabei die Kurzstrecken. Auch wenn der Crosslauf nicht zu ihren Lieblingsdisziplinen gehörte, gewann Hanna den ersten Windberglauf, der 1950 stattfand. Heute, nach mehr als 70 Jahren, ist dieser Windberglauf noch immer eine beliebte Sportveranstaltung der Läuferinnen und Läufer von jung bis alt.

1951, Hanna erinnerte sich noch genau, sah sie das erste Mal ein Volleyballspiel. Die Fußballjungen brachten dieses Spiel aus einem Trainingslager mit. Bisher hatten sie nur durch Bretterzäune sowjetische Soldaten beobachtet, welche mit einem eigenartigen Ballspiel offensichtlich Herausforderung und Spaß hatten. Der Blick unter der Bretterwand hindurch offenbarte lediglich nach oben hüpfende Beine und einen Ball, der manchmal auch über den Brettern erkennbar war. Erst jetzt, mit diesem Wissen, bekamen diese Beobachtungen einen Zusammenhang. Ein Spielablauf wurde erkennbar. Mit guten Argumenten überredeten die Schüler ihren damaligen Sportlehrer Hans Töpfer, dieses Ballspiel auszuprobieren. Sie bauten gemeinsam auf dem Sportplatz Burgwardsberg den „Käfig“ und trainierten. Im Winter spielten sie in der Turnhalle Rudeltstraße. Später fanden sie Spielmöglichkeiten in der Turnhalle Turnerstra-



*Sport in der Natur während des Studiums an der DHfK.*

ße. Bereits im Jahr 1951 wurde die Sektion Volleyball innerhalb der BSG Stahl Freital, der Betriebssportgemeinschaft des Edelstahlwerkes, gegründet.

Volleyball entwickelte sich zu einem Volkssport auf Plätzen, in Freibädern, am Strand und später mit veränderter Spieleranzahl auch als Beachvolleyball.

Neben Mannschaften in Dippoldiswalde, Meißen und Zittau waren Hanna und ihre Mitspielerinnen die ersten Volleyballerinnen in Sachsen. Die Damenmannschaft errang bereits 1952 den Meistertitel aller Stahlwerksspieler der DDR in Eisleben. Die Herren erreichten Platz zwei.

Hanna war stets stolz auf diese Entwicklung, woran sie einen maßgeblichen Einfluss durch ihre aktive Tätigkeit hatte. Sie sagte: „Wir besaßen bei den Mädchen und

Frauen und auch bei den Männern sehr gute Spielerinnen und Spieler, die auch die Auswahlmannschaften der DDR verstärkten.“ Hanna selbst gehörte zu den ersten zehn Spielerinnen. Gemeinsame sportliche Erlebnisse



schweißten zusammen und verbanden sich zu langwährenden Freundschaften. Diese Frauenmannschaft trifft sich auch heute noch. So waren sie zuletzt im September 2020 gemeinsam in Prag. Der Sport prägte Hanna über 60 Jahre. Auch wenn sie heute nicht mehr selbst aktiv Volleyball spielen, der Kontakt und der kameradschaftliche Zusammenhalt rissen nie ab. Die Freude an der Bewegung und am Sport blieb für das ganze Leben prägend. Wer Hanna kannte und ihr in der Stadt Freital begegnete, sah sie oft ihre Wege mit dem Fahrrad oder zu Fuß erledigen. Und dies bis ins hohe Alter hinein, ja, bis zuletzt.

### **Zurück zu ihrer Biografie**

1953 gab es den ersten Abschlussjahrgang an der EOS Freital, der nach dem Zweiten Weltkrieg das Abitur ablegte. Hanna gehörte zu den glücklichen und stolzen Absolventen. In ihre Klasse ging auch ihr späterer Ehemann Klaus. Alle Absolventen dieses Jahrgangs begannen ein Studium. Ihrer sportlichen Leidenschaft folgend, entschied sie sich für ein Sportstudium. Sie bewarb sich für den Studiengang Diplomsportlehrer an der DHfK, der Deutschen Hochschule für Körperkultur und Sport in der damaligen DDR in Leipzig. Sie wurde aufgenommen und es folgte eine großartige und fordernde Zeit an der DHfK mit einer soliden sportlichen Ausbildung. Nach dem erfolgreichen Studienabschluss 1958 kehrte Hanna nach Freital zurück. An der DHfK beendete man das Studium mit dem Diplom für Sport. Für eine Anstel-

*Auszeichnung als vorbildliche Übungsleiterin 1987.*

lung als Lehrerin an einer allgemeinbildenden Schule war jedoch ein weiteres Diplom in Pädagogik und in einem weiteren zusätzlichen Schulfach erforderlich. So konnte sie nicht als Lehrerin an einer POS, einer Polytechnischen Oberschule tätig werden.

Daraufhin entschied sie sich, eine Tätigkeit an der Berufsschule des Edelstahlwerkes Freital zu beginnen. Dort arbeitete sie 35 Jahre und erinnerte sich sehr genau an diese Zeit. Sie sagte einmal: „Ich habe es immer als Herausforderung gesehen und alle Aufgaben angenommen.“ Oft motivierte sie ihre Berufsschülerinnen und Berufsschüler Sport als Freude zu verstehen und

sich in Wettkämpfen zu messen. So nahmen ihre Schüler an sehr vielen Lehrlingswettbewerben teil. Besonders beliebt waren die Wettkämpfe „Stärkster Lehrling der DDR“ und „Sportlichstes Mädchen der DDR“. Ende der 1970er Jahre kam das „Sportlichste Mädchen der DDR“ Sabine Solarek, heute Mayer, aus dem Kreis Freital. Viele Möglichkeiten boten die Kinder- und Jugendspartakiaden auf Kreis- und Bezirksebene, Crossläufe und auch Turniere in den Ballsportarten. Hanna wusste, Mannschaftssportarten sind etwas Besonderes, verlangen Teamgeist, Zusammenspiel sowie Einsatzfreude und können zu lebenslangen Freundschaften führen.



*Skilager in Zinnwald-Georgenfeld.*

Ihr fachliches Wissen als Sportlehrerin wollte sie gern weitergeben. So arbeitete sie rund zehn Jahre als Fachberaterin für Sport der Oberstufe an der EOS und an Berufsschulen.

1960 heiratete sie ihren ehemaligen Klassenkameraden Klaus Helbig. Ein Jahr später kam der erste von zwei Söhnen zur Welt. Sport spielte in der Familie weiterhin eine große Rolle, gleich ob in der aktiven Ausübung oder auch in ehrenamtlichen Funktionen im Volleyball. Die Leidenschaft zum Volleyball teilte auch ihr Ehemann. So nahmen sie unter anderem beim Mix-Dipps Volleyballturnier in Dippoldiswalde im Rahmen des Volkssports



teil. Durch ein intensives Volleyballtraining führte sie ihre Mannschaft 1969 bis zum V. Turn- und Sportfest nach Leipzig.

Ihre gesamte Familie war begeistert vom Volleyballsport. Während ihr Mann Dr. Klaus Helbig als ehrenamtlicher Verbandsfunktionär Präsident des DDR-Volleyballverbandes und nach der „Wende“ Präsident des Sächsischen Volleyballverbandes und Vizepräsident des gesamtdeutschen Volleyballverbandes war, leitete Hanna über 35 Jahre erst die Sektion Volleyball bei der BSG Stahl Freital und dann den Volleyballsportverein Blau-Weiß Freital. Dort wurde sie später Ehrenmitglied.

Für Hanna war es selbstverständlich, nach ihrer Unterrichtszeit noch als Trainerin im Verein zu arbeiten. Auch ihre Söhne lieben diesen Sport und geben die Begeisterung an die nächste Generation weiter. Sportlich der erfolgreichste Teil war Hannas ehrenamtliche Arbeit im Trainingszentrum – TZ Volleyball. In den 1970er und 1980er Jahren erkämpften sie mehrere DDR-Meistertitel und zahlreiche Spielerinnen konnten zu den Sportclubs delegiert werden. Bei unserem Interview war sie voller Stolz auf diese Zeit. Gleichzeitig machte es sie traurig, dass heute viele Erwachsene in ihrer Freizeit die Tätigkeit als Trainer im Kinder- und Jugendbereich scheuen. Die letzten zehn Berufsjahre arbeitete sie als Schwimmlehrerin in der Hainsberger Schwimmhalle in Freital. Die Arbeit mit den jüngeren Schülerinnen und Schülern bereitete ihr viel Freude. Sie fand es enorm wichtig, dass alle Kinder von klein auf das Schwimmen lernen. „Das ‚Seepferdchen‘ reicht nicht

*Glückliche Braut in den Armen von Klaus zur Hochzeit 1960.*

aus. Es ist nur der spielerische Anfang“, sagte sie. Ihr Motto: „Sport bedeutet aktive Bewegung und dies macht Kinder stark, auch für die anderen Schul- und Lebensaufgaben.“

Ihre letzten Lebensjahre wohnte Hanna in Freital-Potschappel. Im Interview erzählte sie uns, wie sich die direkte Umgebung ihrer Wohnanlage mit den Jahren immer mehr herausgeputzt hat. Mit „Oskarshausen“ ist etwas großartig Neues gelungen: Spiel und Bewegung für die ganze Familie. Bis zu den durch die Corona-Pandemie bedingten Einschränkungen war sie gern im Schloss Burgk zu Besuch. Abwechslung und Freude bereiteten ihr die kleinen Konzerte im Schloss. Sportlich gab es in Freital viele Möglichkeiten. Sie ist sich nicht sicher, ob die Zusammenlegung von drei Vereinen zum neuen Sportclub Freital eine gute Idee war.

Johanna Helbig war immer ein positiv denkender Mensch. Sie ließ sich von Schicksalsschlägen nicht niederdrücken. Gern setzte sie sich für andere Menschen ein, gab gute Ratschläge, ohne sich selbst in den Mittelpunkt zu stellen oder gar aufzudrängen. Sie war eine gute ZuhörerIn. Mit Begeisterung setzte sie sich gemeinsam mit Gleichgesinnten für die Lösung von Aufgaben ein. Dafür, meinte sie, lohnt es sich zu kämpfen. Hanna konnte gut motivieren und Mitstreiter gewinnen, aber sich auch von anderen inspirieren lassen, um in einer Gruppe etwas voranzubringen.

Besonders stolz war sie auf ihre Familie. Alle halten zusammen und sie gehörte einfach dazu. Ihre Kinder, Enkel und Urenkel erzählen von ihrem Leben und Hanna bewunderte die Erfolge der Jüngsten. In der Wohnung hingen viele Bilder und Hanna konnte zu jedem Geschichten



*Beginn im Punktspielbetrieb der Kreisklasse 1993.*

erzählen. Wenn in der Nähe Sportveranstaltungen stattfanden, war sie gern als Zuschauerin dabei und feuerte auch die Urenkel an.

Am 5. November 2020 verstarb sie im Alter von 85 Jahren. Viele Freunde, Bekannte, Sportler und ehemalige Schüler werden sich immer wieder gern an sie erinnern. Wir sind sehr froh, dass Hanna im September 2020 dem Interview doch noch zugestimmt hat. In ihrer Wohnküche führten wir ein sehr kurzweiliges Gespräch. Wir haben viel Neues kennengelernt. Beeindruckend waren ihre Energie, ihre Teilnahme am Leben mit all seinen Facetten und ihr Optimismus.

Wir glauben, ihre Geschichte findet in diesem Buch einen würdigen Platz und ist eine Bereicherung.

# Kreative Visionärin

## Hannelore Umlauf

**E**s ist der 13. Februar 1945, ein leicht oranger Schein erhellte den Horizont in Retenice (Teplice), und kündigte unheilvoll von der Bombardierung in Dresden durch britische Flieger. Die Menschen hockten auch in Tschechoslowakei dicht gedrängt in Luftschutzkellern mit der allgegenwärtigen Angst vor dem Krieg. Hannelore war sechs Jahre alt und schmiegte sich an ihre Mutter, eine starke, optimistische, liebende Frau. Die Männer waren an der Front.

Als nach Kriegsende und der Kapitulation Deutschlands kurze Zeit später durch das Potsdamer Abkommen Zwangsumsiedlungen von Deutschen aus dem Sudetenland in der Tschechoslowakei beschlossen wurden, mussten Hannelore und ihre Mutter die Wohnung in Retenice im Juni 1945 sehr schnell verlassen.

Der Uniformierte lachte höhnisch auf als Hannelores Mutter einen Koffer unter dem Bett in der Wohnung hervorholte, in der sich die wertvolle Briefmarkensammlung des Vaters befand. Er schrie erbost in abgehacktem Deutsch: „Jeder nur ein Kleid, ein Handtuch! Schnell, schnell!“ und stieß den Koffer mit dem Fuß zurück unter das Bett. Sie hatten nur wenige Minuten, um sich anzuziehen. Die Mutter zog dem Kind schnell noch ihren Ski-anzug über das leichte Sommerkleid. Dann zogen die beiden also mit einer Gruppe von weiteren Ausgewiese-

nen an diesem heißen Sommertag im Juni 1945 zu Fuß über Dubí (deutsch Eichwald) und Zinnwald nach Geising in ein Auffanglager. Dabei wurden sie links und rechts eskortiert von berittenen Begleitern. Nach vielen Stunden dort erschöpft angekommen, wurden sie registriert und man wies ihnen Strohsäcke als Schlafplatz in einer Baracke zu, die sie mit vielen anderen teilten. Lebensmittel waren knapp und die Menschen hungerten. Man fragte, ob sie Verwandte oder Möglichkeiten einer Bleibe in Sachsen hätten. Ja, hatten sie. In Freital.

Später im Sommer 1945 wurden sie sehr herzlich bei der dreiköpfigen Familie von Hannelores Großtante Hermine und Arthur Jacob mit ihrem 15-jährigen Sohn aufgenommen. Zwei Wochen nach ihrer Ankunft in Freital stieß auch noch eine junge Verwandte mit ihren zwei kleinen Jungen dazu. Diese waren anderthalb und fünf Jahre alt. Die bescheidene Wohnung von Familie Jacob lag über dem Fuhrgeschäft Thurecht, An der Weißeritz 1 in Freital. Sie bestand aus einem kleinen Wohnzimmer, einem Schlafzimmer und einer winzigen Küche und platzte mit den vielen Menschen beinahe sprichwörtlich aus den Nähten.

In den Jahren nach dem Krieg herrschte vor allem Hunger in Deutschland. Lebensmittelmarken regelten die knappe Zuteilung. Verzweifelt wurden wertvolle Gegen-



## Hannelore Umlauf

Geboren am 4. Juli 1938 in Teplice (Tschechien)

**Beruf:** Lehrerin für Russisch, Geschichte und Spanisch

**Leben:** Sie gründete die Spielbühne in Freital im September 1973  
Seitdem wurden in der Spielbühne 119 Stücke aufgeführt mit etlichen Auszeichnungen

2018 wurde ihr vom Oberbürgermeister der Kultur- und Kunstpreis Freital verliehen

Was möchten Sie unseren Buchlesenden noch von Ihrer Lebens-  
erfahrung mit auf den Weg geben? Und was wünschen Sie  
Freital?

Bleiben Sie bescheiden. Das Glück wohnt in Ihnen selbst. Sie müssen es nur entdecken. Freuen Sie sich auch über die kleinene Dinge des Lebens. Freital soll den eingeschlagenen Weg weitergehen, eine lebendige, offene Stadt sein.

**Lebensmotto:**

Gib nie auf, bleibe ehrlich, hilfsbereit und vertraue auf das Gute im Menschen. Denn die Freude, die wir geben, kehrt ins eig'ne Herz zurück.

Denken Sie immer daran: In jeder Minute Ärger gehen 60 Sekunden Freude verloren!

**Aktiv als:**

mehr als 47 Jahre Mitglied und viele Jahre Leiterin der Spielbühne Freital e. V., hat in 85 Stücken mitgespielt oder die Leitung innegehabt,

Mitglied im Lehrerchor Freital fast 20 Jahre

stände gegen Essbares getauscht, zum Beispiel Bettwäsche gegen ein Stück Butter.

Die Mutter zog entschlossen mit ihrer kleinen Tochter umher, um bei Bauern nach Nahrungsmitteln zu betteln. Sie waren dabei täglich bei jedem Wetter unterwegs. Die meisten Bauern schickten sie schimpfend weg, sie riefen durch das geschlossene Tor, sie hätten selbst nicht

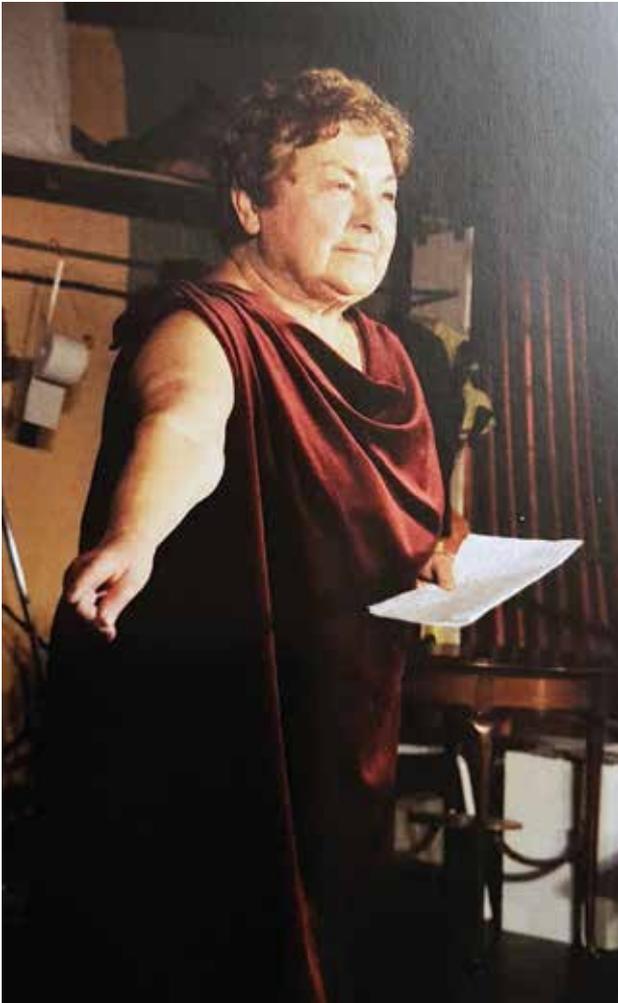


genug und dass schon viele vorher dagewesen wären. Hannelores Mutter wartete dann geduldig einige Zeit und klopfte erneut an dasselbe Tor. Manchmal hatte sie Glück und bekam drei Kartoffeln. Ein Ei war eine Seltenheit. Hannelore wartete versteckt in einem Busch mit den bereits erbettelten Lebensmitteln und bewachte diese, während die Mutter mit einem leeren Beutelchen weiterzog. Als Mutter und Tochter mit den erbeuteten Schätzen heimkamen, freuten sich die anderen sehr. Es gab damals Tag für Tag die gleiche schmierige „Rotzfädelsuppe“ aus Wasser, Salz und roh geriebenen Kartoffeln, die mal etwas dicker und mal etwas dünner war, je nach dem, was und wieviel die Familie auftreiben konnte.

Unmittelbar nach ihrer Ankunft in Freital meldete sich Hannelores Mutter beim örtlichen Wohnungsamt und beantragte Wohnraum für sich und ihre Tochter. Alle Freitaler wurden damals gebeten, Räume in ihren Behausungen Fremden wie Ausgebombten oder Vertriebenen zur Verfügung zu stellen. Nicht lange danach wies man den beiden ein eigenes kleines Zimmer in der zweiten Etage der Poisentalsstraße 13 in einer Wohnung zu, die sie mit zwei Frauen teilten. Johanna Fleischer und deren Tochter Christa waren gütige, großzügige und sehr herzliche Menschen. Besonders die junge Christa, deren Verlobter unlängst im Krieg gefallen war, weinte viel in dieser Zeit und liebte die kleine Hannelore wie ein eigenes Kind.

*Unterwegs in Freital mit meiner lieben Mutti, um 1948.*

Eines Tages 1947 kam der Vater aus russischer Gefangenschaft nahezu unverletzt zurück. Was für ein unendliches Glück. Er litt lediglich unter Wassereinlagerungen wie die meisten Heimkehrer. Er hatte auf dem Weg über Behörden seine Familie suchen lassen, bis er sie endlich in Freital fand. Hannelore erinnert sich an einen liebenden,



Auftritt in der Spielbühne als Neuberin im gleichnamigen Stück von Weiffenborn (2002).

gütigen Mann. Bald nach seiner Rückkehr bewarb er sich mit einem langen, ausführlichen, handschriftlichen Brief bei Lampadius (später ALFA) in Freital, einem Seife- und Shampoo-Betrieb, der damals zwischen dem heutigen Gründerzentrum und Bahnhof Deuben lag.

Wie freute sich die dreiköpfige Familie, als er eine Stel-



Auftritt im Volksstück „Kater Lampe“ als Ehefrau des Bürgermeisters Ermischer (2004).

lung als Buchhalter bekam. Der Direktor begründete seine Entscheidung damit, dass er von seiner Handschrift auf tiefe Ehrlichkeit schloss, womit er mehr als recht hatte, erinnert sich Hannelore. Mit dieser Beschäftigung erhielt die Familie auch Zugang zu Werbeprobepackungen, die sie zum Tauschen für Lebensmittel nutzen konnte. Hannelores Mutter pries die Proben bei den Bauern mit schauspielerischen Höchstleistungen an. Hannelore lacht bei der Erinnerung.

Neben den Entbehrungen beschreibt Hannelore auch einen starken Zusammenhalt und große Hoffnungen und Visionen in dieser Zeit. Viele hatten alles verloren oder/und waren traumatisiert, aber am Leben. Die Menschen dürsteten wie ein ausgetrockneter Boden nach Witz und Moral durch Unterhaltung.

Nach ihrem zehnten Geburtstag 1948 schrieb Hannelore ihr erstes Theaterstück mit dem Namen: „Im Wunderland der Blumen“. Mit drei Freundinnen, die sofort begeistert waren, begann sie tagelang zu proben – alle in Doppelrollen. Sogar ihre Mutter nahm sich die Zeit für eine weitere Doppelrolle, obwohl sie sehr beschäftigt war. Wenn sie nicht probten, dann nähten sie Kostüme, bastelten ein improvisiertes Bühnenbild und freuten sich mit Spannung auf den Tag der Aufführung. Ein Vorhang wurde vor dem Schuppen im Hof gespannt. Stühle wurden für die Gäste aufgestellt und Freunde und Nachbarn eingeladen. Am Tag der Aufführung füllte sich der Hof nach und nach bis auf den letzten Platz. Einige mussten stehen. Als das Raunen und Stühlerücken endlich verebbte, war es so still, man hätte eine Stecknadel fallen hören können. Alle folgten gespannt dem Schauspiel. Hannelores Mutter, souve-

rän in der Rolle als Blumenkönigin, sprach mit lauter Stimme eindrucksvoll von einem aufgestellten Podest herunter zur Rose:

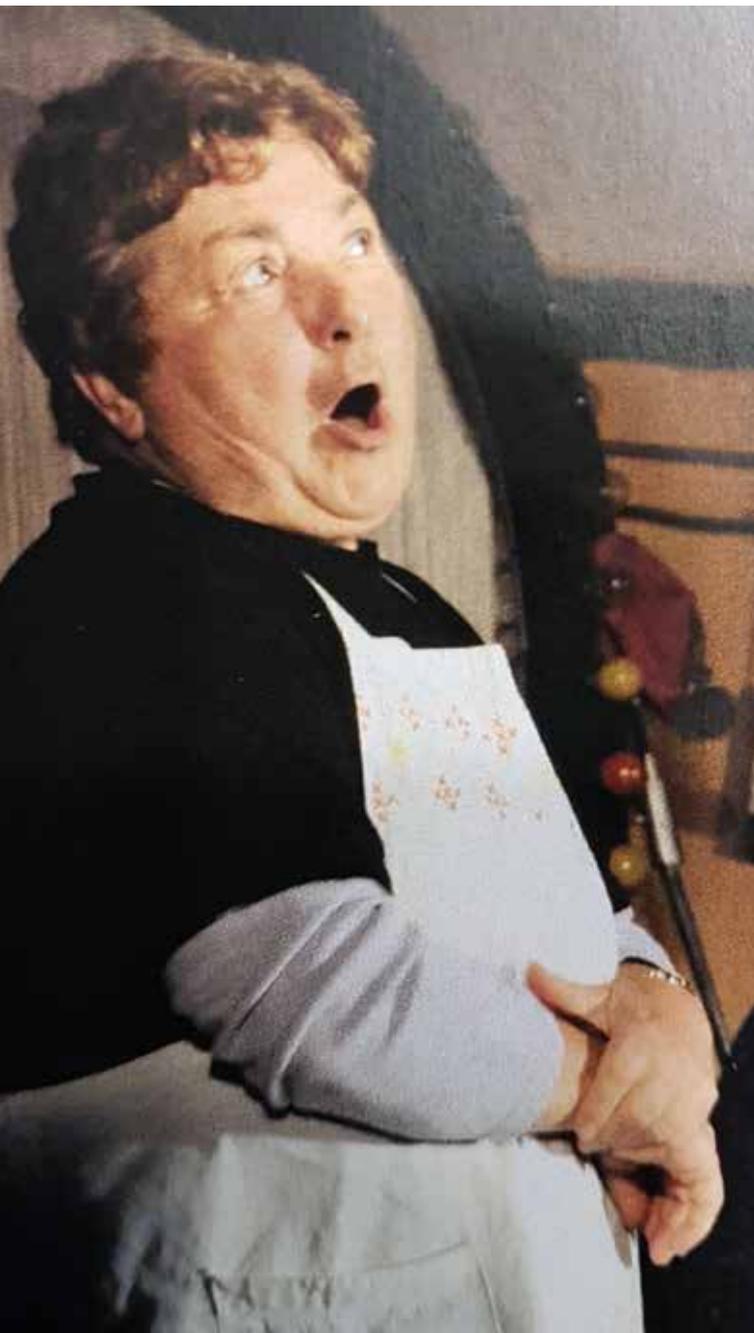
„Gewiss, du bist die schönste Blume der Natur, doch eine kurze Zeit ja nur.

Sieh dir dagegen Klein-Gänseblümchen an - wie schlicht und einfach ist es angetan, erfreut die Menschen weit und breit – auf vielen Wiesen lange Zeit“

Am Ende der Vorstellung herrschte zunächst knisternde Ruhe und dann endlich schallte tosender Applaus über den Hof hinweg über die Straße.

Dieses Schlüsselerlebnis war der Funke für ein immer noch lodernendes Feuer der Liebe zu Geschichten und Theater. Hannelore sang unter anderem im Chor und rezitierte Gedichte bei jeder Gelegenheit. In der neunten Klasse spielte sie eine alte Witwe in Lessings „Minna von Barnhelm“ unter der Regie ihres Deutschlehrers Fritz Defer in der Oberschule. Sie trug dazu ein elegantes schwarzes Taftkleid mit Puffärmeln und mimte die alte stolze Dame so gut, dass die Tante eines Mitschülers sich nach dem Spiel an den Lehrer wandte und unbedingt wissen wollte, wo er denn die alte Dame für das Theaterstück aufgetrieben hätte.

Der einzige Grund gegen eine Ausbildung zur Schauspielerin war für Hannelore, dass sie niemanden küssen wollte ohne die tiefe ehrliche Verbindung der Liebe. So folgte sie ihrer zweiten Leidenschaft und wurde Lehrerin. Sie blickt heute auf eine 60-jährige glückliche Ehe mit ihrem lieben Mann zurück.



Hannelore ist eine kreative Visionärin, die maßgeblich zur Etablierung der Freitaler Kunst- und Kulturszene beigetragen hat. Als ein fester Bestandteil dieser Stadt zeigte sie Zeit ihres Lebens grenzenloses ehrenamtliches und berufliches Engagement.

Frauen wie Hannelore inspirieren andere und tragen maßgeblich zu Bewegung und Entwicklung in der eigenen Stadt bei. Geprägt von humanen Werten ist Hannelore auch als ehemalige leidenschaftliche Lehrerin die Bildung von Kindern sehr wichtig. Die Brücke von Bildung zur Kunst und zum Theater ist nur ein kurzer Weg, um Horizonte zu öffnen, Neugier zu schüren und Lust an Unterhaltung zu wecken.

Trotz etlicher Hindernisse, Rückschläge und Barrikaden sind es Menschen wie Hannelore, die nicht aufgeben, sondern weiterkämpfen und nach Lösungen suchen und dabei wie selbstverständlich andere mitreißen und aus einem kleinen Keim eine starke Pflanze werden lassen. Freital darf sich dankbar schätzen, mit ihr ein Paradebeispiel für den möglichen langfristigen Erfolg eines Unterfangens aufzeigen zu können, immer mit dem Herzen am rechten Fleck.

*Auftritt als Frau Holle (2008) in der Spielbühne.*

# Familie ist das Wichtigste

Helga Winkler

**D**ie meisten Babys wurden in den 1930er Jahren zu Hause entbunden. Die kleine Helga kam am 11. Februar 1939 in Freital in der Klinik von Dr. Krebs am Goetheplatz zur Welt.

Als Helga dreieinhalb und ihr kleiner Bruder ein halbes Jahr alt waren, erkrankte ihre Mutter plötzlich an Fieber und Durchfall. Ihr Körper zeigte die typischen roten Flecken für Typhus – eine Infektionskrankheit, die über Salmonellen übertragen wird. Eine schwere Krankheit, die Ärzte kamen an ihre Grenzen und konnten der jungen Mutter nicht helfen. Ein Antibiotikum stand zu dieser Zeit noch nicht zur Verfügung und so verstarb Helgas Mutter wenige Zeit später qualvoll.

Kurz darauf traf eine weitere schreckliche, unauslöschliche Nachricht ein. Helgas Vater, eingezogen zum Militärdienst, fiel im Dezember 1944. Helga und ihr Bruder verloren so in frühesten Kindheitsjahren Mutter und Vater. Sie waren Waisenkinder. Der Krieg forderte weitere Opfer. Helgas Onkel, der Bruder ihres Vaters, fiel einen Monat später im Januar 1945. Die traumatisierten, trauernden Großeltern nahmen Helga und ihren Bruder bei sich auf. Großvater Max Palitzsch war zu diesem Zeitpunkt 64 Jahre alt und seine Frau Lydia Palitzsch sechs Jahre jünger. Für die Großeltern war es keine leichte Aufgabe, den beiden kleinen Kindern ein neues Zuhause zu geben

und sie über den unfassbaren Verlust hinwegzuträsten. Die Großeltern besaßen ein Bauerngut in Großopitz. Da gab es mit den Tieren etwas Abwechslung für die Kinder, aber die Großeltern hatten auch sieben Tage die Woche reichlich Arbeit auf dem Hof.

## **Fliegerbomben über Großopitz**

Helga erinnert sich deutlich an den tiefroten Himmel in der Nacht, als Dresden am 13. Februar 1945 brannte. Sie war sechs Jahre alt. Fliegerbomben flogen über ihr Dorf hinweg in Richtung Dresden. Sie warfen breite Bänder ab, die raschelten auf dem Weg durch den Himmel bis auf den Boden wie Aluminiumfolie. Die Menschen im Dorf Großopitz schauten sehr beunruhigt den Bombern hinterher. Der Blick in Richtung Dresden, Angriffsziel der Flieger, der Lärm, das Licht – die Menschen litten in unsagbarer Angst. Sicher, die Erwachsenen versuchten, ihre Todesangst vor den Kindern zu verbergen. Helga mit ihren sechs Jahren spürte sie greifbar, diese große Angst und starke Unruhe. Alle suchten notdürftigen Schutz in den Kellerräumen. Helga hielt einen kleinen Koffer und ihre Puppe an sich gedrückt. Neben den Kartoffeln und gefüllten Wasserbehältern im Keller standen Spitzhacke und Schaufel bereit, um sich bei einer Ver-

schüttung befreien zu können. Die Sirenen waren bereits verstummt, aber die Bomber flogen immer noch – 15 Minuten, die eine Ewigkeit dauerten, über 200 Flieger im Nachthimmel. Das Dorf blieb verschont, welche Erleichterung.

## 8. Mai 1945 – Ende des Krieges

Es kamen Scharen von Russen nach Großpitz. Später wurde bekannt: Ukrainische Zwangsarbeiter waren zum Ende des Krieges aus dem Edelstahlwerk in Freital entlassen worden und trafen auf russische Truppen, die hier nach ihrem Dienst am Vaterland und dem Ende des Krieges feststeckten. Plötzlich waren sie sich selbst überlassen. Man hatte sie wohl bei dem entstandenen Durcheinander schlichtweg vergessen. Von einem organisierten, reibungslosen Rückzug konnte nicht die Rede sein. Sie waren auf dem Weg nach Hause, Richtung Russland. Einige marschierten weiter. Andere blieben. Eine dieser Gruppen klopfte eines Tages an das Tor zum Hof von Helgas Großeltern. Als diese das Tor öffneten, wurden sie grob zu Seite geschoben. Die ungebetenen Gäste stürmten in das Haus und bedienten sich haltlos. Sie plünderten die Vorräte und nahmen, was sie brauchen konnten. Den Rest warfen sie achtlos auf den Hof wie geschlossene Konservendosen, die sie nicht öffnen konnten. Sie blieben über mehrere Wochen und schliefen in den wenigen Betten der Familie sowie in der Scheune.

Helgas Großeltern musste in dieser Zeit den Hof räumen. Sie durften ihre Decken mitnehmen und kamen beim Nachbarn, dem Friseur unter. Der Großvater lief

## Helga Winkler

*Geboren: am 11. Februar 1939 in Freital*

*Beruf: arbeitete im Handel, in der Landwirtschaft, in der Verwaltung*

*Lebensmotto:  
Familie ist das Wichtigste*

*In Freital zu Leben bedeutet:  
Heimat*

tagsüber zu seinem eigenen Hof das Vieh versorgen und die Kühe melken, damit die Versorgung der Eindringlinge gesichert ist.

Täglich kamen nun Ausgebombte aus Dresden und Umsiedler, Versehrte und Frauen mit Kindern, die in ihrer Not lange Fußmärsche auf sich nahmen und an die Tore klopfen. Sie baten um Essen und Unterkunft.

Da sich die ungebetenen Gäste bereits großzügig bedient hatten, blieb den Bauern nur das Nötigste, um ihre Familien zu ernähren. Helga erinnert sich, dass dennoch der eine oder andere Hilfesuchende etwas Essbares von den Bauern zugesteckt bekam und manchmal auch einen notdürftigen Schlafplatz fand.

Als die Russen endlich weiterzogen, kehrte Helgas Familie zurück auf ihr Bauerngut und beseitigte die Spuren und Hinterlassenschaften der Besetzer.

## Schule in Tharandt, eine Acht-Klassen-Schule

Ab September 1945 lief Helga jeden Morgen bei jedem Wetter eine Dreiviertelstunde zu Fuß von Großpitz

nach Tharandt hinunter in die Rudolf-Renner-Schule, heute: Evangelisches Gymnasium Tharandt – EGT. Die zweizügigen Klassen waren gemischt mit 28 bis zu 32 Schülern. Flüchtlinge und ausgebombte Familien aus Dresden fanden hier eine Unterkunft. Schuhe waren aus Stroh geflochten oder aus Igelit. An den Ranzen hing ein kleiner Topf für die Schulspeisung, meist gab es Eintopf und ab und zu eine kleine Roggenmehlschuppe.

Wenn im Winter der Weg in die Schule durch Schnee- verwehungen versperrt war, brachte ein Rathausangestellter, der den weiten Weg über die Felder nahm, die Hausaufgaben nach Großpitz. Diese erledigten die Kinder dann gemeinsam abwechselnd in verschiedenen Haushalten.

Die Lehrerschaft bestand nach dem Krieg aus Neulehrern, aus Lehrern, die ihr Studium gerade abgeschlossen hatten und aus alten, vom Krieg gezeichneten Männern wie dem Lehrer Burkard. Er war schon über 60, trug jeden Tag einen grünen Anzug und einen Rohrstock, den er nicht nutzen durfte. Er gab Mathematik und Algebra und war sehr tüchtig. Deutsch-, Sport- und Erdkundelehrer Rudolf Grumpelt war der Klassenlehrer. Er war ein ausgezeichnete Lehrer.

Unter den Lehrern gab es mehrere Ehepaare. Musikunterricht wurde für zwei Klassen gleichzeitig gegeben. Das Lehrerpult stand erhöht auf einem Podest. Ehemalige Nazis durften nicht lehren. Es gab keine ausgereiften pädagogischen Konzepte, nur Disziplin und ein paar kleine Späße.

Helga erinnert sich schmunzelnd an kleine Streiche, die die Schüler ihren Lehrern spielten.



*Schuleinführung im September 1945.*

*Die Zuckertüte ist gefüllt mit Keksen von der Tante aus der Bäckerei in Tharandt.*

Die kleine Frau Betz zum Beispiel: Sie lehrte Gegenwartskunde und trug jeden Tag das gleiche Kleid. Sie wurde einmal in der Toilette eingeschlossen.

Oder ein anderes Mal wurde eine Drahtspinne an der Wand hochgelassen. Zur Strafe zogen Lehrer Radiergummis hinter dem Ohr der Schüler lang. Das war schmerzhaft.



## HO in Hainsberg

Voller Erwartungen und Vorfreude begann die 14-jährige Helga 1953 ihre Berufsausbildung zur Lebensmittelverkäuferin bei der HO in Freital. Die HO war ein staatliches Handelsunternehmen der DDR.

Von Großpitz lief Helga dafür täglich nach Tharandt und fuhr mit dem Zug weiter nach Hainsberg zur Lehrverkaufsstelle der HO, nahe der damaligen Spinnerei im heutigen Weißeritzpark. Sie lernte Nahrungsmittel wie Linsen, Reis und Mehl auf einer Dezimalwaage abzuwiegen und abzapacken, vieles über Fleischsorten, Fleischqualität und deren Verarbeitung. Wurst wurde mit der Hand geschnitten, so wie es der Kunde wünschte – ob 200 Gramm im Stück oder in Scheiben, Preise im Kopf gerechnet. In braunen Pappeimern wurden Marmelade und Heringe angeliefert, in Glasschalen zum Verkauf ausgestellt und den Kunden in mitgebrachten Bechern oder anderen Behältern abgewogen und verkauft. Hackepeter und Heringshäckerle wurden jeden Tag frisch zubereitet.

*Mit Schulkameradin Sigrid Eube (klein) zur Konfirmation 1953.*

Die Kunden bekamen den Kassenzettel nach einem Durchschlag mit Blaupapier im Original mit. Die Kopien blieben im Laden. Man zeigte Helga, wie Schaufenster zu dekorieren sind und lehrte sie das Lebensmittel-ABC, die Zusammensetzung der Lebensmittel und woher sie kamen. Es gab keine elektrischen Kühlschränke sondern Eisschränke. Dazu wurden täglich große Eisquader zum Kühlen der Lebensmittel angeliefert.

Helga besuchte zwei Tage in der Woche die gewerbliche Berufsschule in Dresden. Am Ende stand die erfolgreiche Prüfung.

Die HO Lebensmittelverkaufsstelle in Hainsberg öffnete mit Rücksicht auf die Schichten der Arbeiter in der Spinnerei bereits 7.00 Uhr morgens und schloss um 18.00 Uhr. Helga arbeitete sechs Tage in der Woche und nach jedem einzelnen Arbeitstag versorgte sie zu Hause ihre Familie. Sie kochte und wusch die Wäsche mit der Hand. Ihre Großeltern waren inzwischen betagt und brauchten die Unterstützung der Enkelin. Wenig später verstarb die geliebte Großmutter. Ihr Bruder zog nach seiner Ausbildung in Tharandt zum Elektriker nach Stuttgart. Der Großvater zog zu seiner Tochter nach Tharandt. Das Gut in Großpitz wurde zunächst verpachtet und später verkauft.

Die 16-jährige Helga ging gern mit ihren Freundinnen tanzen. Auf dem Weg dahin versperrten die Mädchen oft kichernd und voller Erwartungen, wie eine dichte Hecke, die ganze Straße, sodass manch junger Bursche mit seinem Fahrrad oder Motorrad warten oder ausweichen musste. Nach dem Ende der Veranstaltung um 22.30 Uhr waren alle Minderjährigen gezwungen, den jeweiligen Saal zu verlassen. Das wurde streng kon-

trolliert. 1955 lernte Helga den jungen Siegmars beim Tanz im Kulturhaus in Kurort Hartha kennen. Er war 19, hatte einen großartigen Humor und wurde ihre große Liebe. Auf dem Nachhauseweg vom Kino und vom Tanzen gab es unter einer Birkengruppe zwischen Tharandt und Großpitz den ersten Kuss und unzählbar viele weitere folgten.

Nach ihrer Lehre arbeitete Helga noch einige Zeit in der Verwaltung der HO, einem langen Gebäude auf der Bahnhofstraße, dem heutigen Standort des Technologiezentrums.

Mit 18 Jahren zog sie mit ihrer Ausstattung wie Wäsche, Geschirr und ein paar Möbeln endlich zu Siegmars nach Weißig. Nach dem Polterabend schlossen sie am 16. März 1957 früh 11.00 Uhr zunächst im Weißiger Rathaus und später, 14.00 Uhr in der Döhlener Kirche den Bund für das Leben und besiegelten damit ihre große Liebe.

Im Rathaus in Weißig saßen Bürgermeister Rüssel und Polizist Hofmann jeweils in einem kleinen Zimmer direkt neben der Sparkasse. Die oberen Räume bewohnten ein Ehepaar mit Tochter und der Bürgermeister mit seiner Familie. Nach manchem Feuerwehrvergnügen übernahm der Bürgermeister Heimbringendienste, weil er den Einsatz der Feuerwehrleute sehr schätzte. Helga erinnert sich. Er holte ein- bis zweimal jährlich Weißiger Bewohner mit dem alten Feuerwehrauto Typ Garant nach Hause. Feuerwehrdienste waren hoch angesehen. Es gab allein in Weißig mehrere Brände, zu denen die Feuerwehr ausrücken musste. Das damalige Feuerwehrgerätehaus befand sich am Turnplatz auf dem Gelände des heutigen Vereinshauses.

Helga wohnte mit ihrem Mann auf dem Bauerngut ihrer Schwiegereltern. Nach einem Jahr zogen die Schwiegereltern in ein kleineres Haus in der direkten Nachbarschaft und machten dem jungen Paar Platz. Sie betrieben weiterhin ihre Landwirtschaft. Siegmund, ihr Mann, war ausgebildeter Besamer und Landwirt. Helga entschied sich, nach der Geburt ihres ersten Sohnes

1957 nicht nach sechs Wochen Mutterschutz wie üblich in ihren Beruf zurückzukehren. Sie kündigte das Arbeitsverhältnis, um sich ihrem Sohn zu widmen sowie den Schwiegereltern in der Landwirtschaft zu helfen.

Vor dem Eintritt in die LPG waren die Bauern alle selbstständig – Einzelbauern. Alle Familienmitglieder muss-



*Helga Winkler (2. Reihe von oben, ganz links) bei der Lehrausbildung in der Lehrverkaufsstelle Hainsberg 1954.*

ten helfen, den Alltag zu bewältigen. Das betraf je nach Jahreszeit Feldarbeiten, das Versorgen sämtlicher Tiere, die Betreuung von Kindern und Alten und natürlich den gesamten Haushalt wie beispielsweise das tägliche Kochen und Backen. In der Küche stand ein Kohleherd. Elektrische Herde oder Waschmaschinen gab es noch nicht. Auch der Kessel im Waschhaus zum Wäschewaschen musste mit Holz oder Kohlen beheizt werden, bevor das heiße Wasser zum Kochen der Wäsche genutzt werden konnte. Eine Arbeit, die viele Stunden in Anspruch nahm.

1960 wurde Helga das zweite Mal schwanger. Die Familie freute sich auf den Nachwuchs. Im gleichen Jahr gab es Veränderungen in der Landwirtschaft der Dörfer. Die LPG, Landwirtschaftliche Produktionsgenossenschaften wurden gegründet. Vorsitzender der LPG in Weißig wurde Werner Berthold. Die Bauern in Weißig standen der Gründung der LPG skeptisch gegenüber und entschlossen sich erst nach und nach zögerlich zum Beitritt. Helgas Schwiegervater trat der LPG Typ I bei, das hieß jeder bestellte sein eigenes Feld. Zur Feldbearbeitung liehen sich die Bauern die vorhandene Technik von der MTS, der Maschinen- und Traktorenstation aus Braunsdorf. Das verlangte immer eine gute Absprache und viel Glück mit dem Wetter. Andere Bauern bewirtschafteten ihre Felder noch mit Pferden oder Ochsen.

1963 konnte die LPG in Weißig einen eigenen Traktor Typ Famulus zur Feldbestellung kaufen. Das war eine enorme Erleichterung für die Bauern, viele waren bereits im Rentenalter und bestellten ihre Felder selbst. Noch im selben Jahr wurde auch ihr Mann als Traktorist Mitglied

der LPG. Der Erwerb der Fahrerlaubnis für einen Traktor war schon etwas Besonderes, auf das man stolz sein konnte.

Der Hof der Großeltern wurde von Helgas Ehemann und ihr in harter Arbeit über viele Jahre gemeinsam bewirtschaftet. So hatte die Familie ihr Auskommen. Freizeit gab es auf dem bäuerlichen Hof wenig und war stets knapp bemessen. Dennoch, die Eheleute hatten Interesse an Musik und Kultur. Im Jahr 1955 erfuhr das Kulturhaus Freital eine umfangreiche bauliche Erneuerung. Im gleichen Jahr fand eine internationale Weltfriedensbewegung im Kampf gegen die Vorbereitung eines Atomkrieges statt. 79.163 Bürger des Kreises Freital unterzeichneten diesen Appell und bekundeten ihren Willen für ein friedliches Leben ohne sinnlose, vernichtende Kriege. Diese Unterschriften wurden hinter eine Grundmauertafel am 12. Juni 1955 am Kulturhaus Freital eingebaut. Das Kulturhaus Freital wurde zu einem beliebten kulturellen Zentrum und Treffpunkt in der Stadt. Helga besuchte mit ihrem Mann sehr gern und regelmäßig die beliebte Veranstaltungsreihe „Neunmal gute Laune“ eine bunte Mischung von Schlagerkonzerten, Varieté, Humor, Operette und klassischen Konzerten. Mit viel Freude genoss das Ehepaar diese willkommene und gelungene Abwechslung.

1971 entschied sich Helga, wieder eine Arbeit außerhalb des landwirtschaftlichen Betriebes aufzunehmen.

Aufgrund ihrer Ausbildung lag es nah, wieder in der HO-Verwaltung eine Tätigkeit zu beginnen. Gut eingearbeitet, war Helga als Sachbearbeiterin tätig. Später wechselte sie die Arbeitsstelle und arbeitete ebenfalls als Sachbearbeiterin im Glaswerk Freital. Als die Urania, eine über-

greifende Bildungseinrichtung, eine neue Mitarbeiterin suchte, nahm sie die Herausforderung an und wechselte erneut. Die Urania hatte das Ziel, wissenschaftliche Erkenntnisse auch der Bevölkerung allgemeinverständlich zugänglich zu machen. Immer gelang es Helga, sich in neue Arbeitsfelder einzuarbeiten und so einen eigenständigen Beitrag zum Familieneinkommen zu leisten. Mit der politischen Wende kam auch das Aus für die Urania in Freital. Helga verlor, wie viele andere Frauen, ihren Arbeitsplatz. Schnell orientierte sie sich neu und fand bei einer Krankenkasse ein neues Betätigungsfeld. Das war eine gute Entscheidung, allerdings auch hier musste wieder viel Neues hinzugelert werden.

Heute blickt Helga auf ein erfülltes, abwechslungsreiches Leben voller Höhen und Tiefen zurück und genießt Zeit mit ihren Lieben. Ihre Familie ist mit den Jahren beständig gewachsen, neben den zwei Kindern und drei Enkelkindern kann sie voller Stolz auf sechs Urenkel verweisen. Die Familie und das Zuhause sind Helga sehr wichtig. Auf die regelmäßigen Treffen der Familie freut sie sich immer wieder. Es ist schön, das Aufwachsen zu erleben. Ihren Eltern war es nicht möglich, die Kinder auf den Weg ins Leben zu begleiten, deshalb legt Helga großen Wert darauf, ihrer Familie Geborgenheit und Liebe mit auf dem Weg zu geben. Zusammenhalt in der Familie hat das Überleben gesichert und Helga ist stolz auf das Geschaffene. Nun erfüllt sie sich noch den Wunsch, bei guter Gesundheit etwas von dieser Welt zu sehen und gemeinsame Reisen zu unternehmen. Uns bleibt, Helga beste Gesundheit zu wünschen, damit sie noch lange mit ihrer Familie eine gute Zeit verbringen kann.

# Programmieren, Malen und Meridiane

Steffi Böhme

**S**teffi wird am 5. Mai 1949 bei ihren Eltern zuhause im schönen Pesterwitz geboren. Sie wächst dort auf und entwickelt eine tiefe Bindung, die sie bis heute begleitet.

In der Kindheit verbringt sie die meiste Zeit draußen in der Natur beim Spielen mit Freunden. Am sogenannten Wasserhäusel in Richtung Döltzschen gibt es einen Hügel, von dem man einen super Ausblick hat. Er ist auch weit genug weg von ihrem Zuhause, um dem Ganzen einen Hauch von Abenteuer und Freiheit zu verleihen. An schönen Sommertagen macht die kleine Steffi sich mit ihrer Puppe im Puppenwagen und einer Decke auf zu ihrem Treffpunkt auf dem Hügel, wo ihre Freunde schon warten. Sie spielen Familie oder mit ihren Kreiseln auf der Straße, da sie kaum befahren ist. Im Winter eignete sich ihr Hügel außerdem hervorragend zum Skilaufen und Schlittenfahren.

Ihre Großeltern mütterlicherseits haben schon fast einen kleinen Bauernhof mit Hühnern, Kaninchen, Schweinen und dem Hofdackel Waldi. Waldi kam kurz nach Steffis Geburt ins Haus und so wächst sie praktisch mit ihm auf. Bei den Tieren ihrer Großeltern fühlt sie sich wohl. Am liebsten würde sie den ganzen Tag damit verbringen, mit



*Steffi zum Hopfenfest 1959.*

Waldi zu spielen und das weiche Fell der Kaninchen zu streicheln.

Steffis Vater arbeitet in ihrer Kindheit in der Porzellanmanufaktur in Freital. Vielleicht hat Steffi von ihm ihr künstlerisches Talent geerbt: Wenn sie nicht gerade draußen spielen ist, dann malt sie. Oder sie malt draußen. Ihre Mutter arbeitet erst in der Brauerei in Freital-Döhlen und wird dann Hopfenfachtarbeiterin, damals



ein richtiger Beruf mit Ausbildung. Wenn im September Hopfenernte ist, helfen die Kinder auch fleißig mit. Sie verdienen dabei sogar ein bisschen Geld. Die Krönung der Hopfenernte ist dann das große Hopfenfest mit Umzügen durch ganz Pesterwitz und mit einem Karussell, einer Luftschaukel und vielen Ständen auf dem Sportplatz, wo die Kinder ihr schwer erarbeitetes Geld direkt wieder ausgeben können.

Bis zur achten Klasse ist Steffi Klassenbeste. Ihre Chancen stehen also ganz gut, auf die Erweiterte Oberschule gehen zu dürfen, doch ihre Eltern werden als „politisch nicht tragbar“ eingestuft und so kommt es ganz anders. Die neunte und zehnte Klasse schließt sie nicht mehr in Pesterwitz ab, sondern in Wurgwitz. Danach beginnt sie ihre Lehre als Industriekauffrau im Glaswerk dual zu ihrem Abitur.

Durch gute Verbindungen zur Pfarrersfamilie der Pesterwitzer Kirchgemeinde, die wiederum gute Beziehungen zur Kreuzschule in Dresden und zum Dresdner Kreuzchor hatte, darf Steffi mit 17 Jahren zum Schülerball der Kreuzschule gehen. In ihrem schicken Kleid betritt sie den Saal – und verliebt sich Hals über Kopf in einen der Kreuzschüler, ihren späteren Mann. Während er zur Armee geht, schließt Steffi ihre Lehre und ihr Abi erfolgreich ab. Ihr Traumberuf ist es eigentlich, Dolmetscherin oder Stewardess zu werden. Sie will so viel wie möglich von der Welt sehen und sie hat ein Talent für Sprachen. Russisch und Englisch in der Schule zu lernen, machte ihr viel Spaß und es fiel ihr leicht. Zu

*Steffi mit Ihrem Vater bei der Hopfenernte 1963.*

gern wollte sie auch noch Französisch lernen, aber alle Französisch-Kurse der Volkshochschule waren immer voll. Stattdessen versuchte sie es mit Tschechisch und Ungarisch, aber es gab kaum Medien, die ihr geholfen hätten, ihre Aussprache zu verbessern. Für die Ausbildung als Dolmetscherin oder Stewardess müsste Steffi auf eine Außenhandelsschule, aber ihre Freunde und Familie raten ihr ab: Es hängt zuviel von der Partei und der Stasi ab.

Also bewirbt sich Steffi an der Fachhochschule zum Ingenieursstudium. Ihre Unterlagen werden jedoch ohne ihr Wissen an die Technische Universität Dresden geschickt. Die völlig verblüffte Steffi wird zu einem Vorstellungsgespräch in die Uni eingeladen, dabei ist es nur noch eine reine Formalität: Die Entscheidung, dass sie einen Studienplatz an der Uni bekommt, steht eigentlich schon fest. Ihr Glück ist, dass ihre Eltern beide Arbeiter sind und zu diesem Zeitpunkt viele Arbeiterkinder an Univer-



*Steffi in der Ausstellung  
„Kunst-Raum Pesterwitz“ 2018.*

sitäten geschickt werden, um das Bild des Arbeiter- und Bauernstaates zu erfüllen. So beginnt Steffi gemeinsam mit ihrem Mann im Jahr 1969 ihr Informatikstudium. Sie sind der erste Jahrgang, der Informatik richtig studiert. Dafür zieht sie 1970 nach Dresden.

Einige Zeit später wird Steffi schwanger und bringt im zweiten Studienjahr ihren Sohn zur Welt. Mit fast 21 Jahren ist sie eine verhältnismäßig junge Mutter und will eigentlich lieber weiter studieren und Geld verdienen, als sich um ein Baby zu kümmern. Zu dieser Zeit hätte sie gern einen Wochenkrippenplatz für ihren Sohn gehabt, doch es wurde ihr nur ein Tageskrippenplatz zugeweiht. Zum Glück konnten die Großeltern aushelfen, das Kind früh in die Krippe bringen und dann auch wieder abholen. Nur kurze Zeit nach der Geburt heiraten Steffi und ihr Mann. Das Studium geht weiter bis zum Diplomabschluss 1973. Trotz Diplom in der Tasche bekommt Steffi zunächst keinen entsprechenden Arbeitsplatz, da sich viele in Abendkursen Informatikwissen angeeignet hatten und die Stellen besetzten. Sie findet einen Job in ihrem ehemaligen Lehrbetrieb, dann bei der GEMA und schließlich bei Robotron als Hauptsachbearbeiterin, wo sie hätte von Anfang an arbeiten sollen.

1974 bekommt Steffi ihre kleine Tochter. Diesmal wird ihr ein Wochenkrippenplatz in Dresden-Klotzsche zugeweiht, was ihr überhaupt nicht gefällt. Zu Hause bleiben kann sie nicht, sonst würde die Familie in finanzielle Nöte kommen. Steffis Antrag auf einen Tageskrippenplatz verläuft im Sand. Ihr bleibt nichts anderes übrig, als ihr Kind doch in die Wochenkrippe zu schaffen. Sie selbst kann es allerdings nicht übers Herz bringen und so muss ihr Mann jeden Montagmorgen die kleine Toch-

## Steffi Böhme

*Geboren am: 5. Mai 1949 in Pesterwitz*

*Lebensmotto:*

*Offen für Neues sein, dem inneren Faden zu folgen*

*Aktiv als: Malerin*

*In Freital zu leben bedeutet für mich:*

*Heimat,*

*lokal aktiv zu sein,*

*noch etwas bewegen zu können*

ter in die Krippe schaffen. Die Kleine ist oft krank und so muss Steffi sie dann aus der Wochenkrippe holen und mit ihr zuhause bleiben, wodurch sie viele Arbeitsausfälle hat. Schließlich versucht sie es im Kindergarten ihres Sohnes. Dort machen sie eine Ausnahme für Geschwisterkinder und die Tochter wird mit zweieinhalb Jahren aufgenommen. Das Familienleben konzentriert sich auf die Wochenenden. Dann gehen sie zum Beispiel alle vier in ihren Garten in Pesterwitz.

Nach zwölf Jahren Ehe geht die Beziehung mit ihrem Mann in die Brüche – für Steffi eine psychisch enorm schwierige Zeit. 1983 lassen sich die beiden scheiden. Ihre Kinder sind gerade dreizehn und neun Jahre alt, als der Vater plötzlich mitsamt dem Auto weg ist. Steffi fühlt sich einsam und stürzt sich verzweifelt in eine neue Beziehung, die aber nur fünf Jahre hält. Dann steht sie wieder allein da. Eine weitere Beziehung folgt für die nächsten zwölf Jahre.

Auch beruflich ist es für sie eine schwere Zeit: Da sie für keine geeignete Führungsperson gehalten wird, bietet

man ihr an, den Bereich zu wechseln und eine Stelle als Referentin bei der Bevölkerungsstatistik anzunehmen. Nach sehr langem Zögern und Zweifeln willigt sie ein. Ihre Stellvertreterin wollte jedoch selbst gern Referentin werden, hatte aber nicht den erforderlichen Abschluss. Nur leider muss sich Steffi auf deren Zahlenwerte verlassen. Und genau das nutzt ihre Stellvertreterin aus: Sie verfälscht die Zahlen, macht sie schlecht, beklagt sich beim Chef über Steffis angebliche Unfähigkeit. Steffi

selbst merkt davon lange Zeit nichts, bis sie eines Tages von Mitarbeiterinnen auf das Verhalten der Kollegin aufmerksam gemacht wird. Steffi ist zutiefst erschüttert. Gerade eben war auch ihre zwölfjährige Beziehung auseinandergegangen und nun noch so etwas. Sie fällt in ein tiefes schwarzes Loch.

Eines Tages bekommt sie Besuch und wird gebeten: „Du hast Depressionen, geh doch bitte zum Arzt.“ Aber Steffi antwortet entrüstet: „Nee, ich leg mich doch nicht auf die



*Steffi zur Ausstellungseröffnung in der Kuppelhalle, Tharandt April 2016.*

Couch!" Anschließend begibt sie sich zur Therapie in die Klinik. Dort erinnert sie sich, dass sie in der Grundschule immer sehr viel Freude am Malen hatte, was aber mit der Zeit irgendwie in den Hintergrund gerückt ist. Sie beginnt mit einer Maltherapie und bekommt viele Komplimente für ihre Bilder. So beginnt sie 2002 das Malen ernster zu nehmen und tritt einer Malgruppe bei.

Aus ihrer Depression hilft ihr ebenso eine sogenannte Meridianbehandlung. Steffi ist fasziniert von dieser Art der Therapie und nimmt anschließend Kurse, um diese zu erlernen und selbst anderen zu helfen.

2004 ist für Steffi eine Art Umbruchsjahr: Sie darf in Rente gehen, gibt ihren Garten in Pesterwitz aus gesundheitlichen Gründen auf und bietet von nun an ihre Fähigkeiten als Meridiantherapeutin an. Es war der richtige Weg, den Sprung von der Informatikerin zur Therapeutin zu wagen. Immer wieder freut sie sich mit den Patienten, wenn eine Behandlung gut anschlägt.

Im Jahr 2015 zieht Steffi zurück nach Pesterwitz und wohnt seitdem schräg gegenüber von ihrem Geburtshaus. Heute fühlt sie sich in ihrer Umgebung richtig wohl. Ihre Kinder, die ebenfalls eine enge Bindung zu Pesterwitz haben, kommen sie oft und gern besuchen. Steffi hat noch Kontakt zu ihren Schulkameraden und Nachbarn, die sie noch von früher kennt. Wenn sie sie sieht, quatscht sie einfach mal ein bisschen mit ihnen über den Gartenzaun hinweg. Es ist nicht mehr das Pesterwitz von früher, aber es ist noch sehr viel übriggeblieben, zum Beispiel die Rentnerbänke am Dorfplatz, auf denen sie jetzt ab und zu mit Freunden sitzt. Auch nutzt sie gern die „Bimmelbahn“, die Weißeritztalbahn in Freital-Hainsberg, mit der sie schon als Kind gefahren

ist. Steffi genießt die Nähe zur Natur und setzt ihre Eindrücke und Gefühle in ihren Bildern um. Vor kurzem hat sie sich alle Wanderhefte von Freital und Umgebung besorgt, die es gab. Jetzt will sie nacheinander alles ablaufen, allein, mit ihrem Hund oder mit ihren Freundinnen. Immer wieder staunt sie, wieviel es zu entdecken gibt. Auch die wunderschönen sächsischen Schlösser haben es ihr angetan und sie zieht nun durchs Land, um jedes einzelne zu bewundern.

Die meisten ihrer Wünsche hat sie sich schon erfüllt: Sie hat Französisch gelernt, war in Frankreich und auch sonst fast überall in Europa. Ihre weiteste Reise ging bisher mit ihrem Sohn und einer Freundin nach Israel, wo sie im Roten Meer mit ganz vielen bunten Fischen gebadet hat. Ein großer Wunsch, den sie sich noch erfüllen möchte, ist in Finnland die Nordlichter zu sehen. In diesem Jahr ist die Reise durch Corona ausgefallen, aber vielleicht bekommt sie nächstes Jahr eine neue Chance. Für Freital wünscht sie sich, dass sich mehr Leute freiwillig in der Kultur engagieren und einfach offener für Neues sind. Denn wie Steffi bewiesen hat, kann der Weg zum Lebensglück manchmal viel Neugierde und Ausprobieren in verschiedenen Richtungen erfordern.

# 1960 bis 1975

**28. August 1967:** Die Fünf-Tage-Arbeitswoche wird in der DDR eingeführt. Für Werktätige im Ein- und Zweischichtsystem beträgt die wöchentliche Arbeitszeit nun 43 ¼ Stunden, also täglich 8 ¼ Stunden. Der Mindesturlaub von 15 Werktagen im Kalenderjahr wird eingeführt.

## Rechte und Pflichten von Frauen:

**1965** Verabschiedung des ersten „Familiengesetzbuches der DDR“ – alternativlose Form der sozialistischen Lebensweise – formaljuristischer Abschied von der Hausfrauenehe.

**1968** heißt es in der Verfassung der DDR: „Gesellschaftlich nützliche Tätigkeit ist eine ehrenvolle Pflicht für jeden arbeitsfähigen Bürger. Das Recht auf Arbeit und die Pflicht zur Arbeit bilden eine Einheit.“ Allmählich wächst der Anteil der arbeitenden Frauen.

**1972** Einführung des zinslosen Ehecredits. Geburtenbeihilfe für jedes Kind in Höhe von 1.000 Mark, 18 Wochen Schwangerschafts- und Wochenurlaub, finanzielle Unterstützung bei kranken Kindern.

## Entwicklung in Freital

**Anfang der 1960er Jahre** entstehen Neubauwohnungen und Neubausiedlungen zur Verbesserung der Wohnsituation vieler Familien, so die Wohnungen der Arbeiterwohnungsgesellschaft (AWG) auf dem Raschelberg oder An der Scheibe in Hainsberg.

Im **Juli 1961** wird der spätere Freitaler Stadtteil Hainsberg Austragungsort der Weltmeisterschaften im Wildwasserrennen und im Kanuslalom. Es ist das erste Mal, dass die Weltmeisterschaften im Wildwasserrennen zusammen mit dem Kanuslalom an einem Ort ausgetragen werden. Es treten Sportler aus 13 Nationen an. In beiden Meisterschaften siegen DDR-Sportler. Etwa 30.000 Zuschauerinnen und Zuschauer verfolgen die Wettkämpfe. Für genug Wasser in der Weißeritz wird durch die teilweise Öffnung der Talsperre Malter gesorgt.

**1964** kommt Hainsberg mit Coßmannsdorf und Eckersdorf als Stadtteil zu Freital.

**1968** Nach der Einstellung des Steinkohlenbergbaus der energetisch nutzbaren Steinkohle übernimmt die Wismut die Anlagen des Steinkohlenwerks „Willi Agatz“ und fördert bis 1989 Erzkohle zur Urangewinnung.

Am **26. Mai 1974** wird die Straßenbahnlinie 3 der Dresdner Verkehrsbetriebe eingestellt und durch eine Stadtbuslinie (3A) ersetzt. In den 1970er Jahren erweist sich die Schmalspurbahnstrecke nach Wilsdruff als unrentabel und wird stillgelegt.

Aufgrund der ungenügenden Abgasbehandlung in den zahlreichen Freitaler Industriebetrieben (Edelstahlwerk, Glaswerk, Papierfabrik, Alpha Chemie) muss die Stadt in ihrer Beckenlage zwischen 1950 und 1990 sehr oft starke Luftschadstoffbelastungen hinnehmen, deren Ausmaß offiziell verschwiegen wird. Freital erhält den Beinamen „Tal der roten Wolke“.

Die Deponien des Bergbaus und des Stahlwerkes führen zu starken Belastungen des Naturhaushaltes.

An den Stadträndern und teilweise im Zentrum werden Wohngebiete für die zahlreichen Arbeiterinnen und Arbeiter errichtet. Nach 1960 entsteht als Fortsetzung der Siedlung das Neubaugebiet „Raschelberg-Ost“ in damals moderner Plattenbauweise und in den 1970er Jahren in Freital-Hainsberg. 1974 erfolgt der erste Spatenstich für das größte Neubaugebiet, die Plattenbau-Siedlung in Zuckerode für die Arbeiter des Edelstahlwerkes.

In den **1970er Jahren** wird der Eisenbahn-Haltepunkt Freital-Hainsberg West an der Bahnstrecke Dresden-Werdau gebaut.



*Sächsischer Wolf, Klub der Bergarbeiter, an der Kreuzung Dresdner Straße und Poisentstraße, 1958.*



*Rathaus Potschappel, Südansicht um 1965.*

# Ein Baby ohne Namen

Siena Christen

**A**m 14. Dezember 1965 um 17.30 Uhr bei Schneegestöber erblickte ich als Urenkelin des Meisterringers von Sachsen Gustav Kaden das Licht der Welt in einem Taxi auf dem Sachsenplatz in Freital. Im Krankenhaus Freital auf der Bürgerstraße wurde ich dann versorgt. Einen Namen erhielt ich aber noch nicht.

Das war ein wahrhaftig ungestümer Start ins Leben, ein kleiner Vorgeschmack auf das Leben einer großen Kämpferin. Erst 14 Tage nach ihrer Geburt wurde Sienas Name von einer Behörde in Leipzig genehmigt. „Sina“ wäre ohne langwierige Genehmigung akzeptiert worden – „Siena“ nicht.

Sie wuchs in Freital im Poisentale mit einer großen Schwester und einem kleinen Bruder auf. Ihre Mutter meisterte die Erziehung der drei kleinen Kinder allein. Wochenkrippe und Kindergarten halfen ihr dabei. Im Kindergarten auf der Poisentalestraße gab es ein kleines Schwimmbassin, in dem Siena schnell und begeistert schwimmen lernte. Hier lagen ihre sportlichen Wurzeln.

## Poisentalkinder

Während ihrer Schulzeit an der POS Ernst Thälmann in Freital zwischen 1972 bis 1982 liebte Siena das jährliche „Manöver Schneeflocke“ – ob mit oder ohne Schnee. In



*Siena mit zwei Jahren.*

verschiedenen Mannschaften gaben die Schülerinnen und Schüler ihr Bestes an vielen sportlichen Stationen. Anschließend gab es zur Stärkung für Schüler und Lehrer Leckeres aus der Gulaschkanone und gemeinsam wurde begeistert am Lagerfeuer Knüppelkuchen gebacken.

Da die DDR wenig Rohstoffe hatte, wurden die Kinder und ihre Eltern zur Nachhaltigkeit angehalten. Es wurde recycelt und wiederverwendet und mit sehr viel Kreativität repariert. Teilweise privat und teilweise organisiert fanden zum Beispiel Altstoffsammlungen statt. Die Kinder und Erwachsenen fuhren mit dem Leiterwagen durch die Nachbarschaft und sammelten Flaschen, Gläser, Altpapier und Lumpen. Dafür gab es dann Geld beim Altstoffhandel. Es war lustig, gemeinsam loszuziehen, bei den Leuten zu klingeln und zu fragen: „Ham’ se Altpapier?“ So konnten das Taschengeld oder die Klassenkasse aufgebessert werden.

In der vierten Klasse durfte Siena an einem Polizeieinsatz teilnehmen. Das war ein Abenteuer. Ein Mann wurde gesucht, der mehrfach junge Frauen mit roter Handtasche in einer bestimmten Gegend überfallen hatte. Mit Einverständnis der Mutter holten Kriminalpolizisten Siena vom Schulhort ab und fuhren sie zum Volkspolizei Kreisamt Freital. Aufgeregt traf Siena dort auf ein älteres Mädchen, das auch wartete um am Einsatz mitzuwirken. Nach der Ablaufbesprechung fuhren sie zum Autohaus Kröhnert. Die Dämmerung hatte inzwischen eingesetzt und die letzten Vögel waren verstummt. Es war unheimlich. Die beiden Mädchen sollten abwechselnd jeweils allein langsam mit einer papiergefüllten roten Handtasche durch die Gasse zur Jägerstraße laufen und wie-

## Siena Christen

*Geboren am: 14. Dezember 1965 in Freital*

*Beruf: Facharbeiter für Anlagentechnik in der Papierfabrik Freital gelernt und dann als Kalenderführerin gearbeitet*

*Lebensmotto:*

*Ich bin zwar behindert aber nicht verhindert.*

*Aktiv als:*

- *Organisatorin des Internationalen Meetings der Para-Leichtathletik*
- *Übungsleiterin für Kinder*

*Was wünschen Sie Freital? Und was möchten Sie unseren Buchlesenden noch von Ihrer Lebenserfahrung mit auf den Weg geben?*

*Ich wünsche mir für Freital, dass wir friedlich miteinander leben können. Helft euch untereinander und denkt immer daran: Wie es in den Wald hineinruft, so schallt es heraus.*

der zurück zum schützenden Auto kommen. Das Herz klopfte bis zum Hals. Siena erinnert sich: „Uns wurde gesagt, dass überall Polizei sei und wir keine Angst haben müssten. Es war ungefähr 23.00 Uhr und ich war wieder dran. Es war stockdunkel und plötzlich raschelte es am Ende des Weges. Ich ging zum Auto zurück und wurde wohl auch immer schneller. Am Auto erzählte ich, was los war. Über Funk wurde nachgefragt. Es kam heraus, dass ein Polizist sich bewegt hätte und es deswegen geraschelt hatte. Der Einsatz wurde abgebrochen.“ Ob der Fall aufgeklärt werden konnte, ist leider nicht bekannt. Einen großen Teil der Kindheit verbrachte Siena unbeschwert und fröhlich als eines der „Poisentalkinder“ am

Heilborngraben und am Poisenbach. Sie spielten Bachhasch, Federball, Verstecken, Völkerball, Gummitwist, Huppekästel, Baumhascher und fuhren mit den Rollschuhen. Im Herbst ließen sie ihre selbstgebastelten Drachen steigen oder suchten Pilze und naschten Blaubeeren. Auch die Kirschallee war wie ein zweites Zuhause. Sie spielten im Maisfeld zwischen saftigen Maiskolben und kletterten auf Kirsch- und Apfelbäume, um sich auch dort die Bäuche vollzuschlagen. Im Winter rodelten sie wagemutig den Heilborngraben hinunter oder gingen auf den Skilift am Wachtelberg. „Oft kam ich mit blau gefrorenen Fingern und Füßen nach Hause und musste mich erst einmal am Ofen aufwärmen.“ Diese Zeit war ein großes Abenteuer und die Kinder fühlten sich frei. Die Zeit und ihre kleine Welt gehörten ihnen allein.

### **Schwimmen, Turnen, Fußball, Handball, Judo – Ich bin doch ein Mädel**

Mit sechs Jahren meldete Sienas Mutter ihre Tochter zum Schwimmen an. Zu DDR-Zeiten gab es für jede Sportart körperliche Normen, die Kinder erfüllen sollten, um in Zukunft Höchstleistungen erreichen zu können. Diese erfüllte Siena. Der damalige Schwimmtrainer Erich Renger sah ihr Potenzial eher in anderen Sportarten. Er meinte eines Tages zur Mutter: „Wenn du willst, dass aus deiner Tochter etwas wird, schicke sie NICHT ins Schwimmen.“

Nun durfte die kleine Siena ihr Glück beim Turnen auf der Rudeltstraße versuchen. Statt ihrer geliebten Turnhose und dem Turnhemd sollte sie das nächste Mal mit einem eng anliegenden Gymnastikanzug kommen. Das

wollte sie so gar nicht. Ein Gymnastikanzug kam für sie überhaupt nicht in Frage. Damit war auch das Turnen kein Thema mehr. Ein neuer Sport musste her.

Nun ging sie stattdessen zum Fußball. Nach ein paar Wochen, er hatte wohl geglaubt, sie würde nicht lange dabeibleiben, nahm sie der Trainer beiseite. Er erklärte ihr, dass sie zwar in den Fußballverein eintreten dürfe, aber NICHT an wichtigen und spannenden Punktspielen teilnehmen könne, weil das nur Jungen dürfen. Siena war darüber sehr enttäuscht. Was für eine unglaubliche Ungerechtigkeit. Nur weil sie ein Mädchen war.

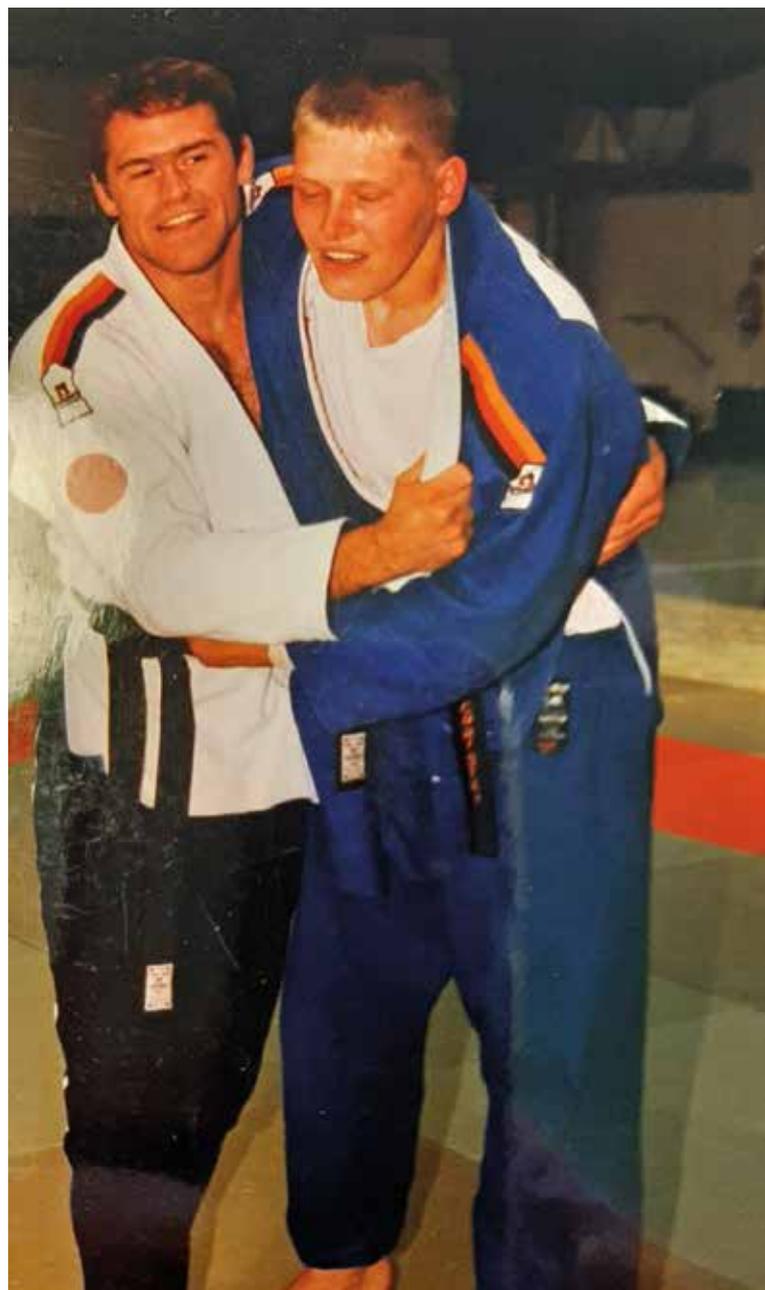
Sienas Oma unterstützte damals die hiesige Judomannschaft auf der Schachtstraße ehrenamtlich und betrieb die Kantine in der Turnhalle. Nach der letzten Zurückweisung durch den Fußballtrainer kam zu Hause schnell die Idee auf, Siena könnte sich vielleicht für Judo interessieren. Dort trainierten zwar auch vorrangig Jungen, aber vereinzelt hatte die Oma auch schon Mädchen gesehen. Siena wusste bis dahin, dass die Gegner sich nach einer respektvollen Verbeugung duellierten, ein bisschen rangen und dann lag einer auf der Matte und hatte verloren. Sie wollte das gern versuchen, zumal ihre vertraute Oma ja nicht weit weg war. Sie erwartete also gespannt ihre erste Trainingseinheit im Judo, einer Kampfsportart, die sich von allem unterschied, was sie bis dahin kannte. Nach einer kurzen Begrüßung durch den Trainer stellten sich die Jungen in einer Reihe auf der Matte auf. Siena tat es ihnen nach. Sie spürte die Blicke des Trainers und die der anderen auf sich. Einer nach dem anderen vor ihr in der Schlange ließ sich gekonnt seitwärts auf der Matte abrollen. Siena staunte. Sie hatte diese Art rollend zu

fallen noch nie gesehen. Sie kannte bislang aus Kindergarten und Schulsport nur die herkömmliche Rolle vor- oder rückwärts. Der raue Ton des Trainers, der die vorangegangenen Fallübungen der anderen Schüler jedes Mal kommentierte, rissen Siena aus ihren Gedanken und ließen sie erstarren. Dann war sie an der Reihe und stand unschlüssig auf der Matte. Sie hatte keine Ahnung, was sie tun sollte, fühlte sich hilflos. Plötzlich konnte sie die Tränen nicht mehr unterdrücken und die Turnhalle verschwamm vor ihren Augen.

Trainer Volkmar (Jupp) Heidler nahm Siena zur Seite, so dass die anderen ihn nicht hören konnten, und sagte leise: „Jungs weinen doch nicht.“ Daraufhin Siena: „Ich bin doch ein Mädchel.“ Er bezweifelte das. Er glaubte, dieser kleine Junge gab vor, ein Mädchen zu sein, damit er weinen durfte ohne ausgelacht zu werden. Also dachte er kurz nach und dann schickte er „den Jungen“ zur einzigen Frau weit und breit. Die Frau in der Kantine. Sie sollte mal nachsehen. Siena sollte bei ihr buchstäblich die Hosen runterlassen. „Der Trainer wusste nicht, dass das meine Oma war“, lächelt Siena heute. Sie durfte die Hosen oben lassen.

Jupp war begeistert von Siena. „Aus der mache ich was“, sagte er eines Tages zu Sienas Mutter. Siena liebte ihre regelmäßigen Trainingseinheiten, lernte schnell die grundlegenden Fallübungen und Regeln und wurde am 5. Januar 1973 Mitglied bei der SG Dynamo Freital. Endlich war sie angekommen. Judo. Endlich hatte Siena IHREN Sport gefunden.

In der Schulmannschaft spielte Siena nebenbei Handball. Ihre Mitschüler begehrten sie immer in ihrem jeweiligen Team. Sie war gewandt, schnell, teamorientiert und



*Mit Marco Welz, 2000 in Sydney.*

hatte immer ein paar erfolgreiche Pässe zu verzeichnen. Eines Tages, während eines wichtigen Turnierspiels aller Schulmannschaften in Wilsdruff, gab es plötzlich Getuschel und Gemurmel in den Zuschauerreihen. Ein Schüler aus einer anderen Mannschaft, der Siena kannte, empörte sich darüber, dass man hier auch Mädchen zuließ. Ein Verantwortlicher für das Turnier erklärte wenig später, dass Mädchen nicht zugelassen sind. Wieder einmal. Siena musste vor aller Augen ihre Mannschaft verlassen. Daraufhin verlor diese das Finale.

## **Judo**

Nach einigen Erfolgen im Judo bei den DDR-Schülermeisterschaften wurde Siena vom Wettkampfgeschehen gesperrt. Was war passiert? Wegen „überschüssigen Kräften“ sollte Siena nach Kreischa, um Hormonspritzen zu bekommen. Dies lehnte ihre Mutter jedoch ab. Nach einem halben Jahr Wettkampfpause startete Siena mit 15 Jahren wieder durch und nahm zum ersten Mal bei den DDR-Meisterschaften der Frauen in Meißen teil. Das war eine riesengroße Sache. Siena wollte diese Chance nutzen, um zu zeigen, wer sie war – eine leidenschaftliche Sportlerin. Da man von ihr im Judosport lange nichts sah, dachten alle an das Karriereende von Siena. Keiner der aktiven Judoka hatte von ihr gehört. Als sie dann im Finale ihrer Kontrahentin aus Cottbus gegenüberstand, war sie hochkonzentriert. Die Zuschauer in den Reihen warteten gespannt auf den Kampf. Die Gegnerinnen vorbeugten sich voreinander und es ging los. Die Stimmung in der Halle war zum Zerreißen gespannt. Niemand schien zu atmen. Jemand hustete. Dann gab es einen zunächst

ausgewogenen Kampf, bei dem mal die eine, mal die andere im Vorteil zu sein schien. Drei unendlich scheinende, lange Minuten. Dann war die Runde entschieden. Die Halle tobte. Siena hatte gewonnen. Gold. Es war unglaublich. In den beiden Folgejahren konnte Siena ihren Titel als DDR-Meisterin verteidigen. Die Übertragungen von Olympischen Spielen im Fernsehen begeisterten sie schon immer. Ihr Ehrgeiz war längst geweckt. Jetzt wollte sie daran teilnehmen.

## **Keine Lösung**

Als Kind träumte Siena von der großen weiten Welt und von Freiheit. Deshalb wollte sie immer Matrosin werden. Aber damals wurden nur Männer Matrosen.

Nach ihrer Berufsausbildung zur Facharbeiterin für Anlagentechnik in der Papierfabrik Freital-Hainsberg 1984 arbeitete sie zunächst als Kalandergehilfin und später als Kalanderführerin. Ein Kalander glättet das Papier innerhalb des Produktionsprozesses.

Siena sah die Sportpolitik der DDR zunehmend kritischer. Sie wollte nicht nur Botschafterin im Trainingsanzug bei internationalen Wettkämpfen sein. Sondern auch Mensch: Siena Christen, die Sportlerin. Der Staat lenkte und förderte mit dem Ziel, internationales Ansehen zu gewinnen. In dieser Zeit bemerkte sie, dass mit ihren Augen etwas nicht stimmte. Die Ärzte nahmen das wohl wahr, behielten aber die Diagnose für sich, weil das nicht in die Sportpolitik passte. So widmete auch Siena dem keine große Aufmerksamkeit.

Ende Dezember 1988 brachte sie ihre Tochter Christin zur Welt. Nach sechs Wochen ging Siena an den Wo-

chenenden wieder arbeiten, „wenn Not am Mann war“. Sienas Mutter betreute dann die kleine Christin. Siena bemerkte immer öfter, dass sich ihre Sehkraft rasant verschlechterte. Sie konsultierte verzweifelt mehrere Augenärzte. Die Prognose war niederschmetternd: Es gab keine Heilung, keine Operation, keine Lösung. „Ich war am Boden zerstört.“

## **Post**

Nach der Öffnung der Grenzen, während sich die politische Wende vollzog, bekam Siena im November 1989 unerwartet Post. Es waren die Ausreisebescheinigung in die BRD und ein Laufzettel. Siena Christen war plötzlich, völlig unerwartet gezwungen, innerhalb von 24 Stunden die DDR zu verlassen. Nach den gegenwärtigen Entwicklungen hatte sie ihren vier Jahre zuvor gestellten Ausreiseantrag völlig verdrängt.

Sie zog mit ihrer kleinen Tochter nach Hamburg zu ihrer Tante. Ihre Wohnung in Freital konnte sie glücklicherweise durch die Unterstützung ihrer Mutter behalten. Im Mai 1990 kam sie mit ihrer Tochter zurück.

Inzwischen hatte sich die Sehkraft weiter verschlechtert und Siena konnte ihren Beruf in der Papierfabrik nicht mehr ausüben. Ab November 1990 nahm sie an einer Umschulung im Berufsförderungswerk (BfW) Halle teil. Dort lernte sie im ersten Jahr in der Grundrehabilitation die Blindenschrift, blind Schreibmaschine schreiben und trainierte Mobilität für Blinde und Sehbehinderte. Im zweiten Jahr folgte eine Ausbildung zur Telefonistin und im dritten Jahr zur Fachkraft für Textverarbeitung. Während ihrer Zeit in Halle trainierte Siena regelmäßig

in der Sektion Judo beim USV Halle und später als Mitglied der Nationalmannschaft für blinde und sehgeschädigte Judoka.

Während dieser drei für sie sehr wichtigen Jahre der Umorientierung lernte Siena mit der Herausforderung ihrer Augenkrankheit zu leben. Sie vermisste ihre kleine Tochter sehr, die in dieser Zeit von Oma und Opa betreut wurde. An den Wochenenden kam Siena nach Hause. Dann bekam Töchterchen Christin ihre gesamte Aufmerksamkeit und Hingabe.

Nach der Zeit in Halle kam Siena Christen zurück nach Freital und wurde wieder Mitglied bei ihrem alten Verein, der jetzt PSV Freital hieß. Sie arbeitete zu dieser Zeit als Sachbearbeiterin der EDV in einer Dresdner Firma. Durch die täglich stundenlange Arbeit am PC verschlechterte sich der Zustand ihrer Augen dramatisch. Sie musste ihre Arbeit aufgeben und war nun erwerbsunfähig, eine EU-Rentnerin. Den Judosport gab sie jedoch nicht auf und startete erfolgreich in der ersten und zweiten Bundesliga und bei vielen Meisterschaften, angefangen von den Sachsen- über die Mitteldeutschen bis hin zu den Deutschen Meisterschaften. Sie begann mit Hingabe, in Freital Kinder zu trainieren. Gemeinsam mit den engagierten Eltern war es möglich, Freital zu einer Macht im Judo aufzubauen.

1995 wurde Siena Christen zum ersten Mal für die Weltmeisterschaft für Blinde und Sehgeschädigte in Colorado in den USA berufen. Sie war unbeschreiblich stolz darauf und gewann ihren ersten großen internationalen Titel. Neben ihrer Trainertätigkeit mit Kindern, die sie leidenschaftlich ausfüllte, wollte sie sich auch selbst weiterentwickeln. Deshalb wechselte sie zum Verein

Grün-Weiß 90 in Dresden. Dort wurde ihr das Training mit Männern ermöglicht. Es folgten weitere internationale Titel wie beispielsweise Vize-Weltmeisterin und dreifache Europameisterin. Siena trainierte weiter hart, denn die Paralympics in Sydney standen vor der Tür.

### **Sydney, Australien. Paralympics**

Sienas Traum war ihr ganzes bisheriges Leben lang: Erfolg im Sport und das in der großen weiten Welt trotz

Sehnschwäche. Diesen Traum gab sie niemals auf und trainierte unermüdlich und hart dafür, dass er wahr werden konnte. Im Herbst 1999 wurde bekannt, dass Judo für Frauen in Sydney nicht stattfinden sollte. Siena war grenzenlos enttäuscht. Aber sie wäre nicht Siena, wenn sie jetzt diesen Traum beerdigen würde. Wenn nicht mit Judo, dann eben anders. Sie wäre für fast jede Sportart bereit gewesen. Hauptsache war doch die Chance auf die Teilnahme an den Paralympics in Sydney. Ab Januar 2000 trainierte sie neben Judo auch Leichtathletik bei



*Einmarsch bei den Paralympics 2000 in Sydney.*

der SGV Dresden. Die besten Ergebnisse stellten sich im Kugelstoßen ein. Nach einem Vierteljahr erhielt sie eine Einladung zum Leistungslehrgang in Kienbaum, wo besonders vielversprechende Sportlerinnen und Sportler speziell geschult und trainiert werden.

Dort nahm sie das erste Mal in ihrem Leben einen Diskus in die Hand. Es fühlte sich interessant, neu und spannend an. Und leicht. Die Wettkampfsaison begann. Siena Christen verbesserte ihre Leistung wöchentlich und schließlich erzielte sie sogar die Norm für eine Teilnahme in Sydney. Für Kugel. Sie wurde tatsächlich nominiert. Der Traum sollte wahr werden. Sienas Familie, Freunde, Judoka und Trainer freuten sich mit ihr. So alberte die Judo-Nationalmannschaft nach dem Training ausgelassen mit Siena herum. Gemeinsam malten sie sich aus, wie Siena sich in Sydney schlagen würde. „Locker konnte ich die Wette eingehen, dass wenn ich eine Medaille hole, die Judoka mir eine Glatze schneiden. Denn das würde nie passieren.“

Nach einer scheinbar nicht vergehen wollenden Zeit flogen sie endlich nach Sydney und Siena war unbeschreiblich aufgeregt. Das olympische Feuer brannte über dem Stadion. Die Paralympics begannen mit einer ergreifenden, bunten und überaus fröhlichen Eröffnungsfeier. Siena war in Sydney. Ein Traum. Siena Christen, die Sportlerin. „Als wir ins Stadion hineingeführt wurden, war die Atmosphäre so, wie ich es als Kind schon im Fernsehen sah. Ein volles Stadion mit jubelnden, begeisterten Zuschauern begrüßte uns. Meine Knie schlackerten. Mein Herz schlug wie wild.“ Ihr erster Wettkampf war Diskuswerfen. Als Siena an der Reihe war, lagen die Nerven blank. Sie wurde Achte. „Ich ärgerte mich und ging am

nächsten Morgen zeitig ins Trainingsstadion. Ich stieß bestimmt 100 Kugeln. Einen Tag später hatte ich meinen Kugelstoß-Wettkampf.“ Vorher holte sie sich bei ihren Judoka-Freunden eine große Portion Motivation. „Judoka aus allen Ländern feuerten mich an. Das tat mir so gut. Im vorletzten Versuch stieß ich fünf Zentimeter weiter als die derzeit Drittplatzierte. Vor dem letzten Versuch wurde die Reihenfolge sortiert. Da die Mitkonkurrentin patzte war für mich alles klar. Ich hatte Bronze! Die Judoka riefen: „Wir woll’n die Glatze seh’n, wir woll’n die Glatze seh’n!“ Ich war völlig aufgelöst und weinte vor Freude. Dann liefen wir noch eine Stadionrunde. Meine Beine trugen mich von allein. Es waren tolle Paralympics.“

2001 erhielt Siena Christen einen Sponsorenvertrag von der Stadt Freital und wechselte zur SG Motor Freital. Weitere internationale Medaillen folgten im Kugelstoßen und Diskus. Sie wurde Europameisterin, Vize-Weltmeisterin und erkämpfte Bronzemedailen. Schon während ihrer Judolaufbahn erlitt sie mehrere Verletzungen und Knieoperationen folgten. Immer häufiger zwang ihr Körper sie zu Pausen.

2009 hängte sie das Kugelstoßen an den Nagel. Zu einem radikalen Schnitt war sie noch nicht bereit. 2012 war die Knieverletzung so schlimm, dass sie beschloss, nach den Paralympics in London ihre aktive Laufbahn zu beenden. In dieser Saison trainierte Siena in Potsdam. Sie hatte dort eine hochmotivierte Trainingsgruppe, in der sich die Sportlerinnen und Sportler gegenseitig hochpushten. Sie befand sich in ständiger ärztlicher und physiotherapeutischer Begleitung und Kontrolle. Allerdings schmerzte das Knie zum Ende hin immer mehr. In

den vielen Jahren Leistungssport hatte sie gelernt, den Schmerz zu ignorieren und darüber hinwegzugehen. Im Hinterkopf war ihr klar, dass das Karriereende folgen musste. Siena fand umgehend eine neue Herausforderung. Schon während ihrer Zeit in Potsdam rief sie das Internationale Meeting der Para Leichtathletik in Freital ins Leben. Sie organisierte den ersten Wettkampf noch per Telefon, der sich von Jahr zu Jahr weiter etablierte. Spitzenathleten aus der ganzen Welt kommen inzwischen nach Freital, um Normen für internationale Veranstaltungen zu erzielen. 2021 fand in Freital das zehnte Internationale Meeting der Para Leichtathletik statt.

*Foto rechts: Eintrag ind Goldene Buch der Stadt Dresden mit Oberbürgermeister Dr. Herbert Wagner, 2000.*



# „Und ich schaffe es doch ...“

Elsi Krause

**D**as schaffst du doch eh nicht! Wie oft hat Elsi diesen Satz in ihrem Leben gehört – zu Hause, von Lehrern, von Kollegen. Aber wo andere sofort aufgeben würden, sieht Elsi sich darin bestärkt, es erst recht zu versuchen. Sie ist eine Kämpferin – schon ihr ganzes Leben lang.

Nach dem Krieg kommt ihre Familie zuerst in Tharandt an und einige Zeit später in einem kalten, nassen Raum auf dem Palitzschhof neben der Kirche in Freital-Döhlen unter. Am 23. November 1954 erblickt Elsi als drittes Kind der Familie das Licht der Welt in Freital. Als sie ein

Jahr alt ist, verlässt der Vater mit einem ihrer Brüder die Familie. Elsi lernt ihn nie wirklich kennen. Ihren Bruder findet sie erst nach vielen Jahrzehnten wieder.

Gegenüber vom Palitzschhof befindet sich der traditionsreiche ehemalige Döhlener Gasthof Krille neben dem Amtsgericht in Freital-Döhlen. Es ist bis 1948 das größte Ball- und Konzerthaus des Weißeritztales. In den folgenden beiden Jahren dient das Haus als Kino. Die Niederlassung Freital der Sächsischen Handels- und Vertriebsgesellschaft mbH Dresden baut in dem seit 1953 volkseigenen Gebäude ein Industriewarenlager auf. Ganz oben unter dem Dach wird eine Zweiraumwohnung frei, in die die Familie einzieht. In der Küche ist ein ganz alter Herd. In der Mitte steht ein Tisch mit zwei Schüsseln zum Ausziehen. Der Ausguss ist auf dem Gang. Das Wasser muss auch von dort geholt werden. Die Toilette befindet sich unten in der ersten Etage. Im Winter friert sie ein. Dann haben alle Pech. Samstags wird vom Boden die alte, schwere Zinkbadewanne geholt und in großen Töpfen das Wasser gekocht. Elsi fand es gar nicht schön, wenn sie nach allen anderen als Letzte in das Wasser gehen muss. Später stirbt eine Frau im Haus und das Zimmer bekommt Elsis Familie dazu. Damit ist wenigstens ein bisschen mehr Platz für alle. Die Familie besteht aus der „Mutter“, die Elsis Oma und



*Die kleine Elsi möchte die Welt entdecken, 1958.*



Mutti, Peter, Elsi und „Mutter“ im Urlaub in Altenberg, 1960.

das despotische Oberhaupt der Familie ist, ihrer „Mutti“, Elsi und Bruder Peter. Elsi durchlebt eine schwierige Kindheit. Durch den Lebenswandel des Vaters und die Scheidung der Eltern ist die Familie mittellos. Das Geld fehlt an allen Ecken und Enden. Aus der Not heraus kommt Bruder Peter, Elsis Peterle, bei einem Bauern unter und Elsi muss von 1955 bis 1956 ins Waisenheim in Goppeln – getrennt von ihrer Familie. Nach einem Jahr holt die Mutti ihre Kinder wieder zu sich. Elsi ist völlig abgemagert und muss erst einmal aufgepäppelt werden. Die Familie bekommt für das kleine Mädchen einen Krippenplatz auf der Bahnhofstraße. Eine Erinnerung aus dieser Zeit lässt Elsi bis heute nicht los: Sie steht in der Ecke in ihrem Bettchen, der Weihnachtsmann kommt herein und die kleine, zarte Elsi beginnt herzerreißend zu weinen. Sie hat diese Angst vor diesem Mann mit der grässlichen Maske und der tiefen Stimme sehr viele Jahre immer wieder gespürt.

## Elsi Krause

Geboren am 23. November 1954 in Freital

In Freital zu leben bedeutet für mich:

- Mein Zuhause
- Verbundenheit mit Familie und Freunden
- Freital ist ein schöner Ort mit schöner natürlicher Umgebung und der Nähe zu Dresden
- Ruhe der Kleinstadt

Lebensmotto:

*Dein Leben ist so bunt, wie du dich traust,  
es auszumalen.*

Der Mangel an Geld in der Familie, der auch dazu führt, dass es wenig Spielzeug gibt, macht Elsi nichts aus. Tante Bärbel aus Nossen fährt häufig mit der Bimmelbahn nach Freital und bringt mit dem Leiterwagen etwas zu essen. Manchmal fährt Elsi auch mit der Bahn nach Nossen. Das ist immer spannend.

Elsi ist neugierig, will die Welt entdecken und sich ausprobieren. In der Wohnung über dem Industriewarenlager beginnt mit zunehmendem Alter für sie eine Zeit voller Abenteuer, Spannung und Erlebnisse. Sie blüht auf. Mit ihren Freunden stromert sie durch die umliegenden Obstplantagen. Sie schlagen sich die Bäuche voll Obst, bis sie sich kaum noch bewegen können. Dann halten sie sich die vollen Bäuche, lachen sich schlapp und kullern unbeschwert und frei die Berge hinunter. Mit Freunden aus der Gegend durchstreift sie Freital mit einem Rucksack und einem Butterbrot – immer auf der Suche nach neuen Entdeckungen. Treffpunkt ist immer bei Elsi. Ihr

Zuhause ist für Erkundungen ideal. Da gibt es Verstecke und so viele Dinge, die der Fantasie freien Lauf lassen. Die Freunde stöbern und spielen in der Döhlener Kirche und im Gelände. Der Kirchendiener Herr Frey lässt sie auf der Orgel spielen und hoch bis in den Glockenturm durch die Spinnweben steigen. Die Aussicht von dort ist atemberaubend.

Als Mutti an Gelbsucht erkrankt, müssen auch die Kinder sieben Wochen zu Hause bleiben. Die Mutter – also die resolute Großmutter – stellt den Esstisch in die Raummitte und dann werden Märchen gelesen, erzählt oder es wird gespielt. Manchmal dürfen sie bei der Vermieterfamilie fernsehen. Das ist etwas ganz Besonderes, Aufregendes und eher die Ausnahme. Die Kinder müssen sich selbst beschäftigen, was allerdings für Elsi überhaupt kein Problem darstellt: Aus einem Funkgerätegehäuse bastelt sie sich eine Puppenstube. Diese wird mit Furnier ausgelegt und ein ausgehöhltes Radio liefert weiteres Zubehör. Elsi ist voller Fantasie und eine kleine Träumerin. Und sie ist so mutig wie die rote Zora, von der sie ganz viele Geschichten im Hort vorgelesen bekommt. Davon kann sie gar nicht genug hören. In dieser Traumwelt und gemeinsam mit ihren Freundinnen kann sie sich entfalten. Verwegen besteht sie die wildesten Abenteuer. Damit entflieht sie der Realität, in der sie so oft hören muss: „Das schaffst du eh nie.“ oder: „Dazu bist du zu dumm.“

Elsi lernt in der Schillerschule. Auf dem Weg zum Frühhort kommt sie immer an der Schulküche vorbei. Dort kennen sie das kleine, dünne Mädchen und stecken ihr immer etwas zum Essen zu. Weil sie zu dünn ist und immer schlecht isst, kommt Elsi schließlich zur Kur.

Dort entdeckt sie ihre Liebe zum Theaterspielen und für Rollenspiele. Sie sehnt sich danach, mit den anderen Kindern spielen zu können, wo doch eine Bühne mit tollen Requisiten einen großen Raum zum Ausleben ihrer Fantasie bietet. Tatsächlich darf sie nur an einem einzigen Tag vor dem Ende ihrer Kur spielen gehen. Gefühl verbringt sie gelangweilt jeden unendlich langen Tag am Tisch mit Haferschleimsuppe. Sie darf erst aufstehen, wenn sie gegessen hat. Die abgrundtiefe Abneigung gegen Haferschleimsuppe, die in dieser Zeit entsteht, ist ihr bis heute erhalten geblieben. Elsi fühlt sich dort allein und verlassen. Sie vermisst ihre Familie jede Stunde.

Zurück zuhause probiert sie sich während der Schul- und Hortzeit weiter in vielen Dingen aus. Sie liebt es andere zu unterhalten: „Ich war ein kleiner Pausenc clown“. Mit Freundin Elli ist das Leben so richtig lustig. Die Mädchen singen im Chor und viele Kinder kommen dazu, weil Elsi und Elli dort sind und es dann immer lustig ist. Häufig werden sie rausgeschickt, weil sie dauernd kichern und sich oft vor Lachen kaum halten können. Da die beiden Mädchen aber die Vorsängerinnen sind, dürfen sie immer wieder rein. Elsi singt leidenschaftlich gern. Das Weihnachtssingen im Schulhausflur vor Ferienbeginn begeistert sie jedes Mal: „Es war immer so würdevoll und feierlich.“ Sie singt später im Theaterchor, tritt in der DEFA-Produktion „Das Katzenhaus“ auf, baut Requisiten und malt mit an einer Kulisse. Der Musiklehrer nimmt Elsi und Elli mit in den Gewerkschaftschor. Dort erleben die beiden unvergessliche Auftritte wie das Singen des Liedes „Freude schöner Götterfunken“ im Freiburger Dom oder die

Chortreffen im Juni in Dresden mit Singen auf den Elbedampfern. Diese Erlebnisse sind tief beeindruckend und ziehen sie voll in ihren Bann mit den ausgefüllten, vollen und tiefen Klängen in der Kirche und dem Zusammengehörigkeitsgefühl auf den Dampfern.

Abenteuerlust und geballte Lebensfreude bringen Elsi in Betragen meist eine Drei ein – im Gegensatz zu ihrem Bruder, der immer eine Eins bekommt. Als sie in der siebenten Klasse ist, werden Helfer für die Erstklässler gesucht, für Hausaufgabenbetreuung oder um auch mal ein Spiel anzuleiten. Elsi ist sofort begeistert. Und schon bald formt sich eine mögliche Berufsidee in ihrem Kopf – Kindergärtnerin. Nur ein Hindernis scheint es zu geben: in Betragen die Drei. „Nur, weil ich immer das letzte Wort hatte und so ein Kasper war.“ Als ihr Lehrer fragt, was sie denn werden möchte und sie mit ihrem Berufswunsch herausrückt, bekommt sie nur zu hören: „Naja, mit deinem Betragen wird das nichts.“ Aber Elsi weiß, dass sie es schaffen kann, weil sie es will.

In der Freizeit trifft sich die heranwachsende Elsi mit ihren Freunden mit einer „Heule“ unter dem Arm am Platz des Friedens. Zum Tanzen geht es ins BC – Ballsäle Coßmannsdorf, in die Moze oder nach Wurgwitz. Der Rummel auf dem Platz des Friedens zieht die Jugendlichen regelmäßig in seinen Bann. Die Eisbar in Potschappel verspricht immer ein leckeres Eis. Langweilig wird es nie.

Als sie in der zehnten Klasse ist, werden verstärkt Kindergärtnerinnen gesucht. Das passt. Die unzertrennlichen Freundinnen Elsi und Elli bewerben sich – entgegen aller Entmutigungsversuche seitens der Mutti, die auch deutlich sagt, dass Elsi das nie schaffen wird. Elsi

hat riesiges Glück und wird angenommen. Nach einer kurzen Zeit in Dresden geht Elsi von 1973 bis 1975 nach Senftenberg. Dort ist sie zum ersten Mal richtig selbstständig. Das genießt sie. Sie fühlt sich frei und ungebunden. Sie ist unabhängig und niemand redet ihr rein. Endlich machen, was sie will und niemand ist da, der das irgendwie kommentiert. Elsi will immer weg aus Freital, am liebsten nach Rostock – weiter weg geht ja leider nicht.

Die „Mutter“ erkrankt 1973 sehr schwer. Sie bittet Elsi, dass sie nicht weggehen soll. Inzwischen haben beide eine sehr enge und innige Beziehung zueinander. Das despotische Oberhaupt der Familie hat sich zu einer herzlichen und mitfühlenden Großmutter entwickelt, die Elsi Mut macht und für sie da ist. Schließlich stirbt sie. Elsi bleibt ein Vierteljahr zu Hause und mag nicht mehr ausgehen, bis die Mutti sagt: „Komm, du kannst nicht nur zu Hause bleiben. Geh raus unter die Leute.“ So lernt Elsi beim ersten Tanzabend im Herbst 1973 im Klub der Edelstahlwerker ihren ersten Mann kennen und verliebt sich Hals über Kopf. Im August 1975 heiraten sie. Ihr Bauchgefühl sagt: Heirate ihn nicht. Aber Elsi ignoriert diesen Ruf aus ihrem Inneren. Ihre Erziehung und die Moral dieser Zeit stehen dem Bauchgefühl entgegen. Im September bringt sie ihren Sohn Uwe zur Welt. Der Start der kleinen Familie ist holprig. Gesundheitliche Probleme zwingen sie, nach der Entbindung länger im Krankenhaus zu bleiben. Als sie endlich nach Hause kann, muss der kleine Junge aufgrund einer Lungenentzündung nun selbst länger im Krankenhaus sein. Elsi darf nach Hause und wird auf dem Weg von einem Moped angefahren. Sie erleidet eine sehr schmerzhaft-

te Beckenprellung, die dazu führt, dass sie erst einmal nicht laufen kann. Deshalb fällt es ihr sehr schwer, sich um den Säugling kümmern. Sie wohnen zu der Zeit auf der damaligen Willi-Schneider-Straße, heute Lutherstraße. Dort sind zwei Tante-Emma-Läden mit dem beliebten Bonbonglas zum Reingreifen in der Nähe. So muss sie nicht weit laufen, um Besorgungen zu erledigen, als sie wieder langsam laufen kann. Die Wohnung ist nass und schließlich finden sie eine Neubauwohnung in Zauckerode. Elsi erlebt in ihrer Ehe sehr schwere Zeiten. Zum Glück wird sie ihr ganzes Leben von richtig guten Freundinnen begleitet, was ihr oft über schwierige Situationen hilft.

Der Start in den Beruf gestaltet sich schwierig. Elsi soll sofort als Mentorin arbeiten, was sie ablehnt, weil sie

selbst erst einmal Erfahrungen sammeln muss. Das bringt ihr keine Sympathiepunkte bei ihrer Vorgesetzten ein. Sie selbst hat nach einer Weile genug und wechselt den Kindergarten, als eine neue Einrichtung eröffnet wird. Das darf sie aber nur unter der Bedingung, dass sie Gewerkschaftsvorsitzende wird. Sie stimmt zu. Hauptsache sie kann aus dieser Einrichtung weg. In dieser Position kämpft sie für ihre Kolleginnen und versucht viel zu bewegen. Auch hier muss sich Elsi mit ihrer Arbeit beweisen. An manchen Tagen hospitieren bis zu 23 Fachberater in ihrer Kindergartengruppe. Schlussendlich bestätigen sie: Elsi ist in der Tat eine gute Kindergärtnerin.

Es folgt die Scheidung von ihrem Mann und Elsi ist die nächsten zwei Jahre allein mit ihrem Sohn.





*Singend geht es zum Fasching im  
Alfred-Damm-Heim, 1993.*

Eines Tages 1984 klingelt Hans an ihrer Tür: „Frau Krause, ich muss mal mit Ihnen reden.“ Er bittet sie zu sich. Da ihr Sohn immer viel Blödsinn anstellt, geht Elsi gleich in Hab-Acht-Stellung, was nun wieder kommt. Alle Antennen sind aufgestellt, das Herz trommelt beunruhigt. Dazu kommt, dass Elsi schon eine ganz Weile heimlich in Hans verliebt ist. Hans auch in Elsi. Aber sie wissen es nicht voneinander. Elsi geht angespannt zu Hans zu dem ausstehenden Gespräch. Als sie in die Wohnung kommt, steht auf dem Tisch eine Weinflasche. Da fällt alle Anspannung von Elsi ab und sie weiß, dass sie das Gleiche fühlen. Seitdem sind sie ein Paar. Nach einer Woche ziehen sie zusammen. Ihr Sohn ist hellauf begeistert von dem neuen möglichen Vati, der durch die Hochzeit

mit Elsi zwei Jahre später auch wirklich sein Vater wird. Endlich kehrt bei Elsi wieder sowohl familiär, als auch beruflich das Glück ein.

1990 wird der Kindergarten aufgelöst und Elsi wechselt in die Kita nach Wurgwitz. Der Austausch mit den jüngeren Kindergärtnerinnen gefällt ihr. Sich auf neue Ideen einzulassen, ein bisschen zu träumen, ein bisschen rumzuspinnen – genau das liegt ihr. Es ist ihr ein Bedürfnis, das Potenzial, das nach der Kindheit bei vielen Erwachsenen verlorengeht, in ihrem Beruf auszuleben und andere dazu zu animieren, diese schöne, kreative Seite an sich nicht verkümmern zu lassen. In dieser Zeit merkt Elsi, wie wichtig es ist, sich Zeit für Gespräche zu nehmen, Neues zu entwickeln, Probleme zu klären und

ein vertrauensvolles Verhältnis zueinander aufzubauen. 1994 beginnt sie in der Jugendarbeit als Streetworkerin. Sie stolpert eher chaotisch in diesen Beruf, findet sich allerdings schnell zurecht. Sie schlichtet und vermittelt. Ihre Entscheidungen kommen aus dem Bauch heraus. Das ist etwas, was sie schon in ihrer Zeit als Kindergärtnerin gelernt hat. Sie setzt sich mit ganzem Herzen, Leib und Seele für die Jugendlichen ein und kommt unerwartet gut an. Heute noch wird ihr bestätigt: „Gut, dass du darwarst. Wir haben dann vieles anders gesehen.“

1997/98 wechselt sie zum Kinder- und Jugendhilfverband, 2001 dann zu „Pro Jugend“. Elsi organisiert gemeinsam mit ihrem Team Feste und Veranstaltungen. Sie singt und lacht mit den Jugendlichen, bespricht mit ihnen ernste und fachliche Dinge, bringt ihnen Recht und Lebenspraxis näher. In traurigen Momenten tröstet sie und weint auch manchmal mit. Sie baut ehrenamtliche Jugendclubs mit auf, schult die Jugendlichen und kämpft für sie. Sie hilft ihnen, neue Wege und Perspektiven zu finden. Persönlich möchte sie sich der Herausforderung stellen und berufsbegleitend ein Studium beginnen. Auch hier hört sie oft die Worte: Das schaffst du nicht. Aber die Kollegen unterschätzen sie: Elsi hat Erfolg. Sie absolviert neben ihrer Arbeit das Studium zur Sozialpädagogin und zeigt wieder einmal: Und ich schaffe es doch!

2006 wechselt sie schließlich zur Diakonie und arbeitet für neun Jahre mit Schwerstbehinderten. Der Bereich wächst unter ihrer Führung an. Bis dahin wurden die Menschen mit ihrer Schwerstbehinderung abgestempelt zum Basteln und Malen und Singen. Elsi fördert gemeinsam mit ihren Kolleginnen und Kollegen diese

Menschen. Sie bilden Arbeitsgruppen für Holz und Kartonagen. Sie gestalten anspruchsvolle kreative Dinge, musizieren, entwickeln ein Musical, was eine große Meisterleistung für die Schwerstbehinderten darstellt. Elsi hat ein Gespür für die Menschen in ihrer Obhut. Doch das Arbeitsklima unter den Kollegen verändert sich aufgrund von Personalwechsel. Sie wird krank. Es geht ihr sehr schlecht. Es ist Zeit für eine Veränderung. Noch einmal vollzieht Elsi einen beruflichen Wechsel und der Kreis schließt sich. Ihre letzten drei Berufsjahre erlebt sie noch einmal in einer Kita.

Bis heute hat Elsi ihre Lebensfreude und ihren unerschütterlichen Willen erhalten. Sie wünscht sich mehr Menschlichkeit und einen liebevolleren Umgang miteinander, keinen Neid und weniger Stress in den Familien und auf Arbeit. Sie träumt von gegenseitiger Achtung, mehr Selbstvertrauen in die eigenen Stärken und positivem Denken.

Sie liebt es immer noch zu tanzen, zu singen und Theater zu spielen.

Zum Glück hat sie sich niemals unterkriegen lassen, sondern es allen bewiesen: Sie schafft es doch.

*Auf dem Kirschberg verbringen Elsi und ihre Freunde viel Zeit.*

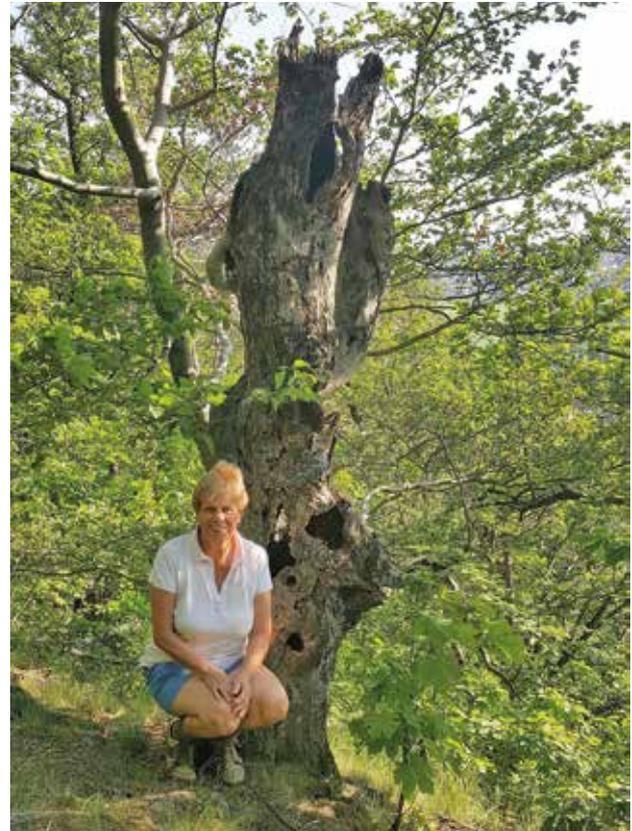


# Fußballbegeisterung und Nächstenliebe

Ulrike Grän

**U**lrike ist sehr sesshaft und schon immer in Freital. Aufgewachsen ist sie mit ihren vier Brüdern und einer Schwester. In einer Großfamilie zu leben war ihr ebenso eine Freude. Einzelkind mochte sie nicht sein. Da wurde auch nicht unterschieden, ob nun einer der großen Brüder und die große Schwester vom Vater mit in die Ehe gebracht wurden, denn er war zuvor verwitwet. Heute ist Ulrike die Einzige aus ihrer Herkunftsfamilie namens Einert, die noch in Freital lebt: Die Schwester zog es nach Amerika. Ein Bruder ging nach Cottbus, einer nach Halle, einen zog es in den 1950er Jahren nach Frankreich. Dort verpflichtete er sich für die Fremdenlegion und blieb nach seiner Dienstzeit in Marseille. Ihr Bruder Jörg – der samt Familie regelmäßig zu Besuch nach Freital kommt – zog am 2. April 1984 mit Ausreisebescheid nach Rothenburg in Bayern und gründete dort eine Familie, wo seine Mutter gebürtig herkommt. Ulrikes Vater war, genau wie Ulrike auch, ein Freitaler Urgestein. Sie lebten alle gemeinsam mit Ziegen, Hühnern und Schafen in der Nachbarschaft „Am Burgwartsberg“. Das Wohngebäude hatte seine eigene Geschichte: Es war die Alte Schule, die 1850 der Baron von Burgk in Niederpesterwitz hatte bauen lassen. „Am Burgwartsberg“ zu wohnen bedeutete, gleich neben dem Wald zu

sein und immer draußen spielen zu können. Kein Baum war Ulrike zu hoch und ihr Herz schlug und schlägt noch heute laut für den Fußball.



*Ulrike vor ihrem alten Kletterbaum auf dem Burgwartsberg.*

Die Kinder spielten auch gern Völkerball und liefen im Winter Schlittschuh, die einfach mit Riemen und Schraubklemmen am Schuh zu befestigen waren. Oft führte das zu abgerupften Absätzen, die vom Schuster wieder angebracht werden mussten. Ulrike war sehr häufig mit ihren Brüdern und Nachbarskindern auf dem Sportplatz, 200 Meter vom Haus entfernt in der Uhlandstraße, um Fußball zu spielen. Sport war ihre Leidenschaft. Darin war sie privat auch sehr erfolgreich. Überhaupt war Ulrike viel mit Jungs unterwegs. Sie teilte eher deren Interessen. Da sie selbst als Mädchen keine so schönen Fußballhosen bekam, bediente sie sich schon mal am Schrank eines Bruders und trug eben dessen Lederhosen zum „Bolzen“. Immerhin musste die Mutter diese danach nicht im Kochwasser stampfen und bleichen wie Stoffkleidung. Von der Großmutter mütterlicherseits gab es Westpakete aus Franken. Dort waren auch mal Levi's®-Jeans dabei, von denen dann das Markenschild abgetrennt werden musste, um sie in der DDR unbehelligt tragen zu dürfen. Alle aus der Familie waren fußballverrückt und Fans von der Sportgemeinschaft SG Dynamo Dresden. Seit den 1960er Jahren besaß Familie Einert Dauerkarten und dennoch gab es einmal für ein internationales Spiel, das Ulrike sehr wichtig war, keine Karten mehr. Selbst für Dauerkartenbesitzer gab es keine, wie Bruder Jörg nach dem stundenlangen Anstehen bitter feststellen musste. Ulrike, damals noch Schwesternschülerin, las zu dieser Zeit mal wieder in der Fußballwoche. Darin fand sie ein Interview mit dem Spieler Klaus Sammer, bei dem auch seine Adresse angegeben war. Sie dachte bei sich: Seine Frau Dörte könnte ich doch kontaktieren. Ulrike wusste, dass Dörte

## Ulrike Grän, geb. Einert

Geboren am 22.07.1950 in Freital

Aktiv als: *Helferin*

*Unterstützerin: „Immer, wenn etwas los ist, werde ich angesprochen.“*

*In Freital zu leben bedeutet für mich:*

*... mich in einem großen Freundeskreis zu bewegen.  
... für Menschen aktiv zu sein.*

*Lebensmotto:*

*Wir können nicht einfach vorübergehen!  
Es kommt alles, das wir geben, auf anderen Wegen zu uns selbst zurück.*

*Ihre Familie schätzt an ihr das Motto: „My home is my Castle – mein Zuhause ist mein Schloss!“*

Sammer Krankenschwester war und kurzerhand schrieb sie ihr einen Brief mit der Bitte um Unterstützung, um doch noch an Karten für sich und ihre Brüder zu kommen. Es passierte lange nichts, bis Ulrike im Lehrkrankenhaus, dessen Telefonnummer sie mangels eigenem Telefon im Brief angegeben hatte, erfuhr, dass Dörte Sammer sie tatsächlich hatte benachrichtigen lassen: Sie könne für sich und die Brüder am Spieltag drei Karten bei ihr abholen, was bis zur politischen Wende 1989 so blieb. Es entwickelte sich eine langanhaltende, sehr schöne persönliche Verbindung. Ulrike kennt Dörtes und Klaus Sammers Sohn, den erfolgreichen Fußball-Experten und deutschen Fußballfunktionär als auch ehemaligen Profifußballspieler und -trainer Matthias Sammer also schon von 1967 an in Windeln und als Krabbelkind.

Das Elternhaus von Ulrike war geprägt von Nächstenliebe und Fürsorge untereinander und für viele andere Menschen. Ulrikes Mutter war gläubige Christin und hat sich als Krankenschwester und privat um sehr viele Menschen gekümmert, Kranke versorgt und ihnen auch Essen gekocht. Besonders die Kriegszeiten müssen von Aufopferung geprägt gewesen sein, denkt Ulrike heute. Sie weiß, dass ihre Mutter den Vater während ihrer Arbeit im Diakonissenkrankenhaus kennenlernte, als dieser kriegsverletzt dort eingeliefert wurde. Diese Begegnung verhinderte wohl auch, dass Ulrikes Mutter Diakonissin wurde.

Familie Einert half, wo sie konnte und auch Ulrike wurde früh mit in die Nachbarschaftshilfe eingebunden. So ging sie als junges Mädchen schon für die alleinstehende Nachbarin Minna die Milch holen. Dazu zeigte sie die Milchkarte der Minna, welche es in den 1950er Jahren noch als Lebensmittelkarten gab, im Laden vor. Sie bekam einen Stempel auf dieser und Ulrike bekam im Gegenzug die Milchkanne gefüllt. Eines Tages zog sie wieder im kleinen Pelzmäntelchen los, um der Minna die Milch zu holen. Gerade als sie die volle Milchkanne und Minnas Milchkarte zurückgeben wollte, schnappte sich Minnas Ziege die Milchkarte und zerkaute diese. Welch ein Schreck und wie garstig die Reaktion: Wollte die Minna doch tatsächlich für künftige Milchgänge die Karte der Familie Einert nutzen. Doch wie sollte das gehen – es gab sechs Kinder zu versorgen?

Ulrike sieht ihre Mutter als ihr größtes Vorbild: Sie hatte den Abschluss als Krankenschwester und für damalige Verhältnisse sehr viele Befugnisse. So durfte sie beispielsweise sogar Narkosen setzen.

Bis ihr erstes Kind 1944 geboren wurde, arbeitete diese im Diakonissenkrankenhaus und in den 1960er Jahren wieder in der chirurgischen Abteilung des Freitaler Krankenhauses in der Außenstelle auf der Burgwartstraße, ganz in der Nähe der Wohnung der Familie. Wenn sie auch arbeitete, hat sie dennoch – tags und nachts – für Familie und Freunde Öfen angeheizt, gewaschen, geflickt oder gestrickt. Die Kinder konnten so ganz unbeschwert aufwachsen. „Die Familie meines Vaters war ganz im Gegensatz zur christlichen Lebensart meiner Mutter sozialistisch geprägt“, erinnert sich Ulrike. Sie standen alle seit Anbeginn ihrer Erinnerung füreinander ein – für die Familie, die Nachbarn, alle Mitmenschen. Ulrike wurde in der Familie somit sowohl aus dem sozialistischen als auch dem christlichen Gedankengut geprägt und entschied sich schon frühzeitig für die christliche Nächstenliebe. Ulrikes Konfirmation musste in der Kreuzkirche Dresden und nicht in Freital stattfinden, sodass es keiner aus dem direkten Umkreis des Vaters erfuhr. Zur damaligen Zeit gab es auch enge moralische Grenzen im Elternhaus, erinnert sich Ulrike mit einem Schmunzeln. Als sie und ihr Verlobter Thomas Polterabend feierten, wurden Thomas und die mitfeiernden männlichen Gäste von den Eltern vorsichtshalber für die Nacht auf dem Boden eingeschlossen. Nach der Hochzeit dann im Jahr 1976 zog Thomas Grän in das Elternhaus von Ulrike mit ein – welch eine Freude!

Doch kommen wir zurück zu Ulrikes eigenem Wirken: Ulrikes Schulweg ging über den „Sauberg“ zur Lessingschule im Stadtteil Potschappel.

Sie machte den Abschluss der zehnten Klasse und half als Schülerin immer mal wieder in dem Krankenhaus, in



*Einschulung 1957 – Blick von den Burgwardsbergwiesen.*

dem ihre Mutter arbeitete, gegen ein kleines Taschengeld aus. So wurden die anderen Krankenschwestern und besonders ihre Mutter zum beruflichen Vorbild für Ulrike. Sie trat in die Fußstapfen ihrer Mutter Ulli und erlernte ebenso wie ihre Großmutter den Beruf als Krankenschwester im Diakonissenkrankenhaus Dresden. Seit sie dann tatsächlich 1967 Schwesternschülerin mit einem pauschalen Lehrlingsgeld von 70 Mark wurde, bekam sie den Spitznamen „Ulli“, auf den sie auch heute noch schnell reagiert.

Die Berufsschule gehörte zum Friedrichstädter Krankenhaus in Dresden und die praktische Ausbildung fand



*Ulli als Schwesternschülerin 1968 mit ihrer Mutter als Vorbild.*

im Kreiskrankenhaus in Freital statt. 1973 wurde Ulli Fachkrankenschwester für Intensivpflege und Anästhesie, was heutzutage gleichwertig mit einem Studienabschluss ist. Sie ist nun Krankenschwester aus Leidenschaft in dritter Generation. Wenngleich die Anästhesie in der Medizin für die Empfindungslosigkeit zum Zwecke von Operationen dient, ist Ulrike auch durch ihre schweren beruflichen Zeiten hindurch mit Diensten von zehn Stunden plus alleine auf Station eine sehr mitfühlende Frau geblieben.

Ihr Herz hing und hängt besonders an der Familie. Das Familienglück von Ulrike und Thomas Grän vervollstän-

digten zwei Kinder, die Tochter Caroline und der Sohn Christoph, woraufhin Ulli gleich wieder stundenweise weitergearbeitet hat. Bei Carolines Geburt blieb sie ungefähr drei Jahre zu Hause oder ging nur zur Aushilfe ab und an arbeiten. Nach der Geburt von Christoph arbeitete sie gleich stundenweise weiter.

Ulrike und Thomas haben wie in ihren eigenen Herkunftsfamilien wiederum viel Wert auf ein christliches Aufwachsen der eigenen Kinder gelegt. Caroline wurde sehr aktiv in der Jungen Gemeinde und im evangelisch-lutherischen Kindergottesdienst. Sohn Christoph, der heute beim Zoll arbeitet, erinnert sich, dass die Eltern häufig über Zettel kommuniziert haben, da Vater Thomas in der Produktionsleitung an zwei bis drei Tagen erst um

Mitternacht zu Hause sein konnte: Die Produktionspläne für die Planwirtschaft mussten geschrieben sein!

Er zeigt auf das Foto an der Wand: „Ein ganz besonderes Ereignis war es für meine Mutter, als 1990 alle ihre Geschwister sich erstmalig und auch einmalig in Freital gleichzeitig trafen und mich als den jungen Nachwuchs bestaunen konnten.“

1994 starb Ulrikes Mutter mit 74 Jahren an Krebs und hinterließ den Vater pflegebedürftig. Kurzerhand verschenkten Ulrike und Thomas ihre Möbel aus der geräumigen Vierraumwohnung in Freital-Zuckerode und zogen erneut in das Elternhaus, um Ulrikes Vater zu versorgen. Trotz des hohen familiären Zusammenhaltes waren ihre Geschwister ja in alle Himmelsrichtungen verstreut und konnten sie maximal zu vereinzelt Wochenenden bei der Pflege des Vaters unterstützen. Pflegedienste, so wie heute, gab es nicht.

Mit Schrecken denkt Ulli an das Jahr des Jahrhunderthochwassers in 2002 zurück, an dem zwar zunächst das Notstromaggregat im Krankenhaus ansprang, jedoch aufgrund der vollständig zerstörten Elektrik die Kompletträumung nicht zu verhindern war. Alle haben „tüchtig angepackt“, doch es ging „drunter und drüber“, bis die Bundeswehr zur Unterstützung eintraf. Beatmete Patienten wurden komplett aus dem Gebiet ausgeflogen und Regelpatienten wurden zur Notunterbringung in die Berufsschule in Freital-Burgk gebracht. Patienten aus der Intensivstation bekamen ihre Akten einzeln zur Weiterversorgung mit. Allerdings konnten so auch keine Angehörigen informiert werden, wohin jemand verlegt wurde. Das Chaos fühlte sich an wie in einem Kriegszustand. Erstaunlich schnell kamen die ersten Patienten



*Sohn Christoph operiert den verletzten Stoff-Esel unter Aufsicht seiner Schwester Caroline.*

zurück und der Pflegealltag ging weiter. Das Krankenhaus wurde von den oberen Etagen her wieder geöffnet und die Patienten mit dem Helikopter gebracht. Das Hochwasser war eines der schwierigsten Kapitel in Ullis Arbeitsleben.

Prägend für sie war zudem nach dem Hochwasser, wie der Plauensche Grund aussah: „Wie ein Geisterort mit all dem Müll in den Bäumen!“ Freital blieb lange stromlos und Müllberge häuften sich vor dem Krankenhaus. Es war schon extrem erstaunlich, dass bis Weihnachten 2002 alles wieder okay aussah: „Zu Erichs Zeiten wäre das nicht so gegangen.“ Vor Heiligabend war alles neu gemacht – dank des extrem hohen Spendenaufkommens von überallher in der Welt. Heute kann sich die Pesterwitzer Ev.-Luth. St. Jakobuskirchgemeinde mit Blick auf das Hochwasser 2021 in NRW revanchieren. Wir wissen, wie es sich anfühlt.

Im Sommer 2015, als Ulli 65 Jahre alt wurde, hat sie mit dem Beruf offiziell aufgehört, jedoch noch weiter in der Tagesklinik ausgeholfen. Der Bedarf war einfach zu groß, um Ulli schon ziehen zu lassen.

Nun ist Ulrike Rentnerin und hatte schon immer das Motto: „My home is my Castle – mein Zuhause ist mein Schloss“ und so schwärmt sie von den urigen Zeiten im Elternhaus mit Ofenwärme und dem einfachen Leben, dem Freitagbadetag in der Küche, bei dem jeder „Erster“ sein wollte und ihrer Fußballbegeisterung. Ulrike ist wahrlich gern zu Hause und erkundet noch heute jährlich mit der Wandergruppe der Krankenschwestern die schöne Umgebung. Auch Verwandte besucht sie sehr gern mit ihrem Thomas. Sie ist eben ein Familienmensch. So telefoniert sie regelmäßig mit Ver-



1990 – Die Familie Einert wiedervereint.

wandten und Freunden, um sich nach deren Befinden zu erkundigen.

Und da sie auch jetzt die Hände nicht in den Schoß legen kann, engagiert sie sich aktiv in der Kirchgemeinde von Pesterwitz, macht Besuche und betreut die Pilgerherberge auf dem Friedhof mit, denn in der Fremde ist jeder auf Hilfe angewiesen. Und das Helfen liegt Ulrike als langjähriger Krankenschwester eben im Blut. Alles in allem würde sie den Beruf wieder ergreifen – er passte einfach zu Ulrike. Aber darüber soll eigentlich gar nicht geschrieben werden, sagt sie und schließt mit dem Satz, „denn so wichtig bin ich doch nicht.“

# Ganz oder gar nicht

Jutta Ebert

**J**utta war das kleine Geschenk hinter dem ersten Adventskalendertürchen, als sie am 1. Dezember 1953 geboren wurde. Mit ihrer alleinerziehenden Mutter verbrachte sie ihre ersten Lebensjahre in Köthen in Sachsen-Anhalt. Als Jutta zehn Jahre alt war, zogen die beiden nach Halle. Ihre Mutter arbeitete in Halle als Bibliothekarin in einer großen, dreistöckigen Bibliothek. Da sie fast den ganzen Tag arbeiten ging, verbrachte Jutta viel Zeit allein und musste schon früh selbstständig sein. Wenn sie nicht gerade in der Schule war, kümmerte sie sich um den Haushalt: Sie räumte auf, putzte und ging einkaufen. Jutta lernte damit schon sehr zeitig, auf ihre eigenen Fähigkeiten zu vertrauen und die Dinge selbst in die Hand zu nehmen. Entweder sie lernte etwas und bemühte sich oder sie ließ es bleiben – entweder ganz oder gar nicht. Manchmal arbeitete sie in den Ferien, um ihr Taschengeld aufzubessern – am liebsten bei ihrer Mutter in der Bibliothek. Dann schleppte sie Bücher die drei Etagen rauf und runter. Von dem Geld, das sie dabei verdiente, konnte sie zum Beispiel auch ihr langersehntes Fahrrad mitbezahlen.

Als Jutta klein war, war ihr Traumberuf Ärztin, zumindest bis sie feststellte, dass sie kein Blut sehen konnte. Danach wollte sie Professorin an der Universität werden. Also bewarb Jutta sich nach dem Abitur für ein

Auslandsstudium in Leningrad. Sie wollte dort etwas mit Kernphysik studieren, aber alle Studienplätze waren besetzt. Stattdessen wurde ihr angeboten, sich für Betriebswirtschaftslehre zu entscheiden. Kurzerhand begann sie 1972 mit dem BWL-Studium.

Gemeinsam mit ihrem Mann, den sie beim Studium kennengelernt hatte, überlegte sie, wie es nach dem Abschluss weitergehen könnte. Er wollte im Stahlwerk arbeiten und sie an der Uni. Damit blieben nur drei Städte in der DDR übrig: Erfurt, Jena und Dresden. Nach langem Überlegen entschieden sie sich für Dresden beziehungsweise Freital. Von Tharandt hatte Jutta schon einmal etwas gehört. Freital kannte sie überhaupt nicht, aber sie war neugierig auf ihren neuen Wohnort. Ihr Mann begann 1976 im Edelstahlwerk zu arbeiten, während Jutta noch ihr letztes Studienjahr vor sich hatte. Nach ihrem Diplomabschluss zog sie 1977 schließlich nach Freital. Als Jutta Freital zum ersten Mal erblickte, brach sie in Tränen aus – und zwar nicht vor Freude. Es war dreckig. Viele Häuser waren kaputt und durch die Dresdner Straße zog ein beängstigender roter Nebel. Aber Jutta wäre nicht sie selbst gewesen, wenn sie sich davon hätte unterkriegen lassen. Die Umgebung Freitals war schon zu dieser Zeit sehr schön und Jutta ging damals wie heute sehr gern wandern. Auch die Menschen, die sie in Freital

kennenlernte, ob Nachbarn, im Beruf oder beim Sport machten ihr das Leben in Freital erträglicher. Im selben Jahr brachte Jutta mit 24 Jahren ihren ersten Sohn zur Welt, noch bevor sie überhaupt zu arbeiten begann. Ein halbes Jahr später bekam sie für ihn einen Krippenplatz und begann an der Technischen Universität Dresden als wissenschaftliche Mitarbeiterin. Die Atmosphäre dort gefiel Jutta allerdings gar nicht: Alle Studenten schauten zum Professor auf. Das Studenten-Professoren-Verhält-



## *Jutta Ebert, geb. Heberling*

*Geboren: am 1. Dezember 1953 in Köthen*

*Aktiv als: Ortsvorsteherin in Freital-Wurgwitz*

*In Freital zu leben bedeutet für mich:*

*Die Möglichkeit in der Nähe einer Großstadt mit Kunst und Kultur zu leben und gleichzeitig die schöne Landschaft zu genießen.*

*Lebensmotto:*

*Ganz oder gar nicht*

nis war fast schon hierarchisch geprägt. So etwas wollte sie nicht. Also gab sie ihren Traum auf, Professorin zu werden.

1979 wurde ihr zweiter Sohn geboren. Dieses Mal hatte sie kein Glück mit einem Krippenplatz. Jutta bekam ein Angebot, dass wenn sie beim Rat des Kreises anfängt, auch einen Krippenplatz bekommen würde. Also begann sie 1980 ihre Arbeit dort. Sie machte ihr Spaß und Jutta ging wirklich gern dort arbeiten. Die Atmosphäre war angenehm und sie verstand sich gut mit allen. Sie wohnte mit ihrer Familie auf der Schachtstraße. Der Kindergarten war nur ein paar Meter entfernt und auch der Rat des Kreises war gleich um die Ecke. So konnte Jutta ihre Kinder zeitig abholen und die Arbeit ließ sich gut mit dem Familienleben vereinen. Manchmal kamen die Kinder auch alleine zum Rat des Kreises und wurden von Juttas Kollegen mitbetreut, solange diese noch arbeitete. In die Verantwortung für die Familie teilte sie sich mit ihrem Mann rein, der inzwischen selbstständig war, während Jutta selbst noch voll arbeiten ging. Als

Juttas pflegebedürftige Mutter bei ihnen einzog, funktionierte die Betreuung ebenfalls reibungslos. Jutta konnte sich in ihrer Arbeit selbst verwirklichen, was ihr Selbstbewusstsein stärkte. Die Kindererziehung war ihr ebenso wichtig wie ihre Arbeit: Wenn sie etwas machte, dann auch richtig. So engagierte sie sich auch als Elternvertreterin im Kindergarten und in der Schule ihrer Kinder. Nach der politischen Wende 1989 wurde sie Dezernentin im Landkreis. Jutta machte Weiterbildungen, versuchte sich mit der neuen Rechtsgrundlage zu arrangieren und Verwaltung zu lernen. Aber man gab ihr keine Chance: Der neue Kreistag wählte sie ab. Jutta war allerdings nicht der Typ für hadern und traurig sein und nahm sogleich danach mit 36 Jahren die Stelle als Hauptamtsleiterin in Kesselsdorf in der kommunalen Arbeit an. Sie kümmerte sich dort um Soziales, Kultur, Bildung, Feuerwehr und vieles mehr. Durch die vielfältigen Aufgabebereiche war ihr Arbeitsleben sehr abwechslungsreich. Als Jutta 2012 in den Vorruhestand ging und sich schon fast gelangweilt hätte, suchte der damalige Wurgwitzer Ortsvorsteher nach jemandem, den er anlernen konnte. Jutta zögerte nicht lange und wurde später tatsächlich zur Ortsvorsteherin gewählt.

Inzwischen wurde Jutta wiederholt gewählt und bekleidet mit ihren 68 Jahren noch immer zuverlässig das Amt der Ortsvorsteherin in Freital-Wurgwitz, wo sie nun schon seit 25 Jahren wohnt. Obwohl die Wahlperiode noch bis 2024 andauert, überlegt sie, schon jetzt eine jüngere Person an den Posten heranzuführen. In ihrer Zeit als Ortsvorsteherin hat sie viel bewegt und ist bemüht, dass sich die Menschen in Wurgwitz wohlfühlen. Privat unternimmt sie viel mit ihren Enkelkindern, zum

Beispiel zieht sie gern mit ihnen durch den Stadtteil und erklärt ihnen, wie es früher einmal ausgesehen hat oder wo Juttas Söhne in die Schule gegangen sind. Sie selbst versucht auch schon seit Jahren Englisch mit Freunden zu lernen, was sie nicht in der Schule hatte. Besonderen Spaß macht es jetzt, da ihre Enkelkinder in der Schule auch gerade mit Englisch anfangen. Ab und zu hört sie auch Lieder aus ihrer Jugend im Radio, die sie früher nicht verstehen konnte, beispielsweise von den Beatles. Jetzt geht ihr plötzlich ein Licht auf und sie denkt sich: Ach, darüber singen die! Und dann freut sie sich darüber, dass das mühsame Lernen doch nicht umsonst ist.

Ein Hobby, das Jutta erst vor ein paar Jahren für sich entdeckt hat, ist die Aquarellmalerei. In einer Mal-Gruppe hat sie viele gute Freunde gefunden. Ebenso wie in ihrer Kaltnadel-Gruppe. Körperlich ist sie noch ziemlich fit, geht ins Fitnessstudio, Schwimmen und Fahrradfahren bei strahlendem Wetter. Ihre liebste Beschäftigung ist es, in der Umgebung herumzuschlendern. Sie nennt es „eine Runde ums Haus laufen“, dabei ist von einem kurzen Spaziergang bis hin zu einer etwas längeren Wanderung alles möglich. Am besten daran ist, dass sie nicht erst irgendwo hinfahren muss, sondern die Natur direkt vor der Nase hat. Früher hat Jutta einmal im Jahr mit ihrem Mann einen Rundgang um Freital gemacht: Da ging es früh um sieben oder sogar noch eher los. Die zwei liefen dann von Wurgwitz aus über Pesterwitz, Coschütz, den Windberg, Possendorf, Oelsa, den Rabenauer Grund und Weißig, bis sie spätabends wieder in Wurgwitz ankamen. Jutta genoss dabei am meisten die wunderschönen Ausblicke. Seit ihr Mann vor einigen Jahren gestorben ist, dreht sie so eine große Runde nicht mehr, macht

aber immer noch Abstecher nach Pesterwitz, auf den Sauberg oder in Richtung Kesselsdorf.

Immer wieder setzt sich Jutta kleine Ziele, damit sie nicht zuhause sitzt und herumjammert. Mit Freunden macht sie gern Kurzreisen und sie würde auch gern noch einmal Urlaub in Österreich machen und da wandern gehen oder nach Polen reisen, weil sie noch nie dort war. In Zukunft will sie gern in Freital wohnen bleiben. Solange sie noch fit ist, kann sich aber auch vorstellen, zu ihren

Kindern nach Dresden zu ziehen. Wie es kommen wird ist ungewiss. Den Lesenden dieses Buches möchte Jutta raten, nicht am Leben zu verzweifeln, sondern sich über Kleinigkeiten zu freuen. Man sollte sich Freunde suchen, die einen durch das Leben begleiten und die man selbst auch durch deren Leben begleitet. Sie wünscht sich, dass in Freital das Zentrum weiterentwickelt wird, es eine schöne Stadtmittte gibt und sich die Einwohner wohlfühlen.



*Wandern in der Sächsischen Schweiz, 1995.*

# 1975 bis 1990

## Rechte und Pflichten von Frauen

**1976** IX. Parteitag der SED, zweites Sozialpaket verabschiedet.

Aufgaben zur Verbesserung der Arbeits- und Lebensbedingungen der Werktätigen von 1976 bis 1980 werden festgelegt. Darin enthalten sind unter anderem die Erhöhung der Mindestlöhne von 350 auf 400 Mark sowie die vorgesehene Erhöhung der Mindestrenten und Arbeitszeitverkürzung.

**1986** Erziehungsurlaub „Babyjahr“ ist ab dem ersten Kind möglich und ab dem dritten Kind anderthalb Jahre. Für Frauen mit mindestens zwei Kindern und Vollbeschäftigung gibt es die 40-Stunden-Woche ohne Lohnverzicht. Der Grundurlaub wird entsprechend der Kinderzahl erhöht. Das führt aber auch dazu, dass Mütter als wirtschaftliches Risiko in den Betrieben angesehen werden.

**9. November 1989** Öffnung der DDR-Grenzen.

## Entwicklung in Freital

**1973** kommen Saalhausen, Kleinnaundorf und Wurgwitz mit den Ortsteilen Niederhermsdorf, Kohlsdorf und Hammer als Stadtteile zu Freital. 1974 kommen als letz-

te Stadtteile während der DDR-Zeit Somsdorf und Weißig zu Freital.

Im Freitaler Edelstahlwerk kommen der erste 30-Tonnen-Plasmaofen sowie der erste Elektronenstrahl-Mehrkammerofen der Welt zum Einsatz.

In den Buntgarnwerken Freital – auch Spinnerei genannt – arbeiten Frauen im Schichtsystem. 1988 erhielt das Werk modernste Spinnmaschinen. 1992 erfolgt die Privatisierung des Unternehmens und die Verlagerung der gesamten Produktion nach Tschechien. 1992 bis 1994 wird das Werk zum Einkaufszentrum Buga umgebaut.

Weitere Frauenarbeitsplätze gibt es in volkeigenen Betrieben wie VEB Kinderoberbekleidung, VEB Prüfgerätewerk und VEB Kamerawerke Freital.

Technische Leistungen sind beispielsweise die weltweit anerkannten Labormessgeräte des Prüfgerätewerkes. Ab 1981 wird die Kleinbildkamera Beirrette electronic mit Zeitautomatik entwickelt und auf den Markt gebracht.

Über längere Zeiträume fährt man den auf uranerzhaltige Steinkohle zielenden Bergbau der SDAG WISMUT wegen Erschöpfung der abbaubwürdigen Vorkommen zurück und stellt ihn Ende 1989 ein.



*Kulturhaus und Da Capo, Dresdner Straße um 1975.*

# Ein Leben für den Tanz

Helga Gertrud Anna Richter

**D**ie kleine Familie George wohnte in Skohl im Kreis Jauer, was damals zu Schlesien gehörte. Der Ort liegt etwa 100 Kilometer von der heutigen Ländergrenze Polen/Deutschland entfernt. Die Eheleute Emilie und Richard führten mit ihrem Sohn ein einfaches, glückliches Leben. Er war Hufschmied und hatte in der ländlichen Gegend gut zu tun. Seine Frau kümmerte sich in den Anfangsjahren um den Haushalt. Der Frühling 1935 ließ lange auf sich warten. Immer wieder gab es Schneefälle und alles lag im Tiefschlaf. Mitte Mai stiegen endlich die Temperaturen, alles erblühte und neues Leben brach sich Bahn. Am 17. Mai 1935 wurde Helga Gertrud Anna geboren. Was für eine Freude für die Familie. Der kleine Manfred wurde zum großen Bruder und nichts konnte das Glück schmälern. Helga erzählte uns, dass sie an die jungen Jahre nur beste Erinnerungen hat. Die Sonntage gehörten der Familie. Helga liebte die Spaziergänge über Felder und Wiesen zur Holländermühle. Meist hatte sie ihre Puppe dabei, die sie über alles liebte. Weihnachten gab es für die Puppe ein neues Kleid, so konnte sie noch besser mit ihr spielen. Bis zur Schuleinführung besuchte Helga den Kindergarten im Ort. Dort traf sie ihre beste Freundin Gisela, die Tochter vom Uhrmacher. Am schönsten war es, wenn die Mädchen die kleineren Kinder im Kinderwagen ausfahren durften.

Voller Vorfreude erlebte Helga 1941 die Schuleinführung in Mertschütz. Der Unterricht gefiel den meisten Kindern. Allerdings hatte der Krieg immer mehr negative Auswirkungen. Viele Lehrer wurden eingezogen und 1944 war endgültig Schluss mit dem Unterricht.

Zu dieser Zeit veränderte sich vieles. Ihr Vater wurde schon 1942 einberufen und musste an die Front. Da immer weniger Männer im Dorf waren, mussten die Frauen ihre Arbeiten übernehmen. Ihre Mutter wurde zur Arbeit in der Landwirtschaft verpflichtet. Trotzdem gelang es ihr, den Kindern eine relative Sicherheit zu vermitteln. Sie hatten keine Ahnung was in der Welt passierte. Plötzlich war aber auch für sie alles anders. In der Vorweihnachtszeit 1944 brach die Fassade zusammen. Sie mussten ihre Heimat verlassen. Schnell wurde das Hab und Gut gepackt. Riesige Flüchtlingstrecks zogen durch das Land. Was für eine Trostlosigkeit, kaum vorstellbar, was in den Menschen vor sich ging. Kälte, Nässe, Hunger und Angst waren die ständigen Begleiter. An Weihnachten konnte keiner denken. Die Drei flohen ins Sudetenland, im heutigen Tschechien. Dort sollte es für die Deutschen sicherer sein. Kurz vor Helgas zehntem Geburtstag erlebten sie den Zusammenbruch und die Kapitulation Deutschlands in Hohenelbe. Auf der einen Seite waren viele Menschen glücklich, aber auch voller

Angst vor der Zukunft. Die Familie beschloss, wieder in ihre Heimat zurückzugehen. Alle glaubten, dass ihr Leben wie vor 1944 weitergehen kann. Was für eine Enttäuschung. Ihre Wohnung war von Polen besetzt worden. In der Wohnung der Hauseigentümerin fanden sie Unterschlupf. Die Deutschen waren nun unerwünscht und offene Feindschaft schlug ihnen immer öfter entgegen. Ihre Heimat war nicht mehr ihre Heimat und trotzdem hofften sie, dass es wieder besser wird. Im Sommer und Herbst 1946 mussten endgültig alle Deutschen Schlesien (Polen) verlassen. Innerhalb von ein bis zwei Stunden musste die Familie aus dem Ort sein. Wieder hieß es, die wenigen Habseligkeiten packen. Für Helga war es am wichtigsten, dass ihre geliebte Schildkröt-Puppe Ursula eingepackt wurde. Das bisschen, was der Familie geblieben war, wurde zusammengerafft und kam auf ein Ochsgespann. In so kurzer Zeit kann niemand mit klaren Gedanken einpacken. Was für eine Zumutung für die Menschen. Fast anderthalb Jahre nach Kriegsende wurden wieder unmenschliche Entscheidungen getroffen. Jetzt war den Erwachsenen endgültig klar, dass es keine Rückkehr nach Schlesien geben würde. Eine lange Kolonne bewegte sich westwärts in Richtung Deutschland.

Im Oktober 1946, nach ungefähr 200 Kilometern auf einen Viehtransportwagen, landeten sie schließlich in Freital. Als erstes ging es für drei Wochen ins Quarantänelager im Saugrund Döhlen. Die Kinder konnten sich damit schneller arrangieren. Allerdings kann sich Helga an ein Problem aus der Anfangszeit erinnern. Sie tat sich mit dem sächsischen Dialekt sehr schwer. Voller Unsicherheit sagte sie zu ihrer Mutter: „Muddl, ich verstehe kein Wort.“ Der Umgang mit den anderen Kindern half



*Helga George, erster Geburtstag 1936.*

ihr über diese Anfangsprobleme hinweg. Die Familie hatte ein Dach über dem Kopf. Helga erzählte uns, dass das Lager wie ein großer Abenteuerspielplatz war. Hier fand sie eine neue Freundin. Erna sollte ihre beste Freundin werden und noch wesentlichen Anteil an der Entwicklung ihres Lebens haben. Danach ging es für weitere

zwei Wochen in den „Sächsischen Wolf“. Wieder gab es Neues zu entdecken. Nur die Sorge der Mutter holte sie immer wieder in die Wirklichkeit zurück. Wo sollte die Familie wohnen, woher genug Lebensmittel bekommen? Die Existenzsorgen waren riesig. Dann gab es Mitte 1947 einen Lichtblick. Die drei bekamen endlich ein eigenes Zimmer bei einer Familie auf der Schweinsdorfer Straße. Als Helgas Vater 1948 nach Hause kam, wurde das Leben wieder etwas leichter. Gemeinsam zog die Familie in ein Zimmer auf der Bürgerstraße. Zu der Zeit lief der Schulbetrieb wieder an. Helga besuchte die Krönertschule. Durch die Kriegsjahre ohne Schule wurde sie in niedrigere Klassen zurückgestuft. Sich damit zu arrangieren kam für sie absolut nicht in Frage. Sie absolvierte immer wieder Prüfungen, um die Einstufung in höhere Klassen zu erreichen. Durch ihre Beharrlichkeit schaffte sie 1950 den Abschluss der achten Klasse. Das war zu dieser Zeit der Standardabschluss.

Es war nicht leicht, eine Lehrstelle zu finden. Sie wollte unbedingt Friseurin werden. Viele Mädchen hatten diesen Traum. Die Jungen wollten gern Automechaniker werden. Diese Berufswünsche unterscheiden sich gar nicht so sehr von den Wünschen heutiger Jugendlicher. Helga musste eine Enttäuschung hinnehmen. Die Lehrstelle war schon vergeben. Ein anderes Mädchen war schneller. So wurde sie für ein Jahr Hausmädchen und nutzte die Zeit, ihre Suche nach einer Lehrstelle zu optimieren. In diesem Jahr zog die Familie nach Bannewitz. In Freital war keine geeignete Wohnung zu finden.

Das Überbrückungsjahr hatte auch etwas Gutes. In Dresden eröffnete 1950 das Warenhaus „Centrum“ auf dem Altmarkt. In den 1970er Jahren wurde aus dem Haus das

Intecta Möbelhaus und das Centrum Warenhaus bekam auf der Prager Straße ein neues Domizil. 1951 begann die erste Lehrlingsausbildung nach dem Krieg. Helga war überglücklich. Sie begann die Ausbildung zur Verkäuferin. Am Anfang durchliefen die Lehrlinge alle Abteilungen und danach kam Helga in den Kosmetikbereich. Dort blieb sie dann und war 1953 Kosmetikfachverkäuferin. Was für eine unglaubliche Möglichkeit. Jeden Tag fuhr sie mit dem Bus von Bannewitz nach Dresden und lief dann vom Hauptbahnhof durch die Trümmer zu ihrem Arbeitsplatz. Dresdens Zerstörung war überall sichtbar und trotzdem gab es so etwas Alltägliches, fast Luxus wie eine Kosmetikabteilung im Warenhaus.

Helga und ihre beste Freundin Erna erfuhren, dass Mitte April 1951 eine Tanzstunde bei der Tanzschule Richter beginnt. Beide Mädchen wollten unbedingt gemeinsam daran teilnehmen. Dafür musste man mindestens 16 Jahre sein. Erna war gerade 16 geworden und erfüllte die Bedingung. Helga wurde aber erst einen Monat später so alt. Es führte kein Weg hinein. Erna bettelte bei der Chefin, dass ihre Freundin mitmachen darf. Sie blieb hartnäckig und so ließ sich Frau Richter überreden! Erna bewies, dass sie eine beste Freundin ist und hat damit den Lebensweg von Helga unbewusst beeinflusst. Nach Abschluss der Tanzstunde hat Helga weiter bei Richters getanzt. Es machte sie glücklich, der Musik zu folgen und sich anmutig zu bewegen. Nun begegnete sie immer öfter Heinz Richter. Er war der Sohn der Familie und arbeitete als junger Tanzlehrer. Heinz zog sie magisch an. Sie lernten sich immer besser kennen. Aus den ersten vorsichtigen Blicken wurde bald Liebe. Helga arbeitete nun in ihrer Freizeit im Familienbetrieb mit. Auch wenn

die Arbeit in der Tanzschule im Vordergrund stand, gab es genug Möglichkeiten sich näherzukommen. So wurde aus dem Liebespaar bald ein Brautpaar. Der Termin für die Hochzeit war nicht so einfach zu finden. Vorrang hatten die Tanzstunden, denn die brachten das Geld. Eine Lücke im engen Terminplan wurde gefunden und 1953 fand die Hochzeit statt. An eine große Feier war nicht zu denken. Die Versorgung von vielen Gästen wäre nicht möglich gewesen. Da es noch Lebensmittelkarten gab, hieß das Rationierung. Fast alle Waren des täglichen Bedarfs gab es nur auf Zuteilung. Die große Hungerszeit war vorbei, aber an große Feste war noch nicht zu denken. Trotzdem erinnert sich Helga an eine schöne Feier mit beiden Familien und engsten Freunden. Helga und Heinz waren sehr glücklich. Beide waren überzeugt, dass sie den Familienbetrieb gemeinsam weiterführen wollen.

Dafür war es notwendig, dass Helga eine Tanzlehrer-ausbildung machte. Zum Glück hatte ihr Mann Heinz dafür die Befähigung. Bevor es losgehen konnte, wurde 1954 ihr Sohn Lutz geboren. 1958 folgte Tochter Manuela. Damit war das Familienglück perfekt. In den 1950er Jahren gab es noch keine Kinderkrippe und auch keine anderen Möglichkeiten zur Betreuung. Zum Glück übernahmen die Eltern von Helga die liebevolle Umsorgung ihrer Enkel. Ohne ihre Hilfe wäre es nicht möglich gewesen, das kleine Familienunternehmen voranzubringen. Das Einkommen als Tanzlehrer war nicht gerade üppig. Schließlich mussten auch immer wieder neue Kleider angeschafft werden. Helga erzählte uns, dass sie leider kein Geschick hatte, um die Kleider selbst zu schneiden. Diese musste sie immer wieder in Auftrag geben. Das

## Helga Gertrud Anna Richter

*Geboren: am 17. Mai 1935, in Skohl im Kreis Jauer – Schlesien*

*In Freital zu Leben bedeutet für mich:*

*Eine sichere Heimat gefunden zu haben. Den Menschen die Freude am Tanzen weiterzugeben und die weitere Entwicklung der Stadt und der Tanzschule zu beobachten.*

*Lebensmotto:*

*„Tanzen hält jung“*

*Den Beruf als Tanzlehrerin hat sie immer geliebt. Dadurch war es nie eine Belastung.*



*Helga Richter, 85. Geburtstag.*

schicke Auftreten gehörte und gehört einfach dazu. Noch in den 1960er Jahren waren viele Säle unbeheizt. Die Frauen mussten aber in Kleidern tanzen. So ließ sich Helga einmal ein Kleid aus einem alten Mantelstoff anfertigen. Damit auch noch ein Pullover darunter passte, wurde es entsprechend größer genäht. Trotzdem erinnerte sie sich an die Kälte als ständiger Begleiter in den Wintermonaten.

In Freital und Umgebung hatte es sich herumgesprochen, dass die Tanzschule Richter für Qualität und Anspruch steht. Der Wunsch nach Aufnahme in die Tanzschule wurde immer größer. Um dem gerechtzuwerden, gründete sich 1967 der TCR Freital - Tanzclub Richter. Neben Kinderunterricht, Tanzstunden und Ehepaar-Zirkel gab es auch das Tanzsporttraining. Einige Paare wollten das Tanzen als Leistungssport betreiben. Mit der Zeit trainierten viele Freitaler Paare in Sonderklassen im Junioren- und Seniorenbereich. Den größten Erfolg feierten die Geschwister Manuela und Lutz Richter 1976 mit dem DDR-Meister Titel. Damit wurden Beharrlichkeit und Professionalität des Trainings gekrönt.

Gleichzeitig verspürte der TCR den Wunsch, das Tanzen auf eine neue Stufe zu heben. In den 1970er und 1980er Jahren gab es in Freital mehrere, große Tanzsäle. Dadurch gab es die Möglichkeit, im „Goldenen Löwen“, im „Sächsischen Wolf“, im „BC Hainsberg“ und später auch im Kulturhaus Freital Turniere auszutragen.

Schon zu DDR-Zeiten kamen Paare von befreundeten Tanzschulen aus Ungarn, Polen, aus verschiedenen Teilen der Sowjetunion (UDSSR), der Tschechoslowakei (CSSR), Österreich, England, Dänemark, Belgien, Norwegen und Jugoslawien. „Im Gegenzug fuhren auch unsere

Paare zu den dortigen Turnieren“, erzählte uns Helga im Interview. Dadurch ergab sich ein besonderer Anreiz für die Paare. Wer mit besonderen Leistungen überzeugen konnte, durfte zu Turnieren in westliche Länder fahren. Das war keine Selbstverständlichkeit. Denn zu dieser Zeit wurden nur olympische Disziplinen gefördert. Alle anderen Sportarten hatten es wesentlich schwerer diese Möglichkeiten zu erhalten.

Heute ist Helga besonders stolz, dass nach fast 100 Jahren die Tanzschule in der vierten Generation weitergeführt wird. Die Schule wurde 1928 gegründet. Nur während des Krieges und der Corona-Zeit wurde nicht getanzt. Ihr Sohn Lutz hat die Leitung übernommen und im Sinne von Helga und Heinz Richter weitergeführt. Zurzeit arbeitet er mit vielen Tanzlehrern und auch mit Diana Walther zusammen. Sie ist die Enkelin von Helga und Heinz. Damit ist wohl auch das Fortbestehen gesichert. Wie sie die weitere Entwicklung sieht und ihr Werdegang war, wird Diana uns in der folgenden Geschichte erzählen.



*Heinz und Helga Richter 1983 bei einem internationalen Turnier.*

# Der Tanz geht weiter

Diana Walther

**D**as Tanzen wird Diana Klaus in die Wiege gelegt, als sie am 14. Februar 1979 in Freital als erstes Kind von Manuela und Dietmar Klaus und als erstes Enkelkind ihrer Großeltern Helga und Heinz Richter, denen die Tanzschule in Freital gehört, geboren wird. Als typisches DDR-Kind kommt sie mit sechs Monaten in die Kinderkrippe. Nach zwei Jahren zieht die kleine Familie nach Dresden-Striesen um. 1983 bekommt die Familie Richter-Klaus Zuwachs. Dianas kleiner Bruder Alexis wird geboren. Diana ist ab September 1985 ein

stolzes Schulkind und sie liebt den Hort. Dort kann sie mit ihren Freunden zusammen Spaß haben und ganz viele kreative Dinge schaffen. Diana kann sich für alles begeistern, was mit künstlerischer Freiheit zu tun hat, egal ob basteln, malen oder sticken. Sie würde aber am liebsten tanzen. Zu gern würde sie mit ihren Bewegungen das Publikum verzaubern und die Menschen in eine andere Welt entführen. Endlich einmal ihre Kunst nicht nur auf ein Blatt Papier oder ein Stück Stoff bringen, sondern selbst die Kunst sein. Eine Kunst, die nur ein paar magische Augenblicke anhält, aber dennoch alle in ihren Bann zieht. Das stellt sich allerdings zunächst als unerreichbarer Traum heraus. Samstags muss sie für vier Stunden in die Schule gehen. Dadurch lohnt es sich nicht, für den Kindertanzunterricht am Freitagnachmittag den Weg nach Freital anzutreten. Das ändert sich allerdings grundlegend, als 1989 die friedliche Revolution stattfindet. Sie hat gerade die vierte Klasse beendet, als der Samstagsunterricht plötzlich wegfällt und sich Diana auf einmal viel mehr Möglichkeiten bieten, ihre Freizeit zu gestalten. Sie hat endlich die Chance bei ihren Großeltern tanzen zu gehen. So macht sich die Elfjähri-



*Schuleinführung mit Opa Heinz Richter 1985 in Dresden-Striesen.*

ge jeden Freitag nach der letzten Schulstunde auf den Weg nach Freital. Da ihre Eltern arbeiten sind, ist Diana auf sich gestellt und muss die öffentlichen Verkehrsmittel benutzen. Das bedeutet für sie: mindestens dreimal umsteigen und insgesamt fast zwei Stunden Fahrt, bis sie endlich an der Tanzschule Richter angekommen ist. Diana muss unglaublich selbstständig sein, um so einen langen Weg auf sich zu nehmen, denn zu dieser Zeit gab es noch keine Handys. Sie konnte nicht einfach googeln, an welcher Station sie umsteigen musste. Aber kein Aufwand ist zu groß. Sie hat sich so unendlich lange danach gesehnt, tanzen zu dürfen. Und nun ist es möglich geworden. Nach dem Kinderunterricht bleibt sie noch das ganze Wochenende. Sie hilft später auch im Kinderkurs aus und ist praktisch von Freitag- bis Sonntagnachmittag mit Tanzen beschäftigt. Obwohl Diana erst mit elf Jahren mit dem Tanzen beginnt, hat sie keine besonderen Probleme, den Anschluss zu finden. Sie bringt eine große Portion an Talent und eine noch größere Portion Willenskraft und Leidenschaft mit. Viel lernt sie auch durch Beobachten der anderen Schülerinnen und Schüler in den Tanzkursen für Ältere.

Ab 1992 geht Diana auf das Gymnasium in der Haydnstraße in Dresden-Striesen. Sie beginnt dort mit der achten Klasse. Mit dem Wechsel des Schulsystems durch die Wiedervereinigung haben viele ehemalige DDR-Schüler Probleme mit den neuen Anforderungen des Gymnasiums. Lehrer, die aus dem Westen Deutschlands gekommen sind, nehmen kaum Rücksicht auf die Schüler. Die Anforderungen sind auf einmal viel höher und man unterrichtet die Kinder, als sei ihre erste Fremdsprache Englisch und nicht Russisch gewesen. Aber

Diana ist ehrgeizig und stellt sich gern Herausforderungen – nicht nur in der Schule. Inzwischen begeistert sie sich für den Turniertanz und nimmt an verschiedenen Wettbewerben teil wie beispielsweise dem Europa-Cup in München, Berlin und schließlich jährlich in Leer in Ostfriesland.

Ein paar Jahre später lassen sich Dianas Eltern scheiden. Ihre Mutter lernt einen neuen Mann kennen. Schließlich fällt die Entscheidung, wieder nach Freital zurückzuziehen. 1995 finden die Hochzeit und der Umzug statt, was auch einen Schulwechsel an das Gymnasium in Zuckerode für Diana mit sich zieht. Im Folgejahr wird ihr Bruder Tobias geboren. Drei Jahre wohnt die Familie auf der Richard-Wagner-Straße in Potschappel, bevor sie An den Dathepark umzieht. Im Jahr 1997 macht Diana ihr Abitur und sie weiß auch schon lange, was sie werden will: Tanzlehrerin. Bereits seit sie ein Kind ist, ist sie bei jedem Tanzwettbewerb anwesend, der in großen Sälen in Freital und Umgebung stattfindet und bei dem auch immer viele Paare aus dem Ausland dabei sind. Von ihren Großeltern bekommt sie schon sehr früh mit, was es heißt, erfolgreich im Tanzen zu sein: Eben nicht nur in glitzernden Kleidern mit eleganten Bewegungen auf dem Parkett eine Geschichte zu erzählen, sondern wie bei jedem Sport harte Arbeit, Durchhaltevermögen, Geduld und viel Ehrgeiz. Aber Diana hat bereits bewiesen, dass sie ehrgeizig ist, und so beginnt sie bereits in der elften Klasse mit 17 Jahren parallel zum Abitur ihre Ausbildung als Tanzlehrerin und Tanzsporttrainerin direkt im Familienbetrieb der Tanzschule Richter. Ihr Großvater Heinz Richter ist Ausbildungslehrer und Tanzsporttrainer, sodass sie die Theorie bei ihm absol-

viert und gleichzeitig praktisch in der Tanzschule arbeitet. Die Prüfungen des BDT – Berufsverband Deutscher Tanzlehrer finden allerdings nicht gerade in ihrer Nähe statt: Zweimal muss sie dafür nach Köln und einmal in den Norden Deutschlands reisen. Bei den Prüfungen sind nicht nur ihr Können, sondern auch ihre Spontaneität und Kreativität gefragt: So lautet zum Beispiel eine Aufgabe, in einem festgelegten Tanz, in diesem Fall Cha-Cha-Cha, sollen sich die Prüflinge eine Figur über vier Takte ausdenken und vorführen, während sie von den strengen Prüfern genau beobachtet werden. Diana hat keine Schwierigkeiten damit. Sich Figuren zu überlegen und zu kombinieren ist eine ihrer einfachsten Übungen. 1999 schließt Diana ihre Ausbildung mit 19 Jahren ab und beginnt als Tanzlehrerin und Tanzsporttrainerin in der Tanzschule ihrer Großeltern. Sie gibt Kinderunterricht, Jugend- und Erwachsenenurse und trainiert die Turniertänzer. Sie selbst beendet ihre Karriere als Turniertänzerin nach Abschluss der Ausbildung und steht nun ganz den Sportpaaren als Trainerin zur Seite. Diana liebt es, ihre kreative Seite zu entfalten und sich neue Choreografien auszudenken. Dabei hilft es ihr besonders, dass sie sehr vielseitig interessiert ist, beispielsweise was Musik angeht: Sie hört alle möglichen Musikrichtungen. Manchmal entstehen dann Bilder und Bruchteile von Choreografien in ihrem Kopf, die sie aufzeichnet und mit den Paaren gemeinsam ausprobiert. Wenn etwas nicht so funktioniert, wie sie es sich vorgestellt hat, wird gemeinsam herumgebastelt, bis alles perfekt aussieht. Ab und zu lässt sich Diana auch von Filmen, Reporta-

gen oder aktuellen Ereignissen inspirieren. So ist eines ihrer bisher letzten Themen die Band „Queen“, die 2021 ihr 50. Bandjubiläum feiert. Damit führt und entwickelt sie auch die lange Tradition des Formationstanzens in der Tanzschule weiter: Seit 2000 nimmt die Tanzschule Richter sehr erfolgreich an bundesweiten Formationswettbewerben teil: 13-mal wurde sie bereits innerhalb von 20 Jahren unter Dianas Anweisungen Deutscher Formationsmeister des DAT – Deutsches Amateur Turnieramt. Die Tanzschule Richter wird dabei immer mit



*Diana vor der Tanzschule 2020.*

dem Ortsnamen Freital genannt und repräsentiert damit die Stadt Freital auf „nationalem“ Parkett.

Durch das Tanzen lernt Diana ihren Mann kennen. Bereits seit Kindertagen sieht sie ihn regelmäßig auf der Tanzfläche. Es bleibt allerdings erst bei einer oberflächlichen Bekanntschaft. Jahre später, nachdem sie bereits angefangen hat, für die Tanzschule zu arbeiten, lernen sich die beiden auf der Windbergmesse der Handwerker besser kennen. Falk besucht die Messe wegen seines Unternehmens „Metallbau Walther“. Abseits vom Parkett, endlich einmal ungestört und ohne auf die perfekte Haltung achten zu müssen, kommen sie sich sehr nahe. Lange sind die beiden ein Paar, bevor sie 2012 schließlich heiraten. Zusammen haben sie drei Kinder: Annelie, Elisa und Fritz. Sie wechseln sich mit der Kinderbetreuung und dem Haushalt ab, sodass Diana tagsüber und Falk abends auf die Kinder aufpasst. Zusätzlich werden sie von ihren Eltern unterstützt. Diana hat Glück mit ihrer Familie. Sie liebt sie über alles. Sie sieht in Freital eine liebenswerte Kleinstadt mit schöner Umgebung. Sie geht gern mit ihren Kindern auf dem Windberg wandern. Ihr Arbeitsleben erfüllt, begeistert und inspiriert sie, sodass sie sich jeden Tag aufs Neue auf ihre Arbeit freut.

Das Leben als Tanzlehrerin ist keineswegs ein einfacher Beruf mit regeltem Einkommen und Arbeitszeiten. Reich wird man höchstwahrscheinlich eher nicht. Außerdem hängt der Beruf auch immer von der Menge an tanzwilligen Menschen ab. Manchmal gibt es Zeiten, in denen die meisten andere Dinge im Kopf haben, als über das Parkett zu wirbeln. Im Sommer herrscht immer eine große Flaute: Viele haben Ferien und fahren in den Urlaub oder es ist ihnen einfach zu warm. Dafür kommen dann

## *Diana Walther*

*Geboren: am 14. Februar 1979 in Freital*

*In Freital zu Leben bedeutet für mich:*

*Glück in der Familie, erfüllendes Arbeitsleben in einer liebenswerten Kleinstadt*

*Lebensmotto:*

*Leben ist das, was Du daraus machst.*

wieder mehr Bewerbungen im Herbst und Winter. Oder im Frühling, wenn man sich vorgenommen hat, im neuen Jahr mehr Sport zu treiben. Die Arbeitszeiten finden auch nicht geregelt statt. Morgens bereitet man sich oft auf die Tanzkurse vor, kreierte Choreografien und überlegt, wie man den Schülern am besten die neuen Schritte vermitteln kann. Die wöchentlichen Tanzkurse beginnen nachmittags, dauern bis spät in die Nacht hinein oder finden das ganze Wochenende über statt. Hinzu kommt das Verreisen zu Turnieren und Wettbewerben. Wenn die Kinder also früh in der Schule sind und der Mann auf Arbeit ist, dafür die Frau dann abends bis spät arbeitet, ist es schwer ein geregeltes Familienleben zu führen.

Durch Corona musste die Tanzschule lange Zeit schließen, was für alle Beteiligten eine Katastrophe war. Diana hofft, dass bald wieder geregelter Unterricht möglich und damit auch ein geregeltes Einkommen für die Tanzlehrer gesichert ist, sodass die Schule nicht schließen muss. Vielleicht kann die Schule dann auch irgendwann in die Hände der nächsten Generation übergeben werden. Wenn alles gut geht, feiert die Tanzschule Richter 2028 ihr 100-jähriges Jubiläum – genau wie Freital im Jahr 2021.

# Glücklich verheiratet und aktiv in Freital

Carola Stejskal

**M**it vier Kindern zog die Familie aus der Oberlausitz nach Freital-Deuben, als Carola noch ein Kleinkind war. Grund für den Umzug war eine neue Arbeitsstelle des Vaters. Später bekamen die Eltern noch einen kleinen Nachzügler. Damit war das Familienglück vollständig. Bis zu ihrem 13. Lebensjahr fühlte sie sich wohl und geborgen als das mittlere Kind unter den zwei Brüdern und zwei Schwestern. Sie verlebte ihre Kindheit glücklich in der Familie und mit vielen Freunden aus der Nachbarschaft.



*Ausflug in der Kindheit.*



*Abfahrt ins Ferienlager.*

Dass das Schicksal so früh in ihrem jungen Leben zuschlagen würde, ahnte damals niemand. Carola war dreizehn Jahre alt, als die Familie ihre Mutter für immer verlor. Sie war nicht mehr greifbar, konnte ihr nicht mehr mit Rat und Tat zur Seite stehen, sie war einfach nicht mehr unter den Lebenden. Als ob es nicht schon schwer genug war für den Vater und die Geschwister, sich in die neue Situation ohne die Ehefrau und Mutter einzufinden, verloren die Geschwister drei Jahre später zudem noch den schwerkranken Vater an den Tod, wenig später die ältere Schwester.

Nun hieß es, in all der Trauer klare Gedanken zu fassen und zusammenzuhalten. Der älteste Bruder übernahm mit 21 Jahren für drei minderjährige Geschwister im Alter von 16, 15 und sechs Jahren die Vormundschaft. Durch diese große Verantwortung konnten die vier Geschwister zusammen in der elterlichen Wohnung bleiben und einer Heimunterbringung entgehen.

Obgleich die Volljährigkeit zu DDR-Zeiten mit 18 Jahren erreicht wurde, fehlte es den Geschwistern an Erfahrungen, um Konfliktsituationen im Alltag besser zu begegnen. Niemand von ihnen war bereits reif genug für diese überbordende Verantwortung des Zusammenlebens zu viert ohne die Eltern.

„Es war die schwerste Zeit in meinem Leben“, erinnert sich Carola. „Wir jungen Menschen mussten alles alleine bewerkstelligen und so blieb ja im Grunde keine Zeit und es gab keine Möglichkeit für Trauerbewältigung. Das Leben forderte uns weiter, auch in unseren Ausbildungen. Die Konsequenzen dieser überfordernden Entscheidungen ließen sich nur erahnen.“

## Carola Stejskal

*Geboren: 1952 in der Oberlausitz*

*In Freital zu Leben bedeutet für mich:*

*Mit meiner Familie, Freunden und den gewählten Aufgaben ein erfülltes, glückliches Leben zu führen.*

*Beruf: Leiterin der „Schule im Park“ Freital mit dem Förderschwerpunkt geistige Entwicklung von 1994 bis 2018 zur Pensionierung*

*Behindertenbeauftragte der Stadt Freital seit 1995*

*Lebensmotto:*

*Sich in Prozesse einbringen, an die eigenen Stärken glauben, aus Fehlern lernen und dabei nie die Freude am Leben vergessen.*

Die Erinnerung an ihre liebevolle und sichere Kindheit brachte die Geschwister bis zur zeitigen Gründung der eigenen Familien durch die schwierige Zeit.

Die beiden älteren Geschwister sind leider zeitig verstorben. Die verbliebenen Geschwister halten bis heute einen engen Kontakt. Verantwortung zu übernehmen, für andere da zu sein und sich sozial zu engagieren prägt für das ganze Leben.

Die Aussicht auf eine eigene Wohnung bestand zu dieser Zeit nur, wenn man verheiratet war. So verwundert es heute nicht, dass die Geschwister davon träumten, recht bald eigene Familien zu gründen. Mit 20 Jahren heiratete Carola 1973 und das junge Paar konnte so einen Antrag auf Wohnungszuweisung stellen. Zwei Jahre später zog ein weiteres Glück in die

eigene Wohnung ein. Die gemeinsame Tochter wurde 1975 geboren.

Die Familie wuchs zusammen und Freude zog ein. Carolas Mann war als Musiker viel auf Konzertreisen. Wenn die Männer unterwegs waren, trafen sich die Frauen mit den Kindern und verbrachten gemeinsam lustige Treffen und Ausflüge. Vielfältige kulturelle Erlebnisse wurden als wichtiger Lebensmittelpunkt in der Freizeit

fortgeführt. Von Theater bis Oper über Rockkonzerte, Literaturveranstaltungen und Ausstellungen wurde alles besucht, was möglich war. In der kleinen privaten Oase mit Gleichgesinnten erlebten sie Austausch und Spaß als Gegenstück des oftmals tristen DDR-Alltags. Ihre Tochter besuchte bis zur Einschulung Kindereinrichtungen. So war es Carola auch immer möglich arbeiten zu gehen.



*Unterricht der Schulleiter im Schulmuseum Freital.*

Carola arbeitete als Krippenerzieherin bis 1977 in verschiedenen Krippendauerheimen. Mit vielen Umständen war sie aber nicht zufrieden. Die Vorgaben durch die Politik mochte sie nur widerwillig umsetzen. Als sich dann die Gelegenheit zum Wechsel in die Rehabilitationspädagogische Tagesstätte in Freital ergab, nutzte sie diese Chance, die sie nie bereute. Hier gab es eine relative Freiheit bei der Gestaltung der Arbeit mit geistig behinderten Kindern. Die Eltern dieser Kinder hatten es

sehr schwer, waren aber meist dankbar für die liebevolle, fördernde Betreuung. Für die Erzieherinnen gab es leider keine spezielle Aus- oder Weiterbildung. Das bedauerte Carola oftmals. Dann kam die politische Wende 1989 und es folgten weitreichende Veränderungen auch im Berufsleben.

Die Tagesstätte wurde 1990 zur Schule weiterentwickelt und bot ganz neue Möglichkeiten zur Förderung von körperlich und geistig behinderten Kindern. Carola nutzte



*Ehrung im Landtag.*

diese neu entstandene Chance sofort und bildete sich endlich fachlich weiter. Sie wurde Fachlehrerin für körperlich und geistig behinderte Kinder und Jugendliche in der Schule auf der Poststraße in Freital. 1994 wurde sie als Schulleiterin bestellt.

Von 1997 bis 2000 fand die sensible und denkmalsgerechte Sanierung der Jugendstilvilla in Freital-Hainsberg zum neuen Schulstandort statt. Mit der feierlichen Eröffnung im August 2000 wurde ein Traum wahr. Diese Schule wurde komplett barrierefrei gebaut. Schülerinnen und Schüler zwischen sechs und 18 Jahren werden hier unterrichtet und können optimal gefördert werden. Auch für die Lehrkräfte verbesserten sich die Arbeitsbedingungen enorm. Mit Leib und Seele hat sich Carola in dieser Schule eingebracht. Dabei liebte sie das Unterrichten der Kinder, die ehrliche Zuneigung. „Die Kinder geben sehr viel zurück. Jeder Tag hat mich an der Schule auch persönlich sehr erfüllt.“

Besonders berührt ist Carola, wenn sie erwachsene Menschen aus den Anfangsjahren der Tagesstätte und Schule trifft und diese ihr noch immer sehr emotional zugewandt sind und sich sogar an den schwierigen Namen erinnern können.

„Ein Schwerpunkt meiner Arbeit als Schulleiterin war eine stete Öffentlichkeitsarbeit, das Finden von Kooperationspartnern für gemeinsame Projekte und immer wieder die Aufmerksamkeit auf das Thema der Teilhabe von Menschen mit Behinderungen zu richten. Mein langjähriges Ehrenamt als Behindertenbeauftragte der Stadt war dabei sehr hilfreich“, erzählte Carola.

In den mehr als 40 Jahren an der Schule hat sich die Förderung von behinderten Menschen grundlegend ge-

ändert. Zu Beginn stand mehr die Betreuung im Mittelpunkt. Anfang der 1990er Jahre erfolgte der Wandel in eine „echte“ Schule. Die Kinder erhalten Bildung ganz auf ihre Bedürfnisse abgestimmt, um ein weitestgehend selbstständiges Leben zu ermöglichen. 2009 wurde von Deutschland die UN-Behindertenrechtskonvention – BRK unterschrieben. Damit erhielt das Thema eine neue Bedeutung. Für Carola in ihrer Tätigkeit als Sonderpädagogin und ehrenamtliche Behindertenbeauftragte der Stadt Freital ergaben sich neue Möglichkeiten, aber auch viel Verantwortung.

Inzwischen ist Carola pensioniert. Einen Wunsch für ihre ehemalige Wirkungsstätte verriet uns Carola: „Ich wünsche mir für meine Schule, eng am Thema der Inklusion zu bleiben und weitere schulische Partner für Kooperationen und vielfältige Projekte zu finden.“

Heute fehlen Lehrerinnen und Lehrer für die meisten Schulformen in Sachsen. Deshalb unterrichtet sie nach ihrer Pensionierung Seiteneinsteiger bei der Ausbildung zu Lehrern an Förderschulen. Sie weiß, wie wichtig eine gute Ausbildung ist. Sie hat das Fehlen dieser Möglichkeiten zur fundierten Ausbildung zu DDR-Zeiten sehr vermisst. Jetzt möchte Carola im Interesse der Kinder etwas von ihrem Wissen in die heutige Gesellschaft zurückgeben.

Mit der friedlichen Revolution 1989 wurde Carola politisch aktiv und bekannt. 1990 war sie Gründungsmitglied vom Neuen Forum in Freital und wurde Stadträtin. Als sich das „Neue Forum“ mit den „Grünen“ zum „Bündnis 90/Die Grünen“ zusammenschloss, verließ Carola diese Partei. Sie beendete auch ihre Arbeit als Stadträtin. Trotzdem blieb sie politisch aktiv. Seit 1995 ist sie ehrenamtliche Behindertenbeauftragte der Stadt Freital.

Sie hat sich ein Netzwerk aufgebaut und Verbündete gesucht, die anstehende Aufgaben gemeinschaftlich mit unterstützen können und müssen. Auch nach ihrer Pensionierung 2018 behielt sie diese Funktion weiterhin inne. 2020 und 2021 liegt der Schwerpunkt ihrer Arbeit auf der Vorbereitung des 100. Stadtgeburtstages Freital. Sie weiß, dass man Barrierefreiheit von Anfang an einfordern und einplanen muss, damit diese flächendeckend gelingen kann. Schließlich soll dieses ein Fest für alle Freitalerinnen, Freitaler und ihre Gäste werden. Carola führt ein sehr erfülltes Leben. Sie betrachtet es

als ein Geschenk, gesund zu sein und tut viel dafür, dass es so bleibt. Je nach Witterung geht sie schwimmen, joggen oder wandern. Den Geist hält sie durch Lesen und ihr Interesse für Kultur und Politik stets fit, sodass sie noch lange in Freital mitwirken kann.

„Enge Familienbeziehungen leben, Zeit für Freunde finden, über den eigenen Tellerrand zu schauen, aus schwierigen Situationen lernen und Positives ziehen, der Glaube an die eigenen Stärken sind neben der Gesundheit die Säulen für viele weitere glückliche und zufriedene Jahre.“ betonte uns Carola im Interview.



*Meine Familie.*

# Ein Leben voller Neugier

Simone

**R**elativ schnell nach dem Kennenlernen der Eltern war Simones Mutter schwanger und sie musste heiraten. Im Januar 1971 wurde Simone geboren. Sie lebten die ersten Jahre in einer Wohnung Am Schlossgarten 3 in Freital-Burgk. Das sind ihre ersten Erinnerungen. Die beiden Zimmer in dem alten Fachwerkhaus waren durch den Hausflur verbunden. Für sie als Kind war es gruselig, feucht, dunkel und kalt. Die Toilette war draußen. Zum Glück durfte sie auch mit drei Jahren noch auf den Topf und musste nicht auf diese Toilette. Das Haus wurde später abgerissen.

Die kleine Familie zog um auf die Coschützer Straße. Auch das Haus steht nicht mehr. Es war die alte Schule. Dahinter befand sich eine Schmiede, gegenüber vom Platz der Jugend. Auf der Fläche befindet sich jetzt eine Grünfläche. Die Wohnung war ein wenig besser.

Alle Wege legten sie zu Fuß zurück. Der erste Kindergarten war auf der Schachtstraße in der Baracke. In der Krippe in der Villa arbeitete Simones Mutter. Immer wenn ihre Mutter die Arbeit wechselte, wechselte auch sie den Kita-Platz. So ging es weiter auf die Schreiberstraße. Als Vorschulkind mit fünf Jahren ging sie jeden Tag allein in die Kita und nach Hause.

Sie sollte in die Lessingschule kommen. Dorthin wollte sie auf gar keinen Fall, weil schon bei den Kinder-

gartenkindern irgendwelche Vorurteile gegen diese Schule bestanden. Sie war todunglücklich. Durch den Umzug in eine neue Wohnung nach Deuben auf die Krönertstraße erledigte sich glücklicherweise diese Befürchtung.

Ihre Geschwister, die Zwillinge waren gerade geboren. Für Simone war die Zeit aufregend und toll – ein wundervoller Start in die neue Lebensphase. Alles war neu: die Wohnung, die Geschwister, die Schule. Sie hatte in der großen Vierraumwohnung ihr erstes eigenes Zimmer. Simone wurde in die Pestalozzischule aufgenommen in eine Klasse mit 31 Kindern. Sie war unglaublich erleichtert und froh darüber, dass sie in diese Schule gehen durfte. Die ersten Klassen waren in dem alten Haus neben der Schule gut behütet untergebracht. Es war für sie eine schöne Zeit. Ihren Bruder hat sie früh häufig in die Kita gebracht. Danach ging es in den Frühhort auf der Langen Straße im ehemaligen Stadtbad. Ihre Schwester ist bei den Großeltern aufgewachsen. Simone schätzt es sehr, dass die Kinder von der ersten bis zur zehnten Klasse gemeinsam in die Schule gegangen sind. Als die neuen Schulen in Zauckerode und auf der Johannisstraße in Deuben gebaut wurden, wechselten einige Klassenkameraden dorthin.

Sie war von Anfang an in einer richtig guten Klasse.

Besonders die Fürsorge und beobachtende Art der Lehrerinnen haben Simone und ihrem Bruder geholfen, gut durch die Schulzeit und nicht vom Weg abzukommen. Ihre beiden Klassenlehrerinnen spielten eine wichtige Rolle in ihrem Leben. Zu einer Klassenlehrerin hat sie bis heute einen engen Kontakt. Sie ist beiden sehr dankbar. Simone war ein wildes, vorlautes Kind. In der siebenten Klasse gab es in Betragen eine Vier. Das war wohl eher eine Vorsichtsmaßnahme und das war gut so und hat ihr wahrscheinlich geholfen, den guten Abschluss zu schaffen und den Weg zum Gymnasium zu ebnen. Heute unvorstellbar, durfte Simone bei ihrer Klassenlehrerin übernachten. Sie hat sich mit deren Kindern gut verstanden. Das war ein Ausgleich dafür, was sie zu Hause nicht hatte – Geborgenheit und Sicherheit.

Im Wohnblock gab es sehr viele Kinder unterschiedlichen Alters, die sich zu einer verschworenen Truppe zusammenfanden. Auch die Hausgemeinschaft hat zusammengehalten. Die Nachbarn haben aufeinander geachtet und geschaut, ob es den anderen gut geht. Es gab viel Nachbarschaftshilfe. Simone hat sich dort gut aufgehoben und geborgen gefühlt.

In die Parallelklasse ging ein Mädchen mit einem großen Bruder, den Simone unbedingt kennenlernen wollte. Sie überlegte und kam zu dem Schluss: Der Weg zum Bruder geht über die Schwester. So nahm sie Kontakt zu ihr auf. Mit dem Bruder ist es nie etwas geworden, aber dieses Mädchen wurde zur unzertrennlichen Freundin.

Simone besuchte oft ihren Vater in Potschappel. Den Bus benutzte sie sehr selten. Freital hat sie sich per

## Simone

*Geboren: 1971 in Dresden*

*Lebensmotto:*

*Am Ende wird alles gut, und wenn es nicht gut ist, dann ist es eben noch nicht das Ende.*

*Was bedeutet Freital für mich:*

*Gehasstes und geliebtes Freital - Kindheit und Jugend in Freital verbracht.*

*Zurück zu den Wurzeln – bewusst wieder zurückgekommen als Mutter von und mit zwei Kindern, Freital ist und bleibt meine Heimat und hat so viel zu bieten, man muss nur genau hinschauen.*

Fuß erschlossen. Am schönsten fand sie die vielen Geschäfte entlang der Dresdner Straße von Hainsberg bis Potschappel. Es war faszinierend, weil ein Geschäft am anderen war. Es gab einen Geflügelladen, einen Gemüseladen, Konsum, Fleischer, Bäcker, Schallplattenläden, einen Buchladen, einen Sportladen, Spielzeuggläden, ein Haus der 1.000 kleinen Dinge, Schreibwarenläden, das Kaufhaus in Potschappel, in dem die herrliche Holztreppe so unheimlich knarrte und nicht zuletzt die edlen Exquisitläden mit scheinbar unbezahlbarer toller Mode. Die Menschen kamen aus Dresden zum Einkaufen nach Freital. Es wurde nie langweilig und sie wurde nie müde, die Schaufenster zu bestaunen. Am besten war der Spielzeugpavillon in Potschappel. Es gab so unglaublich viel zu entdecken. Jedes Jahr in der Weihnachtszeit wartete Simone ungeduldig darauf, dass ihre Großmutter sagte: „Komm, wir gehen einkaufen.“ Dann zogen sie stundenlang von Geschäft

zu Geschäft. Im Schallplattenladen in Potschappel besorgte ihr Vater ihr „unter dem Ladentisch“ Schallplatten, die sie heute noch besitzt.

Die vielen Gaststätten und Kneipen für alle Interessengruppen und Geldbeutel hatten immer viel Zuspruch. Simone liebte das Ananaskompott mit Schlagsahne im Hotel Oehme.

Sehr interessant war das alte Mühlenviertel, kurz bevor die alten, kleinen Einfamilienhäuser abgerissen wurden. Die Kinder haben sich verbotenerweise in die Häuser geschlichen, die den Eindruck machten, dass sie immer noch bewohnt sind, weil viele nicht ausgeräumt waren. Alte Möbel, Sachen und Fotoalben waren Spannung und Abenteuer pur. Auf dem ehemaligen Allkauf-Gelände standen alte Bauwagen. Da gab es den ersten heimlichen Kuss.

Mit 14 Jahren hat Simone angefangen zu rauchen. Die Jungs und Mädchen haben sich heimlich im Wald getroffen und der erste Alkohol wurde probiert. Es hielt sich alles in Grenzen. Sie wollten einfach cool sein.

Es gab sehr viele Freizeitangebote für Kinder, organisiert durch die Schule. Simone hat alles mitgenommen, was möglich war – angefangen von den jungen Philatelisten über Tischtennis, Feuerwehr, AG Touristik bis hin zu Volleyball. Sie konnte sich überall ausprobieren. Beiträge mussten nicht bezahlt werden. Damit war es möglich, wirklich eigene Interessen zu erkennen und sich sinnvoll zu betätigen. Auch die Ferienangebote in der Schule für alle Altersgruppen ließ sie nicht aus. Schön war die Straße des Wissens über alle Etagen in der Pestalozzischule. Die politischen Hintergründe waren ihr als Kind egal.

Jedes Jahr im Sommer waren über ein Abkommen mit Lyon 50 Jugendliche aus Frankreich in Freital. Das war ein Austauschprogramm, nur mit dem Austausch in die andere Richtung hat es nicht geklappt. Untergebracht waren sie auf dem Windberg in dem Gebäude, das jetzt das Tierheim ist. Simones Französischlehrer hat hochmotiviert und voller Begeisterung die Schüler unterrichtet, sie mit seinen Methoden mitgerissen und ihnen die französische Sprache nahegebracht. Sie hat in diesen Stunden die Liebe zur französischen Sprache aufgesaugt. Er hat die Treffen hier in Freital organisiert und dafür gesorgt, dass Simone und ihre Mitschüler an den Freizeitaktivitäten teilnehmen durften. Beim Essen mussten die deutschen Schülerinnen und Schüler immer draußen warten, aber das hat sie überhaupt nicht gestört. Sie hatten drei Wochen mit französischen Schülern. Das war unglaublich faszinierend und spannend. Und die Sprache konnte sich in dieser Zeit entwickeln und festigen.

Dann begann die Zeit der Diskotheken. Freital war für Simone das Eldorado der Diskotheken – Dienstag „Goldener Löwe“, Mittwoch Moze, Donnerstag „Klub der Edelstahlwerker“, Freitag in Zauckerode und am Wochenende ging es am Samstag nach Weißig oder auf die Dörfer. Zusammen mit ihrer besten Freundin ließ sie nichts aus. Eintrittskarten waren immer knapp, aber sie kannten die Türsteher gut, da fand sich immer ein Weg! Nach der Schule ging es zum Kartenverkauf, der 16.00 Uhr startete, dann nach Hause, schnell noch Hausaufgaben machen und pünktlich 18.00 Uhr zurück zum Einlass. 22.00 Uhr war dann immer Schluss. In der Disko gab es eine Limo oder eine Cola. Dann wurde



*Die Mozartstraße - kurz Moze.*

den ganzen Abend getanzt. Alle haben ungeduldig auf die langsame Runde gewartet. Blickkontakt zu interessanten Jungs wurde gesucht. Es kribbelte und war eine ganz besondere Atmosphäre. Die Zeit war wunderschön und unbeschwert.

Meist haben sich immer die gleichen Leute in den Diskos getroffen, von denen auch heute noch viele in Freital wohnen.

Mit 15 Jahren zelteten Simone und ihre Freundin zum ersten Mal allein an der Talsperre Malter. Auf dem Dachboden fanden sie ein uraltes Zelt und zogen damit voller Optimismus und Tatendrang los, voll auf Urlaub und Abenteuer programmiert. Das Abenteuer kam schneller als erwartet. Noch nie zuvor hatten die beiden ein Zelt aufgebaut. Als sie endlich eine Vorstellung hatten, wie sie es anstellen können, bemerkten sie, dass das Zelt einen riesigen Riss hatte und auch sonst ziemlich porös war. Egal, das erschütterte die beiden

Mädchen nicht. Sie hofften, dass es nicht regnet. Natürlich regnete es gleich in der ersten Nacht. Rettung nahte aus dem Nachbarzelt, in dem sie dann übernachten durften.

Mit 16 Jahren lernte Simone ihren Freund kennen. Mit ihrer Freundin war sie im Campingurlaub in Berlin. Um sich das leisten zu können, sind die Mädchen an den Wochenenden und in den Ferien arbeiten gegangen. Simone war in der sogenannten „Sieche“ – im Altenheim auf der Löbtauer Straße in Dresden für fünf Mark in der Stunde. Im Urlaub lernten sie eine Gruppe junge Männer aus Suhl kennen. Einer davon war Silvio. Es hat sofort gefunkt und der Blitz eingeschlagen. Es war die ganz große Liebe auf den ersten Blick. Simone hat nach den Ferien das Abitur begonnen. Fast jedes Wochenende ging es mit dem Zug nach Suhl zu Silvio. Dafür war sie sechs Stunden oder länger unterwegs. Silvio war Koch. Wenn er frei hatte, ist er nach Freital gekommen. Das war das Wochenendprogramm für zwei Jahre. Die Frage kam auf, wie es weitergehen soll.

Simones erster Berufswunsch als kleines Mädchen war Kosmonautin. Die Russischlehrerin Frau Dahlmann hat oft und mit so mitreißender Begeisterung von der ersten Kosmonautin Valentina Tereschkova berichtet, dass Simone ganz und gar gepackt war davon und auch so werden wollte. Später dachte sie: Naja, das wird vielleicht nichts werden, ist vielleicht ein wenig weit weg. Dann wollte sie zum Zirkus gehen, immer auf Reisen sein, eine tolle Vorstellung! Aber auch das war nicht so das Richtige. Etwas erwachsener geworden und nicht mehr so verträumt, formte sich ein wirklicher Berufswunsch heraus, Französisch-Russisch-Lehrerin wollte

sie werden. Das Studium wäre in Leipzig gewesen und das hätte bedeutet, weiter jedes Wochenende im Zug zu sitzen. Das dämpfte die Motivation deutlich. Ein weiterer Punkt war, dass schon am Anfang gesagt wurde, dass die examinierten Lehrer dann in den Fächern eingesetzt werden, wo sie gebraucht werden. Da nur sehr wenig Französisch unterrichtet wurde, malte sie sich nicht so große Chancen aus, wirklich ihre Liebessprache unterrichten zu dürfen.

1989 zog sie nach Suhl. Endlich wurde die große Liebe durch eine Heirat besiegelt. Silvio organisierte, dass Simone bei ihm im Interhotel in Suhl ohne Ausbildung am Buffet zu arbeiten beginnen konnte. Sie hatte den Plan, in einer Erwachsenenqualifizierung berufsbegleitend die Ausbildung zur Empfangssekretärin zu absolvieren. Die Öffnung der deutschen Grenze und die folgenden Veränderungen zogen auch im Bildungssystem Veränderungen nach sich und so absolvierte Simone eine Ausbildung zur Hotelfachfrau.

1994 wurde der erste Sohn Jonas in der kleinen Familie begrüßt. Simone und ihr Mann eröffneten ein Restaurant in Schmalkalden, was mit einem Umzug verbunden war. Leider hielt die Liebe nicht. Sie trennen sich. Für Simone stand fest: Sie will zurück. Aber nicht wirklich nach Freital. Die Entwicklung nach 1989 war keine Einladung: großer Wohnungsleerstand, hohe Arbeitslosigkeit und kein guter Ruf. So ging sie nach Braunsdorf, wo sie in ihrer Kindheit viel Zeit bei den Großeltern verbracht hatte. Dort lebte sie einige Jahre, bekam ihre kleine Tochter Johanna und war glücklich. Mit dem Umzug hieß es auch, sich beruflich neu zu orientieren. Simone begann in der sozialen Arbeit und stu-

dierte dazu Sozialpädagogik. Sie schrieb ihre Diplomarbeit und hatte diese nach einem halben Jahr fertig mit allen Dateien im Büro auf der Coschützer Straße. Am 12. August 2002 fuhr sie von Arbeit nach Hause. Es regnete stark. Aber das kam ja immer mal vor. Als Simone zu ihrem Auto ging sah sie, dass die Weißeritz stark angestiegen war und fast die Brücke erreichte. Sie dachte, dass das schon irgendwie bedrohlich aussah. Aber sie machte sich darüber nicht so große Gedanken. Nachts war Stromausfall. Am 13. August 2002 versorgte sie die Kinder und überzeugte die Erzieherinnen in Hort und Krippe, dass sie arbeiten muss. Nach einigen Verhandlungen durfte sie die Kinder abgeben. Dann wollte sie auf Arbeit fahren. Die Straßen waren aber alle gesperrt. Über riesige Umwege kam sie an der Porzellanraus, stand dort mit ihrem Auto und schaute sich um: Da war Wasser. Sie stand da, dachte: Wieso ist hier die Weißeritz? Sie war völlig verwirrt. Das war so unreal. Sie schaute sich weiter um, sah die Dächer vom Potschappel Bahnhof im Wasser. In diesem Moment wurde ihr das Ausmaß bewusst. Panik stieg in ihr hoch und sie wollte nach Hause. Die Heimfahrt hat drei Stunden gedauert. Zu Hause angekommen fiel ihr die Diplomarbeit ein. Die gesamte Literatur, alle Recherchen, die Diplomarbeit selbst, alles war im Büro im Erdgeschoss und wahrscheinlich mitten im Wasser untergegangen. Ein halbes Jahr harte Arbeit. Alles umsonst? Verzweifelt fragte sie sich, ob sie nun wieder bei null anfangen muss. Sie fühlte sich völlig hilflos und ausgeliefert. Telefonieren ging nicht. Das Büro war nicht erreichbar. Alle Gedanken führten zum gleichen Ergebnis: Sie kann überhaupt nicht tun. Nach zwei endlos langen Tagen,

verurteilt zur Handlungsunfähigkeit, schaffte sie es endlich, Kontakt zu einer Kollegin aufzunehmen. Es gelang, irgendwie zum Büro zu kommen. Und es war ein kleines Wunder geschehen: Die Mitbewohner hatten alles Wichtige aus dem Erdgeschoss nach oben geräumt, darunter auch ihre gesamte Diplomarbeit. Sie ist heute noch unendlich dankbar dafür.

Als die Beziehung mit dem Vater ihrer Tochter zerbrach, überlegte Simone, was sie tun soll. Sie rang mit sich und sah, dass es in Freital eine positive Entwicklung gab. Außerdem ist sie dort aufgewachsen und arbeitete inzwischen auch schon in der Stadt. Also führte der Weg zurück nach Freital.

Als Simone hörte, dass das Huthaus ausgebaut wird, bewarb sie sich sofort um eine Wohnung dort. Auf der

gegenüberliegenden Seite begann ihr Leben. Sie ist wieder zu Hause angekommen.

Nach vielen, sehr engagierten Jahren in der sozialen Arbeit begann sie 2020 als Lehrerin zu arbeiten. Damit hat sie sich ihren ersten Berufswunsch schließlich doch erfüllt.

Simone liebt das viele Grün in der Stadt und in der Umgebung. Ihr gefällt auch die Kombination von historischer und moderner Architektur. Sie vermisst das Leben, das früher in Freital präsent war. Die Leute treffen sich nicht mehr so in der Öffentlichkeit. Die Gaststätten sind nicht mehr da, wo sich die Leute kurz nach der Arbeit getroffen hatten. Ihre Hoffnung liegt auf dem geplanten Stadtzentrum, das sich auch in Freital wieder ein regeres Leben entwickeln wird.



*Der Bahnhof Freital-Potschappel unter Wasser - ein schockierender Anblick.*

# Die jüngste Oberlehrerin mit dem Akkordeon

Bärbel Claus

**D**resden ist Bärbels Geburtsstadt und doch hat sie so gut wie ihr ganzes Leben in Pesterwitz verbracht. Pesterwitz ist ein auf der Anhöhe liegender, dörflich geprägter grüner, 953 Jahre alter Ort, seit 1999



Stadtteil von Freital. Die besondere Stimmung und Ausstrahlung von Pesterwitz ist es, wovon Bärbel ihr Leben lang schwärmt.

Von Kindesbeinen an hat Bärbel das Akkordeon als Instrument schon imponiert. Ihre sechzehn Jahre ältere Schwester Brunhilde versuchte sich einst auf einem ganz kleinen Akkordeon des VEB – Volkseigenen Betriebes – Klingenthaler Harmonikawerke aus dem Vogtland. Die Instrumente von dort sind bekannt für ihren reinen Klang durch den präzisen Instrumentenbau. Bärbel hatte wohl bereits als junges Mädchen dieses harmonische Gehör, mit dem sie Zusammenhänge innerhalb der Tonarten auf feinste Art hören kann. Kurzum, sie wollte einfach selbst dieses Instrument spielen und am Ende besser als die große Schwester.

1956 waren es mit Bärbel 38 Kinder, die in die Grundschule Pesterwitz eingeschult wurden. Sie saßen wie die Orgelpfeifen, immer vier nebeneinander. Die Rückenlehne war schon wieder die andere Schulbank. Bis für Bärbel für die Nachmittagsstunden eine Akkordeonlehrerin gefunden wurde, sollten zunächst ihre sportli-

*Bärbel in Klasse 1 in Pesterwitz.*

chen Fähigkeiten überprüft werden. Das kleine Mädchen war nämlich für ihren frühen Drang nach Bewegung bekannt. Das war auch nicht zu übersehen, denn sie warf selbst mit dem schönsten Sonntagskleid Steine im hohen Bogen. So kam sie ins Kinderturnen bei der Betriebssportgemeinschaft BSG Traktor Pesterwitz. Als ein neuer Übungsleiter von der BSG Dresden West die Turngruppe übernahm, musste Bärbel in die Turnhalle von Dresden-Naußlitz gehen, einem Nachbarort von Pesterwitz. Aufgrund ihres sportlichen Talentes und ihrer Ausdauer sollte sie ab der fünften Klasse in die Kinder- und Jugendsportschule, die KJS nach Leipzig wechseln. Das war eine Spezialschule für sportlich talentierte Kinder und Jugendliche in der DDR. Für die Aufnahme an der KJS brauchte man eine ärztliche Bescheinigung und Bärbel ging artig zum ärztlichen Eignungstest. Aus ihrer kindlichen Erinnerung heraus begann der untersuchende Arzt dann mit gedrückter Miene eine Unterhaltung mit Bärbel: „Zieh dich erst mal wieder an. Ich kann dir sagen: Das wird nichts!“ Und zur Mutter gerichtet, ergänzte er: „Sie muss dringend zum orthopädischen Turnen wegen totaler Rückgratverkrümmung.“ Im Gespräch der beiden auf der Suche nach etwas anderem, das Bärbel vielleicht Spaß machen könnte, rutschte es ihr bockig raus: „Dann werde ich Schifferklavierlehrerin!“ Und der Arzt erwiderte froh: „Ja gut und das wirst du auch schaffen.“ Im Sommer fuhr Bärbel nichtsahnend mit dem drei Jahre älteren Bruder Volker ins Ferienlager vom VEB, in dem der Vater arbeitete. Sie war schier erstaunt, als sie nach dem Ferienlager zurück in die elterliche Wohnung kam. Da stand plötzlich ein schwarzes Klavier. Die Stirn runzelnd stand Bärbel da: Wie konnten die Erwachse-

## Bärbel Claus

*Geboren: 2. April 1950 in Dresden*

*Aktiv als:*

*Honorarkraft beim Eigenbetrieb Heinrich-Schütz-Konservatorium der Landeshauptstadt Dresden*

*Lebensmotto:*

*Meine Haltung ist es, nichts zu versprechen, was man nicht halten kann. Jeder Tag ist anders und da braucht es eine Klarheit, Selbstdisziplin und Konsequenz in der eigenen Haltung.*

*Was bedeutet Freital für mich:*

*... als Vorbild eine Ausstrahlung und Haltung zu vermitteln,  
...Vertrautheit und Miteinander zu leben.*



*Freude am Kneipenspiel.*

nen ein Schifferklavier mit einem Klavier verwechseln? Doch mit diesem sollte Bärbel bei Fräulein Richter in der Musikschule in Dresden Cotta beginnen. Später, so war die Idee, könne sie dann auf das „Schifferklavier“ umsteigen. Heute noch ist Bärbel davon überzeugt, dass



man Kindern nie etwas versprechen soll, wenn man es nicht halten kann. In der Musikschule angelangt, gab es auch gleich die erste Lektion: „Pass auf Bärbel, das Instrument, das du meinst, heißt Akkordeon“. Auch bei Bärbels Mutter kam diese Lektion an und sie fragte geistesgegenwärtig, ob Fräulein Richter nicht eine Akkordeonlehrerin an der Musikschule kennen würde, die zu empfehlen sei. Die Antwort schockierte, denn Akkordeon sollte man spätestens nach Lehrplan ab der dritten Klasse beginnen und nicht wie Bärbel erst in der vierten Klasse. Die Grundstufe endete mit einem Abschluss, der so nicht mehr schaffbar gewesen wäre. Bärbels Mutter kam glücklicherweise noch rechtzeitig auf die Idee, dass Akkordeon ja als zweites Instrument von Bärbel erlernt werden könne und setzte sich über die Direktion der Musikschule mit diesem Trick für ihre Bärbel ein. Tatsächlich wurde eine Akkordeonlehrerin an der Musikschule „Paul Büttner“ in Dresden gefunden. Bärbel lernte von 1961 bis 1966 dort in den Fächern Klavier und Akkordeon.

Sie ging bis zur achten Klasse in Pesterwitz zur Schule. Dort war sie in verschiedenen musikalischen Gruppen sehr aktiv und wurde dadurch 1964 mit vierzehn Jahren als Einzige der Pesterwitzer Grundschule zum Pioniertreffen nach Karl-Marx-Stadt, das heutige Chemnitz, gesandt. Der Pionierauftrag bestand darin, eine Dokumentation über ihre Vorbilder als Pioniere zu erstellen. Die Anleiter stellten sich vor, es könnten beispielsweise Ernst Thälmann oder Lenin ein solches Vorbild abgeben.

*Bärbel an der Kirchenorgel in Pesterwitz - Orgelprospekt des Johannes Jahn.*

Doch Bärbel hatte ein ganz klares Vorbild im Kopf. Sie schrieb aus voller Überzeugung über ihre Akkordeonlehrerin. Sie wollte einmal genau so werden wie sie und Musik studieren. Also machte sie sich kundig, sammelte Informationen und Fotos und erfuhr, dass auch ihre Lehrerin Akkordeon als Nebenfach studiert hatte und als Hauptfach Klavier. Die Volksmusikinstrumente wurden später an vielen Lehrstandorten nur noch als Nebenfächer unterrichtet.

Als Bärbel in die neunte Klasse kam, wurden die Klassen aus Pesterwitz aufgeteilt und Bärbel ging mit den fünf weiteren Kindern aus der Lange Straße in die 74. nach Dresden. Mit sechzehn Jahren hatte sie ihren Schulabschluss der zehnten Klasse in der Tasche und kam nach Weimar ins Internat. Der eigentliche Plan war, die Musikfachschiule zwei Jahre lang zu besuchen und dann vier Jahre an die Hochschule in Weimar zu gehen. Nach dem bereits 1968 absolvierten zweiten Fachschuljahr hatte Bärbel mit 18 Jahren ihre Hochschulreife ohne Abitur bereits erreicht, als über Nacht alles ganz anders kam. Wieder einmal gab es eine Bitterfelder Kulturkonferenz, bei der beschlossen wurde, dass ein Fachschulstudium in Musik in der DDR gestrichen werde. Es sollte stattdessen ein Vorstudienjahr nach dem zehnten Schuljahr geben. Bärbel wurde zwar noch für das vierjährige Studium an der Hochschule in Weimar aufgenommen, doch die beschlossenen Änderungen betrafen sie noch direkt. Bärbel musste kurz nach Beginn des Studiums in das dritte Studienjahr wechseln und bis zum Ende des vierten Studienjahres auch alle Fächer des ehemals ersten und zweiten Studienjahres mit belegen. An diese Strukturänderung erinnert sich Bärbel heute als harte Her-

ausforderung, denn es blieb vor lauter Theoriestudium kaum Zeit zum Üben der Instrumente.

Dieses Mal hatte die Professorin eine tolle Idee, um ihr aus dem Leistungsdruck zu helfen und Instrumentalzeit zu gewinnen. Sie prophezeite, dass sich Bärbel 1970 in Klingental am internationalen Akkordeonwettbewerb für Solisten beteiligen werde und fädelt alles dazu ein. Die Idee war, dass Bärbel sich ein sogenanntes Verlängerungsjahr für das Studium erspielen sollte. Sie wurde angehalten, nur für die erste Runde für die Studienverlängerung zu üben und falls sie in die zweite Runde gekommen wäre, hätte sie krank sein sollen. Bereits durch ihre Teilnahme in der ersten Runde, hatte Bärbel es geschafft und erhielt das begehrte zusätzliche Studienjahr. Für Bärbel war die Studienzeit in Weimar an der Hochschule für Musik „Franz Liszt“ eine hochspannende Lebensphase. Von 1966 bis 1971 studierte sie endlich und langersehnt im Hauptfach Akkordeon bei Prof. Irmgard Slota-Krieg und im zweiten Hauptfach Blockflöte. Ergänzende Fächer waren Klavier, Chor- und Ensembleleitung.

Ehrgeizig wie sie war, nahm Bärbel 1972 ein weiteres Mal am Solistenwettbewerb teil und wurde dieses Mal Preisträgerin. Die Teilnehmenden dieses Wettbewerbes kommen auch heute noch aus der ganzen Welt.

Nach dem Studium war ihr großes Glück, beruflich nach Dresden gehen zu können. Ihr Ziel, als Lehrerin an der Musikschule zu unterrichten, war geschafft. Allerdings musste sie zunächst den Kompromiss eingehen, zwanzig Wochenstunden Flöte zu unterrichten und nur sechs Stunden pro Woche Akkordeon. Nach vier Jahren konnte sie den Anteil an musikalischer Früherziehung und

Blockflöte im Kindergarten ausschleichen lassen und eine Vollzeitstelle für Akkordeon annehmen. Jetzt endlich war das volle Berufsglück erreicht.

Der 12. Juni 1983, Tag des Lehrers, war ein Tag voller Überraschungen. Nie dagewesen, wurde Bärbel Claus mit 33 Jahren als jüngste Lehrerin mit dem zu DDR-Zeiten vergebenen Titel „Oberlehrerin“ ausgezeichnet. Wenngleich sie erst 1971 mit dem Unterricht begonnen hatte, wurden bereits in dieser kurzen Zeit vier ihrer Schüler nach sehr anspruchsvollen Zulassungsprüfungen zum Hochschulstudium in Musik zugelassen. Diese Tatsache berührt Bärbel heute noch tief. Besondere Momente sind für sie auch die, wenn sie mit einer neuen Schülerin oder einem Schüler erstmals in Kontakt kommt. Da gibt es dieses gespannte Knistern auf beiden Seiten, wie sich das Lehrer-Schüler-Verhältnis entwickeln wird.

Vom Lehrergehalt ließ es sich gut leben und so wäre es schon zeitig möglich gewesen, als ledige Frau in Pesterwitz eine schöne Wohnung zu beziehen. Das Stipendium vom Staat für das Studium musste nicht zurückgezahlt werden wie das Bafög heutzutage. Bärbel ist noch heute sehr dankbar dafür. Doch bis sie eine passende Wohnung überhaupt angeboten bekam, verbrachte sie die Zeit von 1971 bis 1983 wieder im Elternhaus in Pesterwitz. Lehrer in der DDR bekamen alle zwei Jahre eine Gehaltserhöhung um etwa 200 Mark brutto. Es bestand ein Unterschied zwischen der Bezahlung der Lehrer für Volksbildung und der Musiklehrer im Einzel- und Kleingruppenunterricht. Letztere Tätigkeit sei angeblich leichter gewesen, da sie vor kleinen Klassen stattfand. In Bärbel grummelte ihr Gerechtigkeitssinn, denn bei-

de Gruppen hatten studiert und mit dem Staatsexamen abgeschlossen. Ab 1974 wurden Diplomarbeiten eingeführt. Noch vor der politischen Wende 1989 packte Bärbel nochmals der Ehrgeiz, Sie erkundigte sich, wie sie das Diplom in einem postgradualen Studium nachholen könne. 1983 bis 1984 wurde sie ein Jahr lang von Weiterbildungen freigestellt und musste ein Jahr Hauptfachunterricht in Weimar nehmen. Vier Stunden täglich übte sie mit zwei Betreuern Akkordeon. Bärbel erarbeitete sich den Titel Diplom-Musikschullehrerin. Ihre Hauptmotivation war, dass die eigenen Schüler sonst mit einem höheren Abschluss von der Hochschule kämen, als ihn Bärbel selbst vorzuweisen hatte.

Es gab Patenbetriebe für die Musikschule, zum Beispiel den VEB Elektromat Dresden, das Flugzeugwerk. Diese Patenschaften ermöglichten Kindern der Musikschule die Teilnahme am Betriebsferienlager. Bärbel selbst fuhr oft als Kultur- oder Gruppenleiterin mit an die Ostsee zum Seebad Lubmin. Gern erinnert sich Bärbel auch an ihr gewerkschaftliches Engagement an der Musikschule. Wichtige Themen als Gewerkschaftsmitglied waren die Mitarbeit am Kultur- und Bildungsplan, Prämienvorschläge zu unterbreiten und Ferienplätze zu verwalten. Es gab Krankenbesuche bei erkrankten Kollegen und ein soziales Miteinander. Die Seniorenbetreuung lief über die Betriebsgewerkschaftsleitung. Manche Diskussionen mit Kollegen zeigten aber auch auf, dass Bärbel mit der Gewerkschaftszugehörigkeit wie zwischen zwei Stühlen saß. „Es wurde oft einfach durchgeboxt, was im ND stand“, sagt sie heute. Die Zeitung ND – Neues Deutschland war das Zentralorgan der SED. „Man wurde in diese Richtung gebracht.“ Mit heutigem Blick auf die Geschich-

te gab es dafür viele Hebel. Bärbel erinnert sich, dass sie vom Dozenten unbedingt wissen wollte, wieso es die FDJ, die Freie Deutsche Jugend nur in der DDR gibt. „Bei den Jungen Pionieren waren wir Kinder irgendwie alle. Es war aus unserer Kindersicht eine Kinderorganisation. Wir blickten doch den politischen Hintergrund damals nicht. Es war ein Zusammenhalt unter den Kindern dort. Wir hatten das nicht so streng gefunden, dass es eine Kadenschmiede für die DDR wäre.“

Durch den eigenen Ausbildungsweg mit starker Disziplin und klarer Lernhaltung fällt es Bärbel heute manchmal schwer zu verstehen, dass es die klaren Lehrpläne mit glasklarem Ausbildungsziel so nicht mehr gibt. Ihrer Beobachtung nach ist der einstige Leistungsanspruch so gut wie weg. Das Erproben der eigenen Kreativität wird jetzt stärker gefordert. Es war eine harte Umstellung für Bärbel mit ihrem persönlichen Ehrgeiz und besonders auch dem Ehrgeiz für ihre Schülerinnen und Schüler neu umzugehen. In ihrer Erinnerung war es über Nacht so gekommen, dass man als Lehrkraft alle mitnehmen musste und sogar Erwachsene, die neu begannen, das Spielen von Instrumenten zu erlernen. Das war für Bärbel eine völlig neue Lehrerinnenrolle. Das „Fest der jungen Talente“ wurde ersetzt durch „Jugend musiziert“. Sie erinnert sich, dass sie als Lehrerin in der Bundesrepublik Deutschland trotzdem noch zehn Jahre von der „zu DDR-Zeiten angelegten Leistung profitierte, die aus der engen Lehrplanausbildung mit starkem Leistungsanspruch heraus resultierte“. Ihre damaligen talentierten Schülerinnen und Schüler sind immer bis zum Bundeswettbewerb gekommen.

Heute gibt es andere Wege der Begabtenförderung. Sie

ist nicht wirklich zurückgegangen, meint Bärbel beruhigt. Es gibt auch heutzutage Landesförderschüler.

Wenn sie von Schülern auf die Frage nach der Selbsteinschätzung beim Vorspiel hört: „Naja, heute war wohl nicht mein Tag.“, hat Bärbel zu knabbern an der Einstellung: Dabei sein ist alles. Sie fühlt sich einfach nicht wohl in ihrer Haut, wenn „öffentlich geübt“ wird. Sie hält es mehr mit dem Spruch des ganz berühmten russisch-ukrainischen Violinisten Igor Dawidowitsch Oistrach aus der Mitte der 1950er Jahre: „Wenn ich einen Tag nicht übe, dann merke ich es. Wenn ich zwei Tage nicht übe, dann merkt das mein Professor. Wenn ich drei Tage nicht übe, dann merkt es mein Publikum.“

2013 ist Bärbel mit 63 Jahren in Rente gegangen, arbeitet jedoch weiterhin einen Tag pro Woche im Heinrich-Schütz-Konservatorium der Landeshauptstadt Dresden als Honorarkraft. Als freie Mitarbeiterin ist sie sechs Stunden in der Woche im Einsatz, gibt vier Stunden Unterricht und leitet zwei Wochenstunden das Orchester. Zu 40 Prozent spielen noch ehemalige Schülerinnen und Schüler von ihr dort mit. Früher waren sie schon zusammen im Jugendorchester und einige sind wie Bärbel in Freital-Pesterwitz ansässig.

Bärbel verbrachte seit ihrer Kindheit viele Lebensjahre in Pesterwitz. Als junges Fräulein hatte ihre Mutter noch in der „Universelle“, einem VEB, als Kontoristin Schreibmaschine und Steno geschrieben. Ab Brunhildes Geburt 1934 blieb die Mutter dann zu Hause und Bruder Volker wurde geboren. Mit der Geburt von Bärbel zog die Familie 1950 in die Lange Straße. Der Vater war Alleinverdiener. Er war Maschinenschlos-

ser im Auslandskader. 1956 bis 1958 war er der erste deutsche Monteur in Rangun, Burma – heute Yangon, Union Myanmar. Das hörte sich besonders an, doch zum Leidwesen der Kinder und ihrer Mutter wurde der Vater dadurch lange nicht gesehen und erlebt. Drei Wochen vor der Silberhochzeit der Eltern kam er, lange ersehnt, aus Burma wieder. Danach blieb er einige Zeit in der lokalen Firma in Freital und anschließend folgten mehrmonatige Montagen in Syrien und im ehemaligen

Jugoslawien. Als der Vater 1971 endlich vor Ort blieb, zog auch Bärbel bis 1983 wieder in das Elternhaus ein und es wurde sehr familiär. Schwester Brunhilde lebte ab 1995 gemeinsam mit der Mutter in der Lange Straße im „Spielhaus“, wie Bärbel es nennt.

Immer wieder schwärmt Bärbel von den schönen, unbeschwerten Spielen unter den Kindern. Gespielt wurde auf der Lange Straße. In ihrer Mitte, der heutigen Niederen Straße gab es einen großen Spielplatz. Des-



*Wohnhaus der Familie Claus in der damaligen Karl-Marx-Straße in Pesterwitz.*

halb heißt für Bärbel das dort gebaute Haus das „Spielhaus“. Schwester Brunhilde lebte, solange sie konnte, in der Lange Straße. Fünf Mal änderte sich ihre Adresse ohne groß umgezogen zu sein. So kann es im Welt- und Ortsgeschehen gehen: Erst wurde sie in Adolf-Hitler-Straße umbenannt, dann zurück in Lange Straße, ab 1953 dann in Karl-Marx-Straße und nach der politischen Wende wieder in Lange Straße. Wegen Doppelungen von Freitaler Straßennamen wurde sie in die heutige Niedere Straße umbenannt. Dort, wo heute die Autobahn langführt, waren früher die Streuobstwiesen von Pesterwitz. Die Geschwister und Nachbarskinder fuhren im Kreis mit den Holzdreirädern und ihre Mütter schauten aus den Küchenfenstern dabei zu. Am Hang in der „Drehe“, wo heute die Töpferei ist, wurde gerodelt. Wenn die Lichter der Laternen angingen, mussten sie zu Hause sein. Über das Feld rüber bis nach Altfranken wurden mit Tourenski ganze Dorfmeisterschaften ausgetragen. Man hatte noch Holzski, auf deren Unterseiten Kerzenwachs aufgebracht wurde, das mithilfe heißer Bügeleisen geglättet werden musste.

Wenn Bärbel vor Ort gefragt wird: Warum heißt denn das hier Zum Hopfenfeld?, dann leuchten ihre Augen und sie erinnert die alten Bilder. Ja, da war früher mal das Hopfenfeld und als Kleinkinder wurde auch schon mal an diesen gezupft und die eine oder andere Ranke runtergezogen. Als Schulfach gab es UTP, den Unterrichtstag in der Produktion. Dazu gehörte es, den Hopfen zu ernten, Äpfel zu sortieren und im Hühnerstall die 1000 Hennen weißes Leghorn zu füttern.

Kraft und Erholung findet Bärbel in ihrem Wohn- und Lebensort Pesterwitz. Sie wohnt, wo früher der Dyna-

morasen gezüchtet wurde. Ihr Bruder Volker lebt mit seiner Familie in Ungarn und kommt sehr gerne zu Bärbel nach Pesterwitz an den Ort, wo er ebenfalls aufwuchs. Wenn es zeitlich passt, nimmt er sehr gerne an ihren Konzerten teil.

Ihre Mutter war mit Brunhilde und den zwei kleinen Kindern viel allein und so musste die Große mit aufpassen, was sich strukturell ein Leben lang hielt. Bärbel meint: Geschwisterliebe ist wie das Wetterhäuschen – mal mehr, mal weniger. Bärbel wollte weder als Kind noch als Erwachsene, dass immer und immer auf sie aufgepasst wurde. Heute vermisst Bärbel ihre Schwester sehr. Wie auch die Eltern liegt Brunhilde auf dem Pesterwitzer Friedhof begraben, allerdings ganz in der Nähe der Kirchenrückseite. An genau dieser Hinterseite der Kirche steht im Innenraum der St. Jakobuskapelle das Klavier, welches das eine oder andere Mal von Bärbel musikalisch angeschlagen wird. Auch ihr Akkordeon erklingt jährlich in der Evangelisch-Lutherischen St. Jakobuskirche Pesterwitz zum Konzert.

Noch immer wird in Pesterwitz gebaut und der Ort erweitert sich. Alles ist auch im Alter zu Fuß erreichbar und Nachbarschaftshilfe wird großgeschrieben. Die Einwohnerzahl hat sich bereits um das Fünffache erhöht und so können mehr Leute den schönen Weinort bewohnen und genießen. Die Atmosphäre sei zwar nicht mehr so wie früher, aber doch irgendwie ausgeglichen mit einer harmonischen Ausstrahlung für Urlaubssuchende und Pilger. Bärbel ist weiterhin sehr aktiv in der Seniorenarbeit und bei musikalischen Anlässen anzutreffen. Pesterwitz ist Bärbels zu Hause.

# 1990 bis 2000

**1. März 1990** Gründung der „Anstalt zur treuhänderischen Verwaltung des Volkseigentums“ zur Entflechtung von Kombinat und der Umwandlung der Nachfolgeunternehmen in Kapitalgesellschaften sowie zum Erhalt möglichst vieler Arbeitsplätze.

**18. März 1990** Erste freie Volkskammerwahl in der DDR.

**1. Juli 1990** Deutsch-deutscher Staatsvertrag über eine Wirtschafts-, Währungs- und Sozialunion. In der DDR wird die D-Mark eingeführt.

**3. Oktober 1990** Beitritt der DDR zur Bundesrepublik Deutschland.

Strukturwandel: Übergang in die Marktwirtschaft und Wandel von einer Industrie- zu einer Dienstleistungsgesellschaft. Innerhalb kurzer Zeit werden mehr als eine Million Menschen in Ostdeutschland arbeitslos.

Die Zahl der Beschäftigten in Ostdeutschland sinkt von rund 9,8 Millionen im Herbst 1989 auf 6,7 Millionen Ende 1991. Ostdeutsche Frauen sind vom Beschäftigungsabbau in allen Wirtschaftsbereichen zwar zunächst in ähnlicher Weise betroffen wie Männer, haben aber deutlich geringere Chance eine neue Arbeit aufzunehmen.

**1991** Der erste Web-Browser wird einer breiten Öffentlichkeit zugänglich.

Die Zuwanderung von (Spät-)Aussiedlern in die Bundesrepublik Deutschland beruht auf gesetzlichen Regelungen, die auf die Flüchtlingssituation der Jahre nach dem Zweiten Weltkrieg zurückgehen. Nach dem Ende der Sowjetunion Ende Dezember 1991 gab es einen vermehrten Zuzug von Spätaussiedlern nach Deutschland.

**22. August 1992** Ausländerfeindliche Krawalle in Rostock-Lichtenhagen.

**17. Dezember 1993** Bundesbahn und Reichsbahn werden privatisiert.

**31. Dezember 1994** Die Treuhand-Anstalt beendet ihre Arbeit.

**30. Juni 1995** Bundestag billigt den Einsatz deutscher Soldaten in Bosnien.

Zwischen 1997 und 2006 ist fast ein Viertel der Ostdeutschen im erwerbsfähigen Alter ohne Erwerbsarbeit. Es herrscht Mangel an Ausbildungsplätzen und eine hohe Jugendarbeitslosigkeit. Zwischen 1997/98 und 2005 stagniert die Arbeitslosenquote in Ostdeutschland bei etwa

18 Prozent und ist von 1999 bis 2004 mehr als doppelt so hoch wie in Westdeutschland. Relativ am stärksten von Arbeitslosigkeit betroffen ist die Gruppe der Ausländer mit einer Arbeitslosenquote von 45 Prozent.

## Rechte und Pflichten von Frauen

Durch den Einigungsvertrag werden die gesetzlichen Regelungen für Familien und Frauen vereinheitlicht. Das Erziehungsgeld für Kinder, die ab 1. Januar 1992 geboren sind, wird auf zwei Jahre ausgedehnt.

**1996** Der Rechtsanspruch auf einen Kindergartenplatz für Kinder ab Vollendung des dritten Lebensjahres wird geregelt.

**1997** Beschluss des Europäischen Rates: Gleichberechtigung von Frauen und Männern, gleiches Entgelt bei gleicher Arbeit sowie gleichwertiger Arbeit.

**1997** Inkrafttreten des neugefassten § 177 Strafgesetzbuch, wonach Vergewaltigung in der Ehe unter Strafe gestellt wird.

## Entwicklung in Freital

Die ersten freien Gemeinderatswahlen am 6. Mai 1990 gewinnt in Freital die CDU. Dietmar Lumpe ist bis 1991 Bürgermeister.

Wie in zahlreichen Städten der ehemaligen DDR gibt es nach der Wiedervereinigung auch in Freital einen im-

*Café Hartmann, 2000.*



mensen Sanierungsstau. Die Gebäude, öffentliche Grünflächen sowie Platz- und Straßenräume sind in schlechtem bis sehr schlechtem Zustand.

Die Stadtverwaltung legt **1991** Sanierungsziele fest. Die Stadtteile Potschappel und Deuben werden Sanierungsgebiete. Die Dresdner Straße erhält durch die Umgehungsstraße eine Entlastung und damit eine Aufwertung der Wohnqualität.

**1993** bestellt der Stadtrat die erste Freitaler Gleichstellungsbeauftragte für Chancenvielfalt und -gerechtigkeit für Frau und Mann.

Im Zuge der Kreisreform **1994** verliert Freital den Status Kreisstadt. Der Kreissitz des neuen Landkreises Weißeritzkreis wird Dippoldiswalde.

**1997** erhält Freital den Status einer Großen Kreisstadt.

**1999** gibt es einen freiwilligen Zusammenschluss von Freital mit der Gemeinde Pesterwitz. Damit sind 20 Ortsteile seit der Gründung zur Stadt Freital gekommen.

# Reformationsgebäck zum Feiertag

Birgit Friedrich

**B**irgit wurde am Reformationstag 1954 geboren. Sie liebt Süßes. So sehr, dass es zu ihrer Passion wurde.

Als Kind stand Birgit immerzu in der Küche. Die Küche war ihr Zuhause. Zutaten wie Mehl, Eier, Milch waren ihre Familie. Sie mischte oft nach der Schule ein paar Zutaten zusammen, kostete den Teig, leckte sich die Finger und freute sich mit kindlicher Hingabe über das Ergebnis beim Backprozess im elterlichen Ofen.

Sie buk mit ihrer Mutter für ihre Oma, für ihre Familie, für sich. Es entstanden unter ihren kleinen Händen köstliche, dekorative Plätzchen, Kekse, Kuchen und später auch kompliziertere Torten und Törtchen. Ihr handwerkliches Geschick und ihre Begeisterung für das, was sie mit liebevollster Kleinstarbeit zauberte, erweckten in ihr einen Traum: Bereits in der dritten Klasse wusste sie, dass sie Konditorin werden wollte.

Ihr Ziel im Hinterkopf behaltend, bewarb sich Birgit nach der zehnten Klasse als Konditorin bei verschiedenen Einrichtungen. Sie wartete. Worauf? Auf eine Zusage – oder Absage ... auf eine Antwort darauf, ob ihr Traum nun vorerst Geschichte sei. Und dann plötzlich das Unfassbare: Zwei Tage vor Beginn der Lehre kam die Zusage! Eine von zwei Lehrstellen im VEB Backwarenkombinat

Dresden hinter der Schauburg. Damals wohnte sie mit ihrer Familie in Heidenau und fuhr nun zwei Jahre lang täglich nach Dresden.

## **Mürbeteig liebevoll gerollt**

Als Birgit ihre Lehre auf der Eberswalder Straße begann, gab es eine kleine Eröffnungsfeier. Ein junger Mann schenkte Kaffee aus. Er hatte so tiefklare Augen, dass sie sich glatt darin verloren hätte, wenn ihre Aufmerksamkeit nicht sofort von dem vor ihr stehenden Gebäckstück in Beschlag genommen worden wäre. Bei dem Versuch, die Zutaten aus dem fabelhaften Stück Kuchen zu erschmecken, wurde sie plötzlich unterbrochen. Unterbrochen von dem lauten Klatschen der Besucher. Sie blickte auf und sah, wie dem jungen Mann mit den schönen Augen eine Auszeichnung für seine hervorragenden Leistungen in seinem zweiten Lehrjahr überreicht wurde. Er war also ebenso ein Lehrling wie sie ...

Jeder Lehrling im ersten Jahr hatte seinen eigenen Arbeitsplatz – getrennt von den übrigen Lehrlingen. Bald lächelte ihr der junge Mann aus dem zweiten Lehrjahr zu und winkte hin und wieder, wenn keiner hinsah. Wenn

Birgit einen Mürbeteig ausrollte und der an den Seiten brach und an der Rolle festklebte, bat sie den hilfsbereiten Lehrling mit Gesten, ihr zu helfen. Der kam und rollte den Teig „wie nichts“ aus, staunte Birgit. Michael war sein Name. Sie wurden ein Paar. Nach der Schule gingen sie Händchen haltend zum Hauptbahnhof, aßen manchmal noch für eine Mark eine Soljanka auf der Prager Straße und trennten sich für den Rest des Nachhausewegs. Sie fuhr nach Heidenau, Michael fuhr nach Freital.

Nach der Lehre fand Birgit eine Stelle als Konditorin in Heidenau. Sie arbeitete dort als einzige Dame in einem Kollektiv mit 15 angestellten Bäckermeistern. Gemeinsam hatten sie viel Spaß und lernten voneinander. Birgit erinnert sich besonders gern an kunstvoll gedrehte Torten und Törtchen. Ihr Michael leistete seinen Dienst bei der NVA, der Nationalen Volksarmee der DDR an der Grenze zur BRD – Bundesrepublik Deutschland für 18 Monate ab. Jeden Tag schrieb sie einen Brief mit Fotos und Bildchen an ihn. Und jeden Tag nahm sie einen Brief aus ihrem eigenen Briefkasten.

Michael kam endlich von der Armee zurück. Seine Mutter war seit seiner frühen Kindheit schwerkrank und lag seit Jahren im Pflegeheim in Freital-Saalhausen. Daher betrieb die seit 1884 bestehende Familienbäckerei in Freital-Weißig sein Vater zusammen mit dessen Mutter, Michaels Oma. Sie war eine hochgewachsene Frau mit einem kleinen festen Haarknoten im Nacken. Als Birgit ihr eines Tages zur Ladenschließzeit vorgestellt wurde, nahm Birgit einen Lappen in die Hand und wischte den Verkaufsraum sauber. Die betagte Dame war beeindruckt. Sie war für Michael Mutter und Oma zugleich und zog ihre Enkel autoritär groß. Michael wollte ein an-

deres Leben. Er träumte davon zu studieren und Lehrer zu werden – und wurde nicht zugelassen. In dieser Zeit durfte aus einer Familie nur ein Kind studieren, nicht mehr. Michael arbeitete also nach seiner Armeezeit in einer Freitaler Bäckerei und traf seine Birgit, wann immer es die Zeit zuließ.

Als die Oma plötzlich an einem Herzinfarkt starb, wurde die kleine Familienbäckerei in Freital-Weißig geschlossen. Der Schwiegervater fand eine Stelle in der Konditorei Hartmann in Freital-Potschappel auf der Dresdner Straße.

### **Traditioneller Natursauerteig in drei Stufen und eine Entscheidung**

Eines Tages sprach Michaels Vater das junge Paar auf die Familienbäckerei in Freital-Weißig an. Die lag ja immer noch brach. Nachdem Michael und Birgit jeweils als Angestellte als Bäcker und Konditorin arbeiteten und Michaels schöne Pläne von einem Studium geplatzt waren, ergab sich hier eine gemeinsame Option für das Paar. Von einem bequemen Angestelltenverhältnis in Selbstständigkeit voller Entbehrungen, extrem wenig Freizeit und ein unüberschaubares, nicht unerhebliches Risiko. Michael zögerte. Die alte Bäckerei war zudem voller Erinnerungen.

Als Birgit die alte leerstehende Familienbäckerei Friedrich betrat, schluckte sie hart. Es war ein kleiner Verkaufsraum mit einer angrenzenden kleinen Backstube dahinter. Die Decke war niedrig. Überall lag Staub. Spinnweben hingen in den Ecken und von der Decke. Aber Birgit liebt Altes. Für sie ging ein Sonnenstrahl



durch die alten Ritzen und Regale. In ihrer Vorstellung erblühte diese alte Bäckerstube zu neuem Glanz. Sie sah sich mit ihrem Michael hier arbeiten, leben und glücklich sein. Sie sah ihre ungeborenen Kinder in der Backstube Plätzchen formen, ihre vielen ungebakenen Törtchen und ihre hungrigen Kunden nach Brot und Kuchen fragend im Verkaufsraum. Ihre Augen leuchteten und als Michael fragte: „Wollen wir die Bäckerei wirklich übernehmen?“, rief Birgit „Ja, lass es uns einfach versuchen!“ Sie wogen sorgfältig Vorteile und Nachteile ab, berücksichtigten dabei die Verantwortung für die Tradition und entschieden dennoch aus dem Bauch heraus. Ja, sie wollten. Birgit und Michael übernahmen die Bäckerei am 19. Oktober 1974.

Sie heirateten im Jahr darauf und ein weiteres Jahr später, 1976 kam der erste Sohn, 1977 der zweite Sohn zur Welt. Birgit stemmte die Bäckerei parallel zur Kindererziehung zusammen mit ihrem Mann während dieser Zeit nur zu zweit. Beide arbeiteten sie Tag und Nacht bis zur Erschöpfung in der Backstube und im Laden. „In der Bäckerei gibt es keinen Schlaf“, erinnert sich Birgit. In der Bäckerei mussten die Öfen gegen 1.00 Uhr geheizt werden. Er buk, sie lächelte die Müdigkeit weg, erfreute sich an ihren Kunden und verkaufte allein im Laden täglich bis zum späten Abend das, was Michael herstellte. Jeden einzelnen Tag warteten Kunden geduldig in einer langen Schlange vor dem Laden.

Birgit war bei der Übernahme 20 Jahre alt. Heute kann sie nicht mehr sagen, wie sie das beide über so viele Jahre geschafft haben.

Bis zur politischen Wende 1989. „Dann kam eine sehr schwere Zeit.“ erinnert sich Birgit.

## *Birgit Friedrich*

*Geboren:* 1954 in Dohna

*Beruf:* Bäckerin und Konditorin mit Leib und Seele

*Lebensmotto:*

*Alles mit Freude und Zuversicht tun, wenn es auch mit Arbeit verbunden ist.*

### **Kleine Brötchen – wie geht es weiter**

Während vor der Wende Lebensmittel wie Brot und Brötchen staatlich subventioniert wurden und die Leute Semmeln mit Wäschekörben und ganze Kuchenbleche kauften, fiel nach der Wende diese Unterstützung plötzlich weg. Die Stammkundschaft dünnte sich aus. Viele zogen weg. Die örtliche Lage wurde kritisch. Die Bäckerei war im Freital-Weißiger Dorfkern versteckt und quasi unsichtbar für vorbeifahrende Kunden. Oberhalb der Hauptstraße, die Tharandt, Groß- und Kleinopitz mit Freital verbindet, gab es bereits Bäcker Grafe und unterhalb gab es einen weiteren Bäcker Grafe, die jeweils direkt am Weg von Durchreisenden lagen. Eigentlich lohnte sich das Geschäft für die Bäckerei Friedrich nicht mehr. Birgit und ihr Mann dachten verzweifelt über das Schließen ihres Handwerkerbetriebs nach. Da die Bäckerei aber damals einer der wenigen brotbackenden Betriebe war, beschloss Birgit, ein paar frische Brote in ihren Wartburg zu packen und auf gut Glück zu versuchen, diese irgendwo mobil zu verkaufen.

Michael buk Brote, Birgit lud die heißen Brote in den Wartburg und fuhr an eine belebte Stelle, unter anderem an die Kesselsdorfer Straße in Dresden und verkaufte die ofenwarmen Bäckerbrote direkt aus dem Kofferraum an Passanten. Die Leute waren sofort da und kauften alle Brote innerhalb von kurzer Zeit. Jeden Tag. Birgit arbeitete in dieser Zeit von früh bis 13.00 Uhr im Laden. Dann übernahm diesen Dienst eine Stundenkraft bis zur Ladenschließzeit. Birgit fuhr anschließend mit dem privaten Familienauto in die Stadt, um dort noch etwas Geld zu verdienen. Dennoch hing die wirtschaftliche Zukunft der Bäckerei Friedrich an einem seidenen Faden.

### **Apfelkuchen, Plundertaschen und Kürbiskernbrot – täglich an der gleichen Stelle**

Eine Kundin berichtete Birgit eines Tages, sie hätte einen Bäckerverkaufswagen zum Verkauf bei Fiat Gröbel in Freital-Zauckerode gesehen. Ein sensationeller Fund. Die Einrichtung des Wagens bestand aus schräg angeordneten Holzregalen mit kleinen Lämpchen, so dass die Kundschaft sofort die Auslagen begutachten konnte. Das überzeugte Birgit und ihren Mann sofort. Sie kauften den Wagen noch am selben Abend. Inzwischen war klar, sie waren Bäcker durch und durch. Sie würden das Handwerk nie aufgeben. Birgit plante eine tägliche Verkaufstour mit jeweils einer Stunde Aufenthalt. Sie stellte sich mit ihrem Bäckermobil nacheinander vor sämtliche Freitaler Betriebe wie zum Beispiel das Plastikmaschinenwerk, das Glasmaschinenwerk und andere. Ab 13.00 Uhr hatte sie am Freitaler Krankenhaus einen bezahlten Stellplatz an der Ecke Dresdner

Straße, zur Einfahrt zum Krankenhaus, der für sie reserviert war. Das war nicht unbedingt üblich, aber ermöglichte einen reibungslosen Verkauf. Birgit konnte diesen Stellplatz über Beziehungen zur Stadt Freital ergattern. Das heißt, sie kannte jemanden, der jemanden kannte, der jemandem einen Gefallen schuldete. Wenn sie an ihrem Stellplatz ankam, standen die weiß bekittelten Krankenschwestern schon vor dem Haus und erwarteten den Bäckerwagen von Birgit sehnsüchtig. Birgit fuhr jeden Tag allein ihre Tour und hatte ihre Ware immer bis 16.00 Uhr komplett verkauft. Das war ein neues Gefühl von Erfolg durch Kreativität, Flexibilität und die Vision einer Bäckerseele.

Eines Tages, als sie vor dem Krankenhaus die letzten Backwaren aus ihrem Auto heraus verkaufte, wurde ihr plötzlich schwarz vor Augen und sie kippte um. Eine Kundin öffnete geistesgegenwärtig die Tür zum Verkaufsraum, leistete Erste Hilfe und brachte sie mithilfe anderer Kunden, die zum Krankenhauspersonal gehörten zu einem Arzt. Es war wohl wenig überraschend Überlastung. Daraufhin wurde Birgit von einer Stundenkraft unterstützt, die ihre Tour übernahm.

### **Kaffee, Kuchen und ein Schwätzchen**

Die Söhne waren inzwischen herangewachsen und einer der beiden entpuppte sich als ebenso passioniert in der Backstube wie seine Eltern. Er ging in der Konditorei Franke, einer echten Konditorenfamilie in Freital in die Lehre. Während seiner Lehrzeit eröffnete sein Lehrherr ein Café in Pesterwitz, heute Café Grafe. Der Sohn von Birgit und Michael half ihm begeistert. Er trug die Idee

eines eigenen Cafés in Verbindung mit hauseigenem Kuchen in die Familie Friedrich.

Inzwischen stand der alte Konsum in Freital-Weißig an der Hauptstraße leer. Das Haus war in einem jämmerlichen Zustand mit Rampe und Anbau. Familie Friedrich entschied sich, die „alte Hütte“ zu kaufen und zu investieren, um den traditionellen Familienbetrieb weiterzuführen. „Jetzt ist das Gebäude ein Schmuckstück“, berichtet Birgit mit ausladender Geste voller Stolz. Zunächst eröffneten sie nach ein paar Umbauten ein Café für 30 Personen, das sich großer Beliebtheit erfreute und jeden Sonntag brechend voll war. Birgit musste die Gäste sogar koordinieren.

### **Mehrstöckige Jubiläumssahnetorte und Frühstücksrüchtegebäck**

Anlässlich des 100-jährigen Bestehens und der Übergabe des Geschäfts an den stolzen Sohn moderierte Heike Leschner vom MDR im Rahmen der „BäckerGlücksWochen“ die Feier.

Die Moderatorin kam mit ihrer Crew an diesem Tag schon sehr früh zur Bäckerei Friedrich. Auf dem Parkplatz standen große Zelte. Birgit traute ihren Augen kaum als früh um 7.00 Uhr bereits 70 Gäste vor der Bäckerei standen. In einem Feldbackofen buk Michael Brot in einem der Zelte. Es wurden 250 Frühstücke verschenkt und dafür wurde im Radio geworben. Das Frühstück reichte nicht wie geplant bis Mittag. Bereits wenige Stunden nach Öffnung gab es 250 glückliche Gewinner. Die Stimmung an den Tischen war ausgelassen. Die aus alten Herren bestehende Musikkapelle „Stahlspritzer“

aus Freital spielte lustig auf, weit länger als die ursprünglich vereinbarten zwei Stunden und brachte die Meute regelrecht zum Kochen.

### **Heidelbeertörtchen zum Dessert**

Birgit und Michael sind jetzt Rentner. Birgit ist sehr stolz auf ihre Familie, die jetzt genauso leidenschaftlich das Geschäft weiterführt und immer noch auf alte Rezepte zurückgreift. Alle Backwaren werden aufwendig und liebevoll von Hand gefertigt – inzwischen in drei Filialen mit acht Verkäuferinnen, einer Backstube mit einem Bäckermeister, sechs Gesellen und Gesellinnen und einem Fahrer.

Birgit und Michael lassen es sich nicht nehmen, auf dem Dresdner Weihnachtsmarkt zu backen – Michael in der Kinderbackstube, Birgit im Stollenhaus. Beide freuen sich jedes Jahr auf diese Zeit.

# Wegen der Liebe wurde Freital ihre Wahlheimat

Rosemarie Roloff

**D**ie ersten elf Jahre ihres Lebens verbrachte die junge Rosi unbeschwert. Sie lebte glücklich mit den Eltern und vier Geschwistern in Wassensdorf, im heutigen Landkreis Börde in Sachsen-Anhalt. Der Ort lag zur damaligen Zeit im Sperrgebiet zur Bundesrepublik Deutschland, der BRD. 1964 erkrankte Rosi schwer und kein Arzt konnte ihr so recht helfen. Der Hausarzt behandelte sie erst auf Rheuma, was falsch war. Nachdem keine Besserung eintrat und sie zusammenbrach, ging es erst zu einem Orthopäden und eine Woche später war sie in einem Krankenhaus in Magdeburg. Von einem Tag auf den anderen war ihre glückliche Kindheit zu Ende. Sie konnte nicht mehr laufen. Im Krankenhaus wurde sie von unten bis oben eingipst. Ein Bein lag ausgerenkt neben ihr. Der Hüftkopf sollte sich dadurch erholen, was nicht passierte. Der Kopf, die Arme und der Po waren frei. Von der dreiteiligen Matratze fehlte die mittlere. An der Stelle befand sich der Schieber. So konnte sie ihre Notdurft verrichten. Diese Situation sollte für ein dreiviertel Jahr der Normalzustand für Rosi werden. Sie litt extrem unter Heimweh. Nur mittwochs und sonntags gab es eine Besuchszeit. Außerdem führte eine schlechte Pflege zum Wundliegen. Als am Po die Wunde zu tief und die

Schmerzen nicht mehr tolerierbar waren, kam Rosi für drei Wochen in Bauchlage. Das brachte die nächsten Probleme. Nun konnte sie ihren Besuch noch nicht einmal mehr sehen! Das Gesicht zeigte nach unten und den Kopf konnte sie nicht drehen. Also ging es wieder in die Rückenlage. Tapfer ertrug sie alle Schmerzen. Die einzige Abwechslung am Tag war der gelegentliche Unterricht in Mathe und Deutsch. Immer ging Behandlung vor Unterricht, so dass dieser oft ausfiel. Nach dem Dreivierteljahr wurde Rosi gehunfähig entlassen. Sie bekam keine Behandlungen, keinen Rollstuhl und keine Gehhilfen. Was für eine Verzweiflung das für die Familie und die junge Rosi bedeutete, ist kaum vorstellbar. Der Schmied im Ort fertigte eine Krücke für sie an. Diese war natürlich viel zu schwer, aber wenigstens konnte sie so aufrecht stehen. Voller Verzweiflung suchten die Eltern Hilfe beim Hausarzt. Er schob einen Zettel über den Tisch mit der Bemerkung: „diesen Namen und die Adresse haben sie nicht von mir.“ Der Arzt, um den es dabei ging, praktizierte in Leipzig. Da der Wohnort der Familie zum Kreis Magdeburg gehörte, konnte nur durch eine Privatzahlung und persönliche Beziehungen ein Termin in Leipzig vereinbart werden.

Drei Wochen später sprach die Familie mit Rosi vor. Der Arzt war entsetzt. Er sagte: „Ihre Tochter wird wieder laufen können, aber auf ein Bett warten 700 Patienten.“ Die Eltern sahen sich an und stellten die wegweisende Frage: „Und wenn wir weiterhin Selbstzahler sind?“ Sofort ging es in einen anderen Raum und für Rosi ging es nicht mehr nach Hause. Sie versuchte wieder tapfer zu sein. Ihr war bewusst, welch großes Opfer die Familie bringen musste. Ihr Wille war riesengroß, unter allen Umständen gesund zu werden und wieder laufen können – für sich und für ihre großartige Familie. Als erstes versuchte der Arzt, ohne Operation eine Besserung zu erreichen. Das klappte nicht. Bevor eine OP durchgeführt werden konnte, sollte Rosis Muskulatur kräftiger werden. So ging es im Sommer in ein Zeltlager für körperbehinderte Kinder an die Ostsee. Jeden Tag, egal wie das Wetter war, hieß es in der Ostsee schwimmen. Rosi zeigte viel Elan und Ausdauer. Im Hinterkopf hörte sie immer die Worte: „je kräftiger die Muskeln sind, umso höher ist die Chance auf eine erfolgreiche OP.“ Sie wollte unbedingt wieder gesund werden. Nichts anderes zählte!

Im Herbst 1966 war es endlich soweit. Rosi konnte operiert werden. Die Familie bezahlte noch einmal viel Geld für eine künstliche Hüfte. Zu dieser Zeit gab es in der DDR noch keine künstlichen Gelenke. Die Prognose zur Haltbarkeit der Hüfte war sieben Jahre. Ihre hielt sogar 40 Jahre! Was für ein Glück! Endlich ging es bergauf. Viele Behandlungen und intensives Training folgten. Rosi wurde fröhlicher und optimistischer. Sie lernte wieder laufen und konnte den Alltag langsam wieder selbstständig meistern. Trotzdem waren weitere regelmäßige Behandlungen notwendig.

## Rosemarie Roloff

*Geburtsjahr: 1953 in Oebisfelde*

*Lebensmotto:*

*Handle an anderen Menschen so, wie du selbst gern behandelt werden möchtest.“ (Konfuzius)*

*Aktiv als:*

*Gründungs- und Vorstandsmitglied des Selbsthilfeverbandes Menschen mit Behinderung Freital e.V. im Bundesverband Selbsthilfe Körperbehinderter e.V.*

*Was bedeutet Freital für sie:*

*In Freital zu leben beutet für mich, mein Zuhause und meine Heimat gefunden zu haben. Hier lebt meine Familie!*



*An der Talsperre Klingenberg, 2014.*

Nach vier Jahren wechselnder Krankenhausaufenthalte lebte Rosi nur noch gefühlt als Gast im Elternhaus. Der unregelmäßige Schulbesuch beziehungsweise Hausunterricht führten dazu, dass Rosi 1968 in eine Heilstätte im Harz kam. Dies war wieder ein sehr großer Einschnitt in ihr bisheriges Leben. Auch wenn dort ein regulärer Schulunterricht möglich war, litt sie sehr unter der erneuten Trennung von ihrer Familie. Die Kinder und Jugendlichen in der Heilstätte durften nur in den Ferien nach Hause. Ansonsten war nur einmal im Monat Besuch erlaubt. Auch später als erwachsene Rosi begleitete sie die schlimme Erfahrung nachhaltig. Wenn sie darüber sprach, sagte sie meistens: „Ich würde mein Kind niemals in ein Heim oder Internat geben! Eher würde ich selbst umziehen, damit meinem Kind das Elend erspart bliebe.“ Die junge Rosi blieb tapfer und fand schulisch den Anschluss. Stolz meisterte sie ihren Abschluss der zehnten Klasse.

Zudem geschah etwas unerwartet Wunderbares: In der Heilstätte lernte sie ihren späteren Mann Arnd kennen und lieben. Die Verbindung zwischen den beiden war so stark, dass sie die räumliche Trennung während der Berufsausbildung verkrafteten. Beide waren sich sicher, dass sie zusammenbleiben werden. Rosis Vater war Eisenbahner und sie war sehr froh, dass er ihr zu einer Lehre verhalf. Sie zog noch einmal zu ihren Eltern und erlernte bei der DR, der Deutschen Reichsbahn den Beruf Betriebs- und Verkehrs-Eisenbahner.

In dieser Zeit waren gegenseitige Besuche des jungen Paares sehr, sehr schwierig. Da Rosis Familie im Sperrgebiet wohnte, bedurfte es einer langen Planung und Genehmigung, um Besuch empfangen zu dürfen. Seit

Mitte der 1950er Jahre gab es an der Grenze zur BRD einen zehn Meter breiten Kontrollstreifen, dann einen 500 Meter breiten Schutzstreifen und ein fünf Kilometer tiefer Raum hinter der Grenze wurde zum Sperrgebiet erklärt. Für die Orte im Sperrgebiet galten eigene Vorschriften. Generell galt, dass das Sperrgebiet nur mit einem Sonderausweis betreten werden darf. Bei jeder Ein- und Ausreise mussten mehrere Kontrollposten passiert werden. Jeder Besuchsantrag musste neu begründet und bewilligt werden. Das konnte drei bis vier Monate dauern. Für heutige Jugendliche ist sicher kaum vorstellbar, wie die Kommunikation lief. Briefe schreiben war das Mittel der Wahl, da es auch keine privaten Telefone gab. Trotz dieser Widrigkeiten hielt die Liebe der Belastung stand und bald wurde Hochzeit gefeiert. Rosi nahm den Familiennamen von Arnd an. Das Glück hatte wieder Einzug genommen im Leben der beiden. Die Eheleute Roloff bekamen 1974 ihre Tochter. Um endlich zusammenleben zu können, entschied sich die Familie für Freital, die Heimat ihres Mannes. Trotzdem hieß es weiterhin durchhalten. So wie es sich zu diesen Zeiten in der DDR verhielt, musste die kleine Familie drei Jahre auf eine Neubauwohnung in Freital-Zauckerode warten. Beide Partner haben eine Körperbehinderung und waren damit auf eine barrierearme Wohnung angewiesen. Weder in Wassensdorf noch in Freital gab es eine entsprechende Wohnung. Ihnen blieb nichts anderes übrig, als weiterhin in den elterlichen Wohnungen zu bleiben. Da die Wohnverhältnisse der Eltern keinen Platz für die kleine Familie boten, mussten Rosi und Arnd die Trennung auf Zeit akzeptieren.

## **Endlich eine gemeinsame Wohnung und Zukunft**

Ab dem 3. Februar 1976 wurde Freital wegen der Liebe Rosis Wahlheimat. Die Verbundenheit zur Stadt kam erst durch das Leben selbst.

Rosi war eine sehr arbeitsame Frau. Lediglich als das Paar auf den Kindergartenplatz warten musste, blieb sie bei der Tochter zu Hause. Nach dem Umzug nach Freital arbeitete sie erst in Dresden. Der Arbeitstag mit dem langen Arbeitsweg forderte viel Kraft von ihr. Insgesamt benötigte sie dafür 12 bis 13 Stunden. Deshalb wechselte sie 1980 ihre Arbeitsstelle zum Rat des Kreises Freital, Abteilung Volksbildung. Hier nutzte sie die Möglichkeit zur Weiterbildung und machte den Abschluss in „Staat und Recht“. Die Arbeit war für sie immer wichtig. Damit war die wirtschaftliche Situation gesichert und das Arbeitsklima in der Abteilung Volksbildung stimmte. Ihre Kollegen trugen zum „Ankommen“ in dieser Gegend wesentlich bei. Sie hatten das Motto: „Sächs´sch wern Se ni lern´ (bis heute ist Frau Roloff auf ihre hochdeutsche Aussprache stolz) aber Sachsn kennlern´, das bring mir Ihn´ bei!“ Dadurch hat sie sehr viel über Freital, die Stadtgründung und andere Geschichten erfahren. Sie war immer neugierig, noch mehr zu erfahren. Das spornte die Kolleginnen und Kollegen an, ihr noch mehr zu erzählen. Es war nie ein Problem, Familie und Arbeit unter einen Hut zu bekommen. Die Familienarbeit wurde geteilt. Auch ihr Mann hat im Haushalt mitgearbeitet. Ihre Tochter ging in den Kindergarten und später in den Hort. Auch nach der Wende hatte sie das Glück, ihre Arbeit zu behalten. Sie nutzte Weiterbildungsmöglichkeiten und arbeitete

bis zu ihrer Altersrente in ihrem Beruf. Die Arbeit bestimmte einen großen Teil ihres Lebens in Freital. Ihre Tochter wuchs heran, verließ das Haus und inzwischen haben Rosi und Arnd eine Enkelin, die eine gebürtige Freitalerin ist.

## **Für ein barrierefreies Freital**

„Die friedliche politische Revolution 1989 war für mich als ‚Kind der Grenze‘ unvorstellbar“, sagte Rosi Roloff im Interview. Nun durfte sie nach Hause zu ihren Eltern fahren, ohne Monate vorher einen Passierschein zu beantragen. Mit der neuen Zeit bot sich außerdem die Chance, einen Verein ins Leben zu rufen, was in der DDR nicht erwünscht war. „So gründeten wir 1990 mit einigen Mitstreitern den ‚Behindertenverband Freital e. V.‘ und fühlten uns endlich mit unseren Anliegen vertreten“, berichtete sie. Später teilte sich der Verein. Die „Lebenshilfe“ gründete sich aus dem Verein heraus als Interessenvertreter für geistig behinderte Menschen. Im Behindertenverband blieben die körper- und mehrfachbehinderten Menschen Mitglied. Heute heißt der Verein „Selbsthilfeverband Menschen mit Behinderung Freital e. V. im Bundesverband Selbsthilfe Körperbehinderter e. V. – BSK“. „Unser Hauptanliegen war ein Zusammenschluss von Menschen mit verschiedenen Körperbehinderungen und der Kampf gegen Barrieren“, lässt Rosi Roloff uns wissen. Zu dieser Zeit war Barrierefreiheit in Freital, wie allgemein in der ehemaligen DDR, ein Fremdwort. Kein öffentliches Gebäude war für Rollstuhlfahrer zugänglich. Bordsteinabsenkungen gab es auch nicht. Deshalb verwundert es auch

nicht, dass damals kaum Rollstuhlfahrer im öffentlichen Raum sichtbar waren. Am Anfang war die größte Aufgabe Barrieren in den Köpfen zu beseitigen: „Wir wollten kein Mitleid oder Sonderrechte. Wir wollten und wollen ein selbstbestimmtes Leben. Das geht nur, wenn man auch den Zugang zur Teilhabe erhält.“ Eine der ersten öffentlichen Aktionen in Freital war am 5. Mai 1992. An diesem Tag fanden in 18 europäischen Ländern und in über 100 Städten Europas kreative und öffentlichkeitswirksame Aktionen für die Gleichstellung von Menschen mit Behinderung statt. „Der Verband blockierte das Rathaus Potschappel. Die Mitglieder forderten einen Zugang zu Beratungsräumen. Natürlich war das nicht möglich. Aber es gab endlich Aufmerksamkeit und die Presse berichtete darüber. Dieser Tag war die Geburtsstunde des Europäischen Protesttages für die Gleichstellung von Menschen mit Behinderung am 5. Mai jedes Jahr. Wir sind stolz darauf, dass wir dabei waren, uns 30 Jahre um Verbesserungen in Freital bemühten und immer wieder die Behebung von Schwachstellen einforderte.“, erzählte Rosi im Gespräch.

Der Verein mietete Räume im Keller auf der August-Bebel-Straße an und baute ein reges Verbandsleben auf. Rosi war als Schatzmeisterin für die finanzielle Absicherung verantwortlich. Im August 2002 wurden die Verbandsräume durch das Hochwasser komplett zerstört. Der Schlamm stand bis unter die Decke. Erst nach Tagen gelang es, den Weg zu den Räumen zu finden. Der Anblick war erschütternd. Die Tränen liefen und Hilflosigkeit breitete sich aus. Alles, wirklich alles war verloren. Das mühsam besorgte Inventar, alle





*Urlaub in  
Kühlungsborn 2016.*

Unterlagen, Urkunden und die Geldkassette waren vernichtet. Körperlich war kein Mitglied in der Lage, beim Aufräumen anzupacken. Den ersten Lichtblick gab es durch die Hilfe von Rosis Kolleginnen und Kollegen des Jugendamtes, die alles ausräumten. Jetzt stand der Vorstand vor der Entscheidung: Was nun? Geht es weiter oder lösen wir uns auf? Es waren da noch so viele Aufgaben, die der Verein in Angriff nehmen wollte. Nach zwei schlaflosen Nächten mit langen Diskussionen stand die Entscheidung: Wir stehen wieder auf! Mit diesem Entschluss kam viel in Bewegung. Durch großzügige Spenden konnte der Verband neue Räume auf der Brückenstraße anmieten. Diese waren hell, freundlich und wurden komplett barrierefrei eingerichtet. Eine behindertengerechte Küche wurde eingebaut und auch ein barrierefreies WC entstand. Dadurch wurden auch Beratungen für betroffene Bürgerinnen und Bürger möglich. Hier konnte jeder sehen, dass ein selbstständiges Leben nach einer Erkrankung oder einem Unfall doch möglich ist. Rosi hat während dieser Zeit sehr auf die Finanzen geachtet. Trotzdem mussten die eigenen Verbandsräume 2019 aufgegeben werden. Die Unterstützung durch die Stadt Freital reichte nicht, um eine kontinuierliche Arbeit zu gewährleisten. Das war für sie sehr hart. Als Vorstandsmitglied übte Rosi 30 Jahre lang zusätzlich zu ihrer Arbeit dieses zukunftsweisende Ehrenamt aus. Sie berichtete nicht ohne Stolz: „Wir können heute für Freital viele Erfolge unserer zähen, ehrenamtlichen Arbeit verzeichnen. Unter anderem sensibilisierten wir die Stadtverwaltung, Absenkungen von Bordsteinkanten vorzunehmen, barrierefreie Bushaltestellen einzurichten und vieles mehr. Baumaßnah-

men von öffentlichen Einrichtungen folgten durch unsere Beharrlichkeit.“ Leider konnten nicht alle Ziele und Wünsche umgesetzt werden. Die tapfere Vereinsarbeit war nicht immer einfach und oft auch sehr kräftezehrend für die Aktiven. Diese 30 Jahre Verbandsarbeit hatte sie gemeinsam mit ihrem Mann Arnd geleistet. Schon als Kind hatte Rosi einen großen Traum. Sie wollte unbedingt einmal das Weiße Haus in den USA oder den Eiffelturm in Paris sehen. Ihr Vater sagte immer: „Das Weiße Haus lohnt sich nicht, dann fahre lieber nach Paris. Der Eiffelturm lohnt sich wirklich.“ Das hat er zu Zeiten gesagt, als man bei ihnen zu Hause für Besucher aus dem Nachbarort Wochen im Voraus einen Passierschein beantragen musste. Damals war das unvorstellbar. Heute kann sie sagen, dass sie beide Orte besucht hat. Sie ist dankbar, dass sie das erleben durfte. In den USA hat Rosi mit ihrer Familie erlebt, wie Barrierefreiheit funktionieren kann. Sie waren tief beeindruckt, dass dort behinderte Menschen nicht um ihre Teilhabe am Leben „betteln“ müssen. Zum Beispiel muss an jedem öffentlichen Ort als erstes eine barrierefreie Toilette gebaut werden. Die kann jede und jeder nutzen. „Bei uns ist es leider umgedreht“, meinte Rosi. „Oft werden Baumaßnahmen erst im Nachgang umgebaut oder ergänzt, was natürlich teurer ist.“ 2020/21 hat Rosemarie Roloff Freital als ihre Wahlheimat angenommen. Sie wünscht sich, wie sicher andere Mitbürgerinnen und Mitbürger auch, dass noch mehr Wege und Ausflugsziele barrierefrei werden. Es wird nach wie vor nötig sein, dass sich Menschen für die Rechte behinderter Bürgerinnen und Bürger einsetzen. Sonst besteht die Gefahr, dass Erreichtes vergessen

oder sogar zurückgebaut wird. Junge Menschen sollten ebenfalls für ihre Interessen eintreten.

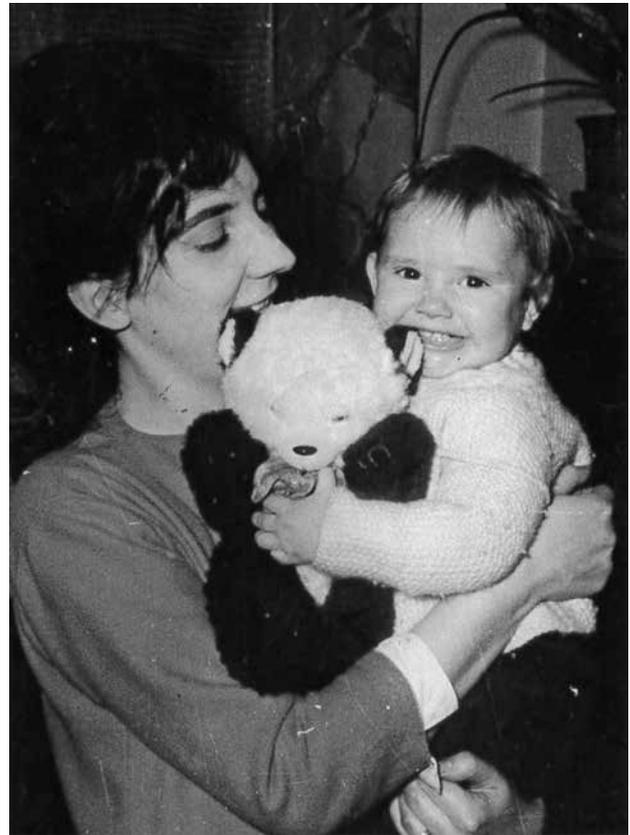
Von „gesunden“ Mitbürgerinnen und Mitbürgern wünscht sich Rosi, dass sie behinderte Menschen genauso behandeln, wie sie es selbst erwarten. Hilfe wird nicht automatisch erwartet. Wer Hilfe benötigt, wird dies auch sagen. „Wir wünschen uns kein Überstülpen von Hilfe, sondern Respekt.“

Sie wünscht der Stadt Freital weiter eine aufstrebende Entwicklung, dass die Einwohnerinnen und Einwohner ihre Stadt sauberhalten und Freizeiteinrichtungen besser pflegen. Überhaupt sollten alle mehr in den konstruktiven Meinungsstreit eingebunden werden, damit anstehende Herausforderungen gemeinsam gelöst werden.

# Wo zwölf Menschen an einem Tisch sitzen, hat auch ein dreizehnter Platz

Ines Kummer

**K**urz vor dem Jahreswechsel begrüßt die kleine Ines am 30. Dezember im Freitaler Krankenhaus noch schnell das Jahr 1962. Es dauert nicht lange, bis ihre Mutter danach ihrer großen Liebe Dieter begegnet, sich verliebt und ihn wenig später heiratet. Ihre ersten vier Lebensjahre verbringt Ines mit der neu zusammengefundenen Familie in einem Dreifamilienhaus auf der Dresdner Straße, in der Nähe vom Capitol. Dort leben sie gemeinsam mit den Großeltern mütterlicherseits und mit Onkel und Tante ganz oben unterm Dach. Die kleine Familie von Ines hat in der Wohnung ein eigenes Zimmer zur Verfügung. Es ist sehr eng. Trotzdem schaffen es alle, sich irgendwie zu arrangieren. Ines hält von nun an die ganze Familie auf Trapp. Eine Geschichte, über die jedes Jahr wieder gelacht wird, erzählt von ihr als Kleinkind im Garten ihrer Großeltern: Ihr Großvater steckt fleißig Bohnen, während Ines mit Eimerchen und Schaufelchen in der Hand ihm hinterherwatschelt und mindestens ebenso fleißig die Bohnen wieder ausbuddelt. Der Garten ist die Krönung des gesamten Grundstücks: Er ist riesen-



*Ines mit ihrer stolzen Mutter, 1963.*

groß, reicht fast bis an die Weißeritz und lässt sich gut bewirtschaften.

Ihre Großeltern sind Teil der antifaschistischen Widerstandsbewegung und in der Gegend sehr bekannt. Sie haben fast immer Besuch, oft auch aus anderen Ländern. Der Großvater versucht die Familie politisch zu prägen. Ihre Großmutter, ihr ganz großes Vorbild, hat wesentlichen Einfluss auf den starken Familienzusammenhalt. Sie lebt ganz nach dem Motto: Wenn zwölf Stühle am Tisch stehen, passt auch noch ein 13. Stuhl dran. Sie ist die Güte in Person und fragt nicht nach Herkunft, Geschlecht oder Religion, sondern ist zur Stelle, wenn Hilfe gebraucht wird. Von ihr hat Ines ihr ausgeprägtes Gerechtigkeitsempfinden und den Drang, schon als Kind die Welt verbessern zu wollen. Ihre Großmutter ist vor allem auch deshalb so beliebt bei Ines, weil sie einen Job als Platzanweiserin im Kino in Freital hatte. Dabei springt später ab und zu eine Freikarte für einen Film heraus und Ines kann sich das lange Anstellen sparen. Als Ines vier Jahre alt ist, wird ihr Bruder geboren. Jetzt wird es noch enger in dem kleinen Zimmer. Ines erinnert sich an eine Nacht, in der es furchtbar regnet. Sie und ihr Bruder schlafen bereits, als plötzlich die ganze Familie auf den Beinen ist und hektisch durch die Zimmer läuft. Das Dach ist schon alt und kaputt und es regnet in Strömen in die Wohnung rein. Sie müssen noch enger zusammenrutschen. Alles, was an Behältern zu gebrauchen ist und kein Loch hat, wird in den Ecken der Wohnung platziert, um das Wasser aufzufangen. 1968 ziehen die vier auf die Ernst-Thälmann-Straße, die heutige Südstraße. Das Edelstahlwerk hat für die Familien der Arbeiter im Betrieb zwei Neubaublocks gebaut. Da ihre Mutter

## *Ines Kummer*

*Geboren am 30. Dezember 1962 in Freital (Ines Anhuth)*

*Aktiv als:*

- *Stadträtin*
- *Mitglied des Landtages*

*In Freital zu leben bedeutet für mich:*

- *Zuhause*
- *Windberg*
- *Bodenständigkeit*
- *Familie*
- *Stahl*
- *Umbruch*
- *Heimat*

*Lebensmotto:*

*Mit dem Herzen sehen!*

und ihr Vater im Edelstahlwerk arbeiten, bekommt die Familie endlich ihre erste eigene Wohnung. Jeden Montagmorgen um 5.15 Uhr heißt es jetzt für Ines aufstehen, denn der Vater bringt sie und ihren Bruder zu Fuß in den Wochenkindergarten beziehungsweise die Kinderkrippe auf die Schachtstraße. Dort bleiben die beiden die ganze Woche über. Ines ist nicht der Meinung, dass ihr das geschadet hat. Sie hat sich dafür umso mehr auf das Wochenende gefreut, wenn sie ihre Eltern wiedergesehen hat. 1969 kommt Ines auf die Pestalozzischule, damals eine Polytechnische Oberschule und bleibt dort auch zehn Jahre. Sie ist eine gute Schülerin, obwohl sie sich nie besonders anstrengt und eher faulenzet und mit Freunden spielt, als für die Schule zu lernen. Dennoch fliegen ihr die guten Noten einfach so

zu, ohne dass sie sich als Musterschülerin herausstellt. Ines ist dann schon eher bei den Kindern dabei, die Blödsinn anstellen.

Vier Jahre nach der Geburt ihres ersten Bruders, wird ihr jüngster Bruder geboren. Sie muss für die beiden in eine Art Mutterrolle schlüpfen und schon zeitig Verantwortung übernehmen, da ihre Eltern oft arbeiten sind. Zum Beispiel muss sie sie noch vor der Schule in den Kindergarten schaffen und nachmittags wieder abholen. Um sich auch ab und zu eine Auszeit von der Verantwortung nehmen zu können, unternimmt sie viel mit ihren Freundinnen und Freunden. In den Neubaublocks wohnen unheimlich viele Kinder in ihrem Alter. Sie bilden Banden und erkunden zusammen das Haldengelände. Ines ist dabei oft die verwegene Anführerin, die allen sagt, wo es langgeht. Die Kinder werden magisch angezogen von den Schlammteichen und allem, was so über die Jahre weggeworfen wurde. Das alles wird noch abenteuerlus-



*Die große Schwester bei der Schuleinführung ihres Bruders 1972.*

tiger durch die Tatsache, dass das Herumschnüffeln auf dem Gelände eigentlich verboten ist. Gegenüber von der Berufsausbildung und dem Rechenzentrum gibt es auch einen riesengroßen, glattbetonierten Parkplatz. Ines lernt dort mit ihren Freunden Rollschuh- und Fahrradfahren. Bei so viel Platz und Gelegenheit zum Spielen wird ihnen nie langweilig. In der Schäferei in Hainsberg wird im Winter Schlitten gefahren. Sie binden so viele Schlitten hintereinander, wie es nur geht und dann rauschen sie den Berg hinunter. Auf dem vereisten Bolzplatz wird Schlittschuh gelaufen.

Die Schule verordnet klassenweise Arbeitseinsätze, wie beispielsweise das Streichen von Geländern. Ines drückt sich nie. Da ist sie mit ihren Freundinnen zusammen und es bieten sich großartige Möglichkeiten irgendetwas Lustiges anzustellen.

Ines will nicht nur ihre unmittelbare Umgebung entdecken, sondern am liebsten die ganze Welt. Viel zu oft hat sie Fernweh nach Ländern, in denen sie noch nie war, nach Kulturen, die sie noch gar nicht kennt und nach Menschen, mit denen sie noch nie gesprochen hat. Als Ines gerade zwölf Jahre alt ist, bekommt sie die Möglichkeit, nach Italien zu reisen. Durch die gute Beziehung der SED – Sozialistische Einheitspartei Deutschlands – und der Kommunistischen Partei Italiens wird ein Austausch von Kindern für drei Wochen organisiert. Es ist und bleibt ihr ein absolutes Rätsel, wie man damals auf Freital kommt, aber letztendlich dürfen drei Jungs und drei Mädchen die Reise nach Italien antreten. Ines ist eine von ihnen. Ein paar Tage sind die Kinder in Florenz, ein paar Tage in Mailand. Sie werden überall herumgeführt und sehen Kunstwerke wie den Palazzo Medici Riccardi

oder die David Statue. Ines fühlt sich etwas überfordert. Sie kann noch nicht viel mit der geballten Kunst anfangen. Gleichzeitig wird zu Hause der Druck auf sie viel größer, weil sie eine der Auserwählten ist, die bis nach Italien reisen darf. Plötzlich ist sie die Vorzeigeperson, die sie nie sein wollte. Eine Woche sind die sechs Kinder auch in einem internationalen Ferienlager. Zum ersten Mal lernt Ines Japaner kennen, die dann beim Morgenappell nicht wie sie ihre Pionierkleidung, sondern ihre eigene traditionelle Kleidung tragen. Sie ist fasziniert. Mit der Verständigung ist es schwierig. Es gibt zwar eine Dolmetscherin, die Russisch und Italienisch übersetzt, aber damit kommt sie bei den Japanern nicht weit. Ihr klägliches Englisch, was sie erst seit einem Jahr in der Schule lernt und von dem nur „Good morning“ hängen geblieben ist, bringt sie kein Stück weiter. Letztendlich muss man sich dann doch mit Händen und Füßen behelfen. Für die letzte Woche wird jedes Kind bei einer einheimischen italienischen Familie untergebracht. Ines kommt bei einer Familie mit zwei Kindern, einem Jungen und einem Mädchen unter. Sie ist überrascht, dass die Familie ganz anders lebt als sie zu Hause.

Nach der achten Klasse schafft es Ines nicht auf die EOS – die Erweiterte Oberschule. Ihre Noten sind anscheinend doch nicht gut genug, vor allem in Mathe. Ines ärgert sich: Wenn sie sich ein bisschen mehr angestrengt hätte, hätte sie es locker geschafft. Hinzu kommt allerdings, dass Jugendliche bevorzugt werden, die eine Offizierlaufbahn einschlagen wollen und die Plätze an der EOS beschränkt sind. Ihr großer Traum, Gerichtsmedizinerin zu werden, zerplatzt damit auf einmal. Aber das Leben geht weiter für Ines und sie muss sich einen

anderen Traumberuf überlegen. Tierpflegerin käme für sie ebenfalls in Betracht, aber auch hier sind die Ausbildungsplätze begrenzt. Ein wenig Zeit bleibt ihr noch zum Träumen und Überlegen.

Mit ihren Freunden und Freundinnen ist sie viel in Freital unterwegs. Ein Treffpunkt der Jugendlichen ist der Platz des Friedens. Eines Tages, als sie gerade dort mit ihren Freunden herumlungert, lernt sie einen Jungen ihres Alters aus der Schillerschule kennen. Es ist Steffen. Die beiden können sich ganz und gar nicht leiden. Ihre Freunde sehen das allerdings ganz anders und versuchen alles, um die beiden zusammenzubringen. Sie finden nämlich, dass die beiden wie füreinander geschaffen sind. Und es klappt wirklich. Offensichtlich haben ihre Freunde ein gutes Gespür. Ines und Steffen verlieben sich und es entwickelt sich eine innige, vertrauensvolle und tiefe Liebe.

Nachdem sie so gut wie alle Sportarten ausprobiert hatte, entschließt sich Ines für ihre zwei liebsten: Volleyball und Sportakrobatik. Am Ende der neunten Klasse erkrankt sie unerwartet und lebensgefährlich. Sie muss mit dem Sport für eine Zeitlang aufhören. Sobald sie wieder genesen ist, macht sie weiter – diesmal allerdings nicht mehr im Verein.

Das Ende der zehnten Klasse rückt immer näher und Ines hat sich noch nicht entschieden, was sie nach der Schule tun möchte, bis sie schließlich doch noch einen Gedankenblitz hat. Da es mit Medizin und Tierpflegerin nichts wurde, muss etwas anderes her: Ines war schon immer fasziniert von der Arbeit ihres Vaters. Er ist Elektriker im Edelstahlwerk und im ganzen Wohngebiet immer als helfende Hand zur Stelle. Seine Leidenschaft

sind Modelleisenbahnen. Im Keller hat er eine riesen-große Eisenbahnanlage. Und auch in ihrem neun Quadratmeter großen Kinderzimmer ist noch eine Eisenbahnplatte mit drei Etagen montiert. Alle fiebern immer, dass endlich Weihnachten wird. Dann wird sie runtergeklappt. Das ist zwar immer sehr eng, aber Weihnachten und Eisenbahn gehören für Ines einfach zusammen. Sie liebt es, wenn sie ihren Vater dabei beobachten kann, wie er all die Kleinteile zusammenbastelt, klebt und lötet. Zufälligerweise entsteht auch gerade zu dieser Zeit ein neues Berufsbild für Frauen: Betriebs-, Mess-, Steuer- und Regeltechnik. Es ist sehr selten, dass Frauen einen handwerklichen Beruf ausüben können, aber für Ines passt alles zusammen. Entschlossen, diesen Berufsweg einzuschlagen, beendet sie die zehnte Klasse.

Zu Steffens Abschlussfeier, die einen Tag eher stattfindet als ihre eigene, verloben sich die beiden. Ines ist glücklich und es ist zusätzlich eine Motivation, wieder nach Freital zurückzukommen, wenn dort jemand auf sie wartet. Nun muss sie die Verlobung noch irgendwie ihren Eltern beibringen. Nur wie? Am folgenden Abend ihrer eigenen Abschlussfeier nutzt sie die Gunst der Stunde, als alle schon nicht mehr so ganz nüchtern sind, um ihren Eltern alles zu beichten. Ihre Mutter findet das gar nicht lustig und schaut Ines schockiert an. Ihr Vater hingegen ist begeistert, lacht und spendiert eine Runde für den ganzen Saal. Er nimmt es einfach an, dass sie alt genug ist, ihre eigenen Entscheidungen für ihr Leben zu treffen. Immerhin hat sie schon früh Verantwortung für ihre Brüder übernommen.

Ihre Ausbildung dauert insgesamt zweieinhalb Jahre. Die schulische Ausbildung findet in Leipzig statt. Manch-

mal können die Mädchen ihre Lehrer überreden, zur jährlichen Handelsmesse gehen zu dürfen. Ines fühlt sich wohl in der Stadt – prall voll Leben und mit internationalem Flair. Besonders begeistert ist sie auch von dem breiten Angebot an Kunst und Kultur. So besucht sie regelmäßig das Gewand- oder das Schauspielhaus. Gleichzeitig hält sie auch den Kontakt zu ihrer Familie und ihrem Verlobten in Freital. Ihrer Familie zuliebe und um den Erwartungen gerecht zu werden, tritt Ines in Leipzig auch in die SED ein.

Mit 17 Jahren wird Ines schwanger. Die Ausbildung will sie auf keinen Fall abbrechen. Glücklicherweise darf sie das letzte halbe Jahr in den Buntgarnwerken in Freital-Hainsberg absolvieren und muss nicht mehr nach Leipzig. Ines und Steffen leben in der elterlichen Wohnung auf engstem Raum. Die Eltern wollen gern, dass das Kind ehelich auf die Welt kommt. Auch die Tatsache, dass ein Ehekredit ihr zukünftiges Leben erleichtern würde, ist verlockend. Und: Die beiden lieben sich inniglich. So wird die Hochzeit für Oktober 1981 geplant.



*Erster Anlauf 1981.*

Ein passendes Hochzeitskleid zu finden, stellt sich allerdings als Herausforderung dar: Es gibt einfach kein Kleid, in das Ines im sechsten Monat ihrer Schwangerschaft passen könnte und das sie sich dann auch noch leisten kann. Nach langem Suchen findet sie einen wunderschönen hellblauen Stoff, aus dem sie dann zwei Tage vor der Hochzeit mithilfe eines Storchenschnabels und eines kleinen Schnittmusters ihr eigenes Kleid näht. Der Storchenschnabel ist ein technisches Zeichengerät, mit dessen Hilfe Zeichnungen maßstabsgerecht vergrößert werden können. Stolz trägt sie es zur Hochzeit und fühlt sich wie eine Märchenprinzessin.

Im Januar 1982 kommt ihre Tochter auf die Welt und die kleine Familie zieht in ein Haus nach Zuckerode. Die Toilette ist über den Hof und nur in der Küche gibt es fließendes Wasser. Im Nachhinein muss sie um die Wohnung kämpfen, da sie keine Zuweisung hatten, sondern einfach eingezogen waren. Für die beiden noch sehr jungen Eltern ist das alles eine große Herausforderung, aber auch ein Abenteuer. Sie bekommen viel Unterstützung von der Familie, zum Beispiel wenn die Tochter übers Wochenende bei der frischgebackenen Oma bleiben darf. Im März geht Ines zur Nachprüfung und verteidigt ihre Hausarbeit. Sie besteht, wird als Facharbeiterin „freigesprochen“ und arbeitet in der Spinnerei weiter als Betriebsmesstechnikerin. Sehr bald darauf wird sie erneut schwanger und bekommt im Januar 1983 einen Jungen. Bis 1987 wohnen die vier in dem Haus in Zuckerode. Dann ziehen sie direkt an die Spinnerei, wo sie bis zur deutschen Wiedervereinigung leben.

Ines ist in der FDJ aktiv und macht eine Ausbildung in Gesellschaftswissenschaft, die als Fachschulstudium

eingeorndet wird. Die politische Einstellung ihrer Großeltern, die Toleranz und Güte anderen Menschen gegenüber hat auch ihre politische Einstellung geprägt. Sie besteht mit Auszeichnung und wird prompt bei der SED-Kreisleitung eingestellt, wo sie den Bereich „Jugend und Sport“ verwaltet. Steffen wird so unter Druck gesetzt, dass er schließlich auch Parteimitglied wird und anschließend zur Armee geht. Zu dieser Zeit wird ihr Sohn sehr krank durch die kaputte, nasse Wohnung. Sie ist verzweifelt. Obwohl es in der Realität ganz anders aussieht und sie am eigenen Leib erfährt, wie es ist, wenn man sein Leben in die eigene Hand nimmt, muss sie weiter den Sozialismus preisen. Das kann sie nicht mehr. Von der Staatssicherheit wird sie zusätzlich sehr genau beobachtet. Irgendwann wird ihr alles zu viel. Ines verweigert die Arbeit und verbarrikadiert sich zu Hause mit ihren beiden Kindern. Sie hat richtig Angst. Ines wird entlassen, bekommt aber andere Arbeitsangebote. Nach ihrer Entlassung geht sie im Mai 1988 ins Edelstahlwerk und ist dort bis zur Wiedervereinigung in der Personalabteilung tätig.

Der Sommer 1989 wirkt auf Ines fast surreal: Immer mehr ihrer Freunde samt Familien gehen weg und kommen nicht wieder. Alles ist ungewiss und sie hat ein bisschen Angst um ihre Zukunft. Nach der Wiedervereinigung schmeißen Ines und ihr Mann ihre Parteimitgliedsausweise endlich in den Ofen und können ohne Angst vor Konsequenzen für ihre Kinder austreten – ein befreiendes Gefühl für beide. Beruflich sieht es allerdings nicht so gut aus: Ihren Job in der Personalabteilung gibt es nicht mehr und sie beginnt in der Abteilung Lehrausbildung in der Großküche. Es ist ein körperlich unfassbar



*Die jüngste Tochter ist geboren, 1993.*

anstrengender Job und sie ist froh, als sie dann doch wieder im Edelstahlwerk, diesmal in der Materialwirtschaft anfangen kann. 1991 wird sie wieder entlassen und besucht Weiterbildungslehrgänge für Betriebswirtschaft. Ihr BWL-Studium finanziert sie selbst, bis sie es 1993 aufgeben muss: Ihre jüngste Tochter kommt auf die Welt und ein Studium kann sie sich nun finanziell nicht mehr leisten. Die nächsten drei Jahre bleibt Ines zu Hause und kann nun viel Zeit mit ihrem Kind verbringen, Zeit die sie für die beiden Großen nicht hatte. Politisch zieht sie sich zunächst völlig zurück, bis sie Elternsprecherin an der Pestalozzischule wird und dafür kämpfen muss, dass die Schule nicht geschlossen wird. Dabei lernt sie viele Politiker kennen und findet Menschen, die ähnliche Wer-

te wie sie unterstützen. 1998 tritt sie der Partei „Bündnis 90/Die Grünen“ bei und beginnt im Jahr darauf eine Umschulung zur Fachinformatikerin für Anwendungsentwicklung. Einen Job zur Jahrtausendwende zu finden ist allerdings fast unmöglich, also bleibt Ines noch weiter zu Hause, arbeitet ehrenamtlich im Frauenzentrum und nimmt Kontakt zu Politikern auf, wobei sie sich auch viel für die Gleichstellung von Frau und Mann einsetzt.

2001 kandidiert Ines für die Grünen als Oberbürgermeisterin in Freital und bleibt bis heute die einzige Frau, die für dieses Amt angetreten ist. Sie investiert allerdings so viel Kraft in ihre Arbeit, dass darüber ihre Ehe in die Brüche geht: Ines und Steffen trennen sich. Jeder muss nun seiner eigenen Wege gehen. Sie ist am Boden zerstört. Ab sofort steht sie auf eigenen Füßen, hat aber immer noch keine Arbeit. Nach all dem Auf und Ab kommt Ines an einem absoluten Tiefpunkt ihres Lebens an. Ihren Alkoholproblemen begegnet sie mutig und entschlossen mit einer Entziehungskur, setzt damit einen Schlussstrich und fasst neuen Lebensmut, sich ihren Platz in der Gesellschaft zurückzuerkämpfen. Im Sommer 2003 stapft Ines ins Arbeitsamt, fest entschlossen, jeden Job zu nehmen, den sie kriegen kann. Sie landet bei der Obsternte und erfährt plötzlich, wie schlecht die Arbeitsbedingungen in manchen Berufen sind. Ines beschwert sich und löst eine Welle an Debatten über gerechte Löhne aus. Prompt bekommt sie einen Anruf einer Abgeordneten und einen Job bei dieser im Büro. Dafür zieht sie nach Dresden, fühlt sich da aber nicht wohl. Die Großstadt mag sie nicht. Zwischenzeitlich arbeitet sie auch in Pirna. Heute ist Ines Landtagsabgeordnete.

Ihre sehr kurze Beziehung in Dresden geht wieder auseinander und Ines zieht wieder in ihre Heimatstadt Freital zurück, wo ihre ganze Familie lebt. Sie verliert nie den Kontakt zu Steffen. Als ihr erster Enkelsohn auf die Welt kommt, rückt die Familie enger zusammen. Der größte Wunsch ihrer Kinder ist jedoch, dass die Eltern wieder zueinanderfinden. Sie drängeln so lange, bis sie 2008 nachgeben und einen Urlaub mit der jüngsten Tochter machen. Dort sprechen sich die beiden aus. Beide sind gemeinsam durch dick und dünn gegangen und haben so viele schöne Momente zusammen erlebt, die sie um nichts in der Welt eintauschen würden. Und sie stellen fest, obwohl beide zwischendurch in einer anderen Beziehung waren, konnte doch niemand den jeweils anderen ersetzen – ihre große Liebe. Nach dem Urlaub ziehen die beiden wieder zusammen und heiraten 2010 ein zweites Mal. Bis heute sind die beiden zusammen, einer hält dem anderen den Rücken frei. Dieses Mal geben sie sich mehr Raum und sind toleranter gegenüber den Interessen des anderen. Sie genießen die Zeit mit ihrer Familie, ihren Kindern und inzwischen auch schon sieben Enkelkindern, die sie mit aller Kraft und ganz viel Liebe unterstützen.

Als es ab 2015 zur Krisensituation in Freital kommt und das Image von Freital immer mehr von der Terrorgruppe Freital eingenommen wird, überlegt Ines eine Zeitlang aus Freital wegzuziehen, entscheidet sich aber dann doch dafür, Freital nicht den Rücken zu kehren. Sie nimmt als Pflegemutter den geflüchteten Romeo in die Familie auf, den sie durch ihre ehrenamtliche Arbeit in der Geflüchtetenhilfe kennenlernt. Sie hat es nie vergessen: Wo zwölf Menschen an einem Tisch sitzen, hat auch



*Lass uns fliegen, wir schaffen alles. Die stolze Oma am Platz der Jugend, 2021.*

ein dreizehnter Platz. Obwohl er zum heutigen Zeitpunkt volljährig ist, hat die Familie nie daran gedacht, ihn nicht als ihren Sohn, Bruder und Enkel zu betrachten. Jetzt kann sie selbst ein Vorbild für andere sein, wie ihre Großmutter einst für sie. Durch ihren politischen Einsatz kämpft Ines aktiv für Gerechtigkeit, wie sie es sich schon als kleines Schulmädchen erträumt hat.

# Eine, die strahlt und Mut macht, auch wenn das eigene Herz blutet

Claudia Irén Mihaly-Anastasio

**D**ie erste erwachsene Person, die Claudia in Freital kennenlernt, ist ihre Grundschullehrerin Frau Rost. Als sie den Namen vor der ersten Begegnung hört, malt sie sich in ihrer kindlichen Fantasie als Sechsjährige das Bild einer rothaarigen, verrosteten Frau aus. Diesem Bild entspricht Frau Rost so gar nicht, als sie sich zum ersten Mal treffen.



*Spaß beim Dreiradfahren mit drei Jahren.*

Claudias Mutter zieht mit ihren beiden Töchtern 1981 von Schkeuditz nach Freital in die Krönertstraße. Das ist Claudias Viertel. Dort wird sie groß. Dort wachsen ihre Wurzeln.

Fast ihre gesamte Schulzeit erlebt Claudia – ein wilder Wirbelwind – in der Pestalozzischule. Nach der Wende darf sie im Schulklub mitmachen. Weil dieser sehr aktiv ist, gibt es eine Auszeichnungsreise in die große Welt nach Paris mit Notre Dame und Lichterfahrt auf der Seine. Claudias erste Auslandsreise.

Dreh- und Angelpunkt in ihrer Freizeit als Jugendliche ist die Moze, das Jugendklubhaus in der Mozartstraße. Dort trifft sie ihre Freunde. Im Moze-Café wird geknutscht, gelacht, werden Probleme gewälzt und noch so viel mehr. Die Zeit ist unbeschwert und leicht. Am Nachmittag ist Treffen im Moze-Café und abends geht es zur Party. Manchmal bleibt Claudia mit ihren Freunden auch bis abends in der Moze. Ansonsten ist Action angesagt. Montag ist Schontag, Dienstag ist Disko im „Goldenen Löwen“, Mittwoch von 17.00 bis 22.00 Uhr in der Moze, Donnerstag im Klub der Edelstahlwerker, Freitag im BC, Samstag auf den Dörfern und Sonntag im BC. Zur Knacke in Freital-Burgk ist Claudia immer gelaufen und

im Winter bei Schnee nach der Party in Somsdorf auf Plastiktüten den Berg wieder runtergerutscht. Langweilig ist es nie.

In der Moze ist manchmal richtig was los. In der Zeit so kurz nach der Wende formt sich alles neu, ist im Aufbruch, auf der Suche nach einer eigenen Identität und Halt inmitten eines gesellschaftlichen Umbruchs. Bei einem Konzert fallen rechte Jugendliche ein, werfen Farbbomben und Molotow-Cocktails. In Sekunden ist alles voll Rauch und nichts mehr zu sehen. Alle rennen durcheinander, keiner weiß, was gerade passiert. Polizei kommt. Genau zu dieser Veranstaltung hat Claudia als eiserner Madonna-Fan den DJ-Zwillingen ihre mühsam ersparte Madonna-Schallplattensammlung gegeben. Nach dem Angriff rennt sie voll Angst um ihre Plattensammlung zu den DJs und ruft aufgeregt: „Gebt mir meine Platten zurück!“ Ihre Sammlung will sie nicht verlieren.

Meist geht es fröhlich und unbeschwert zu. Bis dann ein Mittwoch alles verändert. Einer der Freunde, mit dem sie alle am Vorabend zusammengesessen, gespielt und viel Spaß hatten, springt in der Nacht zum Mittwoch vor einen Zug und stirbt. Das ist ein Schock, der alle erstarren lässt. WARUM? Leere, Verzweiflung, Hilflosigkeit liegen zentnerschwer in der Luft. Claudia und ihre Freunde treffen sich auf dem Bahnhof, zünden Kerzen an und stellen stumm ihre Fragen. Niemand antwortet. Die Verzweiflung, die Ohnmacht wachsen so stark an, dass zwei Wochen später die nächsten beiden Freunde denselben Weg gehen und sich das Leben nehmen. Das lähmt alle. Der Schrecken scheint kein Ende zu nehmen. Die Angst ist greifbar, dass das nicht steuerbar, nicht aufzuhalten

## *Claudia Irén Mihaly-Anastasio*

*Geboren am 9. August 1974 in Schkeuditz*

*Aktiv als:*

*Stadträtin*

*Geschäftsfrau mit dem eigenen Frisörsalon*

*Barber Angel*

*In Freital zu leben bedeutet für mich:*

*Freital ist eine ganz tolle Stadt. Mehr Miteinander wäre schön.*

*Ich kann Dinge bewegen und vorwärtsbringen.*

*Lebensmotto:*

*Geht nicht, gibt es nicht.*



*Mittendrin für 100 Jahre in Freital.*

ist. Und die Frage nach dem Warum bleibt im Raum stehen – für immer. Ein vierter Freund folgt später. Es ist bis heute unbegreiflich und bis heute ist der Schmerz spürbar. Claudia spürt in dieser Zeit plötzlich einen großen Respekt vor dem Leben und wie wertvoll es ist. Sie sieht, wie von einem Moment auf den anderen alles vorbei sein kann und begreift, welcher Schatz das eigene Leben und das Leben anderer ist. Diese Wochen wiegen sehr schwer, jedoch die Erde dreht sich weiter, obwohl sie gefühlt stillsteht. Nach jeder Nacht bricht ein neuer Tag an und es muss weitergehen, auch wenn die schweren Gedanken lange sehr präsent sind. Claudia schaut nach vorn.

Sie beginnt eine überbetriebliche Ausbildung zur Frisörin in Brand-Erbisdorf. Schon als kleines Mädchen ist sie oft im Frisörsalon in ihrer Straße zu finden, hängt Handtücher auf, fegt Haare zusammen. Mit zwölf probiert sie ihren ersten Haarschnitt. Nie will sie etwas anderes werden als Frisörin. Als Frisör kann man andere glücklich machen. Sie ist auf dem Weg, genau das zu tun. Sie wohnt exakt acht Wochen im Lehrlingswohnheim. Das ist so gar nichts für sie. Sie will zurück nach Hause und zwingt sich trotz Angst vor dem Straßenverkehr zur Fahrschule. Sie wollte nie selbst Auto fahren. Ihre Mutter hat sie einfach angemeldet. In vier Wochen und drei Tagen schafft sie den Führerschein. Von da an kann sie mit ihrem Trabi, der hellblauen Pappe zur Schule fahren. Die überbetriebliche Frisörausbildung ohne Praxis, nur an Kunstköpfen füllt sie nicht aus. Sie vermisst den Kontakt zu den Menschen und möchte lebendige Personen und nicht Puppen frisieren. Sie findet ein Friseurgeschäft, das sie ausbildet, was sich jedoch sehr schwierig

gestaltet. Claudia versucht alles, schafft es anderthalb Jahre und findet sich in einem Burnout wieder. Die Friseurinnung hilft ihr nach der Genesung sehr und vermittelt eine neue Lehrstelle in Obercarsdorf. Nebenbei hilft sie im Geschäft von Tante Heidi, die ihr wie eine zweite Mutter ist. Dort lernt sie richtig viel über das Friseurhandwerk. Mit Bravour beendet sie ihre Ausbildung und beginnt mit dem Tag der Prüfung bei Tante Heidi zu arbeiten. Ihre Arbeitszeit von 11.00 bis 21.00 Uhr liebt sie, ebenso wie den Kontakt zu den Kundinnen und Kunden. Sie hört zu, tröstet, macht Mut. Natürlich frisiert sie dabei die Haare. Claudia hat ein Gespür für die passende, individuelle Frisur. Mit einem guten Gefühl verlassen die Kunden das Geschäft. Es ist Claudia ein tiefes Bedürfnis, anderen Menschen mit Optimismus und Zuversicht zu begegnen.

Claudia wird schwanger. Die Beziehung geht auseinander. Es ist die kürzeste Trennung ihres Lebens. Sie verliert alles und steht mit nichts da. Was nun? Sie findet auf der Wehrstraße eine Wohnung, nur mit einem Küchenofen und einfachverglasten Fenstern. Im Winter frieren die Wände ein. Andere würden sagen, es ist ein Abrisshaus. Für Claudia ist es ihr Zuhause. In die Stube stellt sie einen Ölofen, der regelmäßig explodiert, weil die Handhabung nicht ganz einfach ist. Die weiße Schrankwand ist jedes Mal voll von schwarzem, klebrigem Ruß. Claudia lässt sich nicht unterkriegen. Sie putzt einfach jedes Mal wieder. In den Keller stellt sie eine Duschkabine, weil in der Wohnung kein Platz ist. Im Januar 1997 kommt Vincent zur Welt. Von da an wohnen sie zu zweit dort. Der Winter ist eisig – nicht nur draußen, auch in der Wohnung. Die Wände beklebt sie mit Styropor und

die Fenster hängt sie mit Decken zu, damit es ein wenig warm drin wird. Wenn es Nacht wird, zieht Claudia ihren kleinen Sohn dick an, baut ihm in ihrem Bett ein kleines Nest, damit er es warm an Mamas Seite hat. Zwei Jahre wohnen sie dort. Dann findet sie durch Zufall nach längerer Suche eine Vierraumwohnung auf der Krönertstraße 22. Was für ein Glück! Die Miete in der noch unsanierten Wohnung ist sehr preiswert. Es ist für Claudia und ihren Vicent ein kleines Paradies mit einer Badewanne, einer Gastherme und einem super Fußbodenbelag. Als das Haus saniert wird, muss sie eine neue Wohnung suchen. So zieht Claudia um in die Krönertstraße 8. Sie bleibt in ihrem Viertel.

Eines Abends ist sie mit Freundinnen in Dresden unterwegs. Es soll ein fröhlicher Abend werden. Auf dem Weg in eine Bar geht ein Mann an ihr vorbei. Sie ist wie vom Blitz getroffen und kann den Blick nicht von ihm wenden. Schließlich dreht sie sich zu ihren Mädels um und sagt: „Das ist er. Den heirate ich. Von dem will ich Kinder.“ Das ist Giuseppe. Am nächsten Tag zieht Giuseppe zu Claudia und einige Zeit später kündigt sich Töchterchen Chiara an. Giuseppe bringt auch eine Tochter mit. Dann folgen die Söhne Francesco und Fabio. Claudia ist eine Vollblutmama. Für ihre Kinder geht sie durchs Feuer. 2006 verollständigt Andrea die Familie.

2010 nimmt Claudia ihre 2.500 gesparten Euro und allen Mut zusammen und eröffnet ihren eigenen Friseursalon im Bienenhof in Freital-Potschappel. Giuseppe baut alles, was erforderlich ist, renoviert, klempnert. Claudia richtet den Salon ein. Stolz eröffnet sie ihr eigenes Geschäft. Das Handwerk beherrscht sie. Alles andere, was dazugehört, lernt sie und sie sieht keine Probleme,

nur Herausforderungen, die gemeistert werden wollen. Claudia hat ein großes Herz für alle Menschen. So ist es ihr von Anfang an ein Bedürfnis, auch denen einen Friseurbesuch zu ermöglichen, die es sich nicht leisten können und sie verteilt Gutscheine für diese Menschen. Sie weiß, wieviel eine Frisur zum persönlichen Wohlbefinden beiträgt. Dankbar wird ihr Angebot angenommen. Sie hat ein offenes Ohr für alle und deren kleine und große Freuden und Sorgen.

Claudia liebt ihr Leben, ihre Familie, ihre Arbeit. Sie liebt das pralle Leben zu Hause, das fröhliche Geplapper und Lachen ihrer Kinder, wie sie sich entwickeln. Sie ist da, wann immer sie gebraucht wird und sie kämpft entsprechend ihrem Sternbild wie eine Löwin, wenn eines ihrer Kinder Probleme hat.



*Einsatz als Barber Angel - Friseurengel.*

Claudia bemerkt, wie Francesco beginnt ein Bein nach-zuziehen. Sie geht anderthalb Jahre lang von Arzt zu Arzt. Sie bekommt zu hören, dass das psychosomatisch ist, dass ihr Sohn simuliert, dass Claudia das Münchhausensyndrom hat und noch viele andere Dinge. Die Lehrer in der Schule sagen ihr, sie soll endlich zum Arzt gehen, ob sie nicht bemerkt, dass ihrem Sohn etwas fehlt. Jede Nacht sitzt sie an seinem Bett und schmiert Placebos, weil sie ihn nicht mehr mit Schmerzmitteln vollpumpen will. Sie verlangt ein MRT und bekommt zu hören, dass es nicht angebracht ist, mit Kanonen auf Spatzen zu schießen. Sie weint bitterlich und fühlt sich wie in einem Hamsterrad. Aber sie gibt nicht auf und bekommt die Adresse eines Orthopäden in Ulberndorf. Er hat Francesco laufen lassen, ihn untersucht und gesagt, dass er eine Vermutung hat. Die Hüfte muss geröntgt werden. Etwas irritiert, weil ja das Schienbein schmerzt, lassen sie die Hüfte röntgen. Der Arzt sieht die Röntgenbilder an, schaut auf Francesco, auf Claudia, wieder auf die Bilder und auf die beiden. Schließlich sagt er, dass er diese Diagnose vor 15 Jahren zum letzten Mal hat stellen müssen. Claudia wird hellhörig und fragt sich, was jetzt kommt. Er sagt: „Ihr Sohn ist an Morbus Perthes erkrankt.“ Der Arzt erklärt, dass über eine Operation nachgedacht werden sollte und die Behandlung auch eine gewisse Zeit im Rollstuhl bedeutet. Okay, das ist normal, dass man nach einer Hüftoperation auch im Rollstuhl sitzt. Claudia ist froh. Endlich gibt es eine Diagnose. Sie hat sich gefreut wie ein Kind. Das bedeutet, endlich kann etwas getan werden. Auf dem Rückweg ruft sie ihre Mutter an und berichtet glücklich, dass es eine Diagnose gibt, dass Francesco geholfen werden

kann. Zuhause angekommen setzt sie sich an den Laptop und liest, was das bedeutet. Claudia war noch nie hysterisch in ihrem Leben. In diesem Moment kippt alles. Diese Diagnose will sie nicht. Da steht: lebenslange Gehbehinderung, künstliche Hüfte bis Querschnittslähmung – das volle Programm. Das wird sie nicht akzeptieren. Auf keinen Fall. Nach dem ersten Schock kommt die Löwin wieder hervor. Am folgenden Tag ruft sie in der Uniklinik in Dresden an und will den Chefarzt der Kinderorthopädie sprechen. Die Schwester teilt ihr mit, dass der nächste freie Termin im Mai ist. Es ist Januar. Claudia erklärt der Schwester nachdrücklich, dass sie eine Diagnose erhalten hat, mit der sie nicht leben kann. Die Schwester fragt nach und ohne jede weitere Diskussion bekommen Francesco und Claudia für zwei Tage später einen Termin. Nach der Untersuchung sagt der Arzt, dass dringend eine Operation notwendig ist, weil die Krankheit schon im dritten Stadium fortgeschritten ist. Ansonsten wird er nie wieder laufen. Er lässt für den kommenden Montag alle Operationen absagen und fragt Claudia, ob sie bereit ist, an einer Studie über die Krankheit teilzunehmen. Sie stimmt allem zu. Hauptsache, Francesco wird geholfen. Die Operation dauert ungefähr sieben Stunden. Francesco lacht, als er in den Operationssaal gebracht wird und kommt lachend wieder raus. Nach zirka einer Woche kommt die niederschmetternde Nachricht, dass Francesco nie wieder laufen wird. Der kleine tapfere Junge fragt Claudia im Krankenhaus: „Mama, warum gerade ich?“ Claudia sagt, dass sie das auch nicht weiß. Eine Weile später strahlt er seine Mama an und sagt: „Ich weiß, warum gerade ich. Weil der weiß, dass ich das schaffe!“. Was

für ein Jungel! Claudia läuft das Herz über vor Liebe und Stolz. Francescos Satz in der folgenden Zeit ist: „Ich bin nicht behindert. Ich bin gehverhindert.“

Nach der Operation beginnt ein Kampf darum, in welche Schule er gehen kann. Nach vielen Gesprächen und einer langen Suche wird Francesco in der Grundschule Zauckeroode aufgenommen. Ein halbes Jahr vergeht. Allerdings muss er die erste Klasse wiederholen.

In dieser Zeit erleidet Giuseppe drei Herzinfarkte. Francesco benötigt rund um die Uhr Pflege und bekommt nur Pflegestufe eins. Ein Jahr zuvor hatte Claudia ihren Salon eröffnet. Claudia erklärt bei der Krankenkasse die ganze Situation, bittet um Hilfe. Die erhoffte Unterstützung der Krankenkasse bleibt aus. Als Antwort bekommt Claudia zu hören: „Dann müssen Sie Ihren Laden schließen und aufs Amt stempeln gehen.“ – eine Antwort, die sie nie vergessen wird. Claudia wird in dieser Zeit unermüdlich von ihrer Mutter unterstützt. Dafür ist sie sehr dankbar. Francescos Ziel ist es, ohne Rollstuhl und selbstständig laufend in die Oberschule zu kommen. Gegen alle Prognosen schafft er es. Die ganze Familie ist stolz und glücklich. Claudia wird angesprochen, ob sie nicht im Stadtrat mitarbeiten möchte. Sie überlegt nicht lange und stimmt zu. Im ersten Anlauf wird sie gewählt. Seitdem arbeitet sie dort für die Freitalerinnen und Freitaler und vertritt deren Interessen.

Seit 2018 ist Claudia Mitglied der Barber Angel Brotherhood, dem Klub der Frisöre, der den Obdachlosen im Land gratis Haare und Bärte schneidet. Sie findet die Idee und die Umsetzung genial. Inzwischen hat sie die Leitung für Sachsen. Bei den Einsätzen lernt sie die ganze Bandbreite des Lebens kennen.

Claudia liebt das Leben und die Menschen. Sie liebt, was sie macht und macht es mit Herz und Seele. Sie hat gelernt, dass 70 Prozent der Dinge, die als Problem vor der Tür stehen, sich von selbst klären. Die anderen 30 Prozent geht sie beherzt an, um eine Lösung zu finden.



*Mein Halt, mein Anker, mein Zuhause - meine Mutter Beate Mihaly.*

# Ein Leben für Musik und Gemeinschaft

Karin Charles

**K**arin Hobmaier wurde am 16. Oktober 1934 in Zittau geboren und wuchs in Bautzen auf, wo sie die Volksschule besuchte. Es waren schwierige Zeiten. In diesen Jahren fiel oftmals die Schule aus und es galt, vielfältige Herausforderungen zu meistern. Schon in frühen Jahren verlor sie ihre kleine Schwester Annerose an eine schwere Krankheit. Trost und Halt gaben ihr die Musik und das Klavierspiel, dem sie von Anfang an sehr zugehtan war. Aber auch dies stellte eine Herausforderung dar, da nicht immer ein Klavier zur Verfügung stand. Zweimal musste Karin mit ihrer Familie fliehen: das erste Mal in Richtung Leipzig, über die Stationen Zeitz und Teuchern bei Weißenfels und das zweite Mal, als Bautzen zur Festung ausgebaut wurde in Richtung Böhmen nach Hirschberg. Da diese Stadt bald darauf bombardiert wurde, entschieden die Hobmaiers, wieder zurück ins heimatliche Bautzen zu gehen. Große Strecken liefen sie den beschwerlichen Weg zu Fuß. Die schlimmen Erlebnisse des Krieges, die Erlebnisse von Verlust und Tod ließen Karin bis zum Schluss nicht los und sie erzählte manchmal davon. 1945 endete der Krieg und alle konnten aufatmen. Die Hobmaiers begannen sich in Bautzen wieder ein neues Leben aufzubauen.



*Karin mit 18 Jahren.*

Im Alter von zwölf Jahren erhielt Karin zum ersten Mal Gesangsunterricht, bei weitem keine Selbstverständlichkeit zu dieser Zeit. Karins Eltern waren Gastronomen und führten das Hotel „Weißes Roß“. Sie wollten für ihre Tochter das Beste und waren der Meinung, dass die Musik zu einer umfassenden Bildung einfach dazugehörte und nicht nur die Ausbildung in Stenographie und Maschineschreiben, die Karin im Anschluss an die Volksschule absolvierte. Dass ihre Eltern so dachten war ein großes Glück, denn Karin blieb dem Gesang über die Jahre treu und lernte mit Liebe, Leidenschaft und Begeisterung. Es gelang ihr beim staatlichen Ensemble für sorbische Volkskultur vorzusingen und sie wurde mit einem der begehrten Engagements als Chorsängerin in diesem Ensemble belohnt. Die Entscheidung für die Musik war zu dieser Zeit, genau wie heute noch so oft, verbunden mit der Entscheidung gegen eine eigene Familie. Die Verbindung von beidem war früher ebenso schwierig wie heute. Die Tätigkeit im staatlichen Ensemble für Volkskultur gelang mit der tatkräftigen Unterstützung ihrer Mutter Dorothea. Sie ermunterte Karin dazu, ihrem Weg und ihrem Traum zu folgen – vielleicht auch, weil sie sich ihren eigenen Traum Lehrerin zu werden aus verschiedenen Gründen nie erfüllen konnte. Liebevoll kümmerte sie sich während der Proben, Auftritte und während der Reisen des Ensembles um ihren Enkelsohn Uve aus Karins erster Beziehung und unterstützte ihre Tochter, wo sie nur konnte. So gelang der Spagat zwischen Beruf und Familie halbwegs.

Während der zehn Jahre im sorbischen Ensemble bildete sich Karin weiter. Sie trat mit den Kolleginnen und

## *Karin Charles*

*Geboren am 16. Oktober 1934 in Zittau*

*Gestorben am 7. August 2020 in Freital*

*Aktiv als:*

*Musikerin, Sängerin, Pianistin  
Gesangslehrerin in der Musikschule  
im Chor des Musikvereins Freital  
Vereinsarbeit im Blindenverband*

*In Freital zu leben bedeutete für sie:*

*... die zwischenmenschliche Kommunikation zu pflegen  
und gemeinsame Erlebnisse im Umfeld mit der Gemein-  
schaft zu realisieren*

*Lebensmotto:*

*Ich will, ich kann, ich muss - es geht immer weiter!*

Kollegen in der ganzen DDR und im damals befreundeten Ausland auf.

Erfolgreich und mit Stolz bestand sie die Prüfung der staatlichen Bühnenreife für Ensemble. Dann ging es auch schon weiter. Karin wechselte zum Deutsch-Sorbischen Volkstheater in Bautzen und legte dort eine weitere Prüfung ab – die staatliche Bühnenreife für Theater. Rund fünf Jahre lang blieb sie dort und ging in ihrer Arbeit auf. Aufgrund ihrer besonderen Leistungen und der vielen hervorragenden Zeugnisse erhielt Karin ein Angebot für die Hochschule in Weimar und für ein Engagement als Solistin. Dafür hätte sie aber mit ihrer Mutter und ihrem damals vierzehnjährigen Sohn Uve nach Weimar umziehen müssen, was sie überhaupt nicht wollte. Sie wollte eher „ein bisschen zur Ruhe kom-

men". Deshalb sang sie erfolgreich in Görlitz vor und wechselte an das Gerhard-Hauptmann-Theater nach Görlitz, wo sie bis 1970 blieb.

Karin wusste schon, dass diese Anstellung nicht von Dauer sein konnte, denn seit einigen Jahren machten sich schon die ersten Probleme mit ihren Augen bemerkbar, die langsam über die Jahre zur völligen Erblindung führen würden. Deshalb absolvierte sie neben ihrem Beruf am Theater ein Abendstudium für Gesangspädagogik an der Hochschule für Musik und Theater Dresden. Damit konnte Karin einen neuen, jedoch immer noch musikalischen Weg einschlagen, denn von der Musik wollte sie sich auf gar keinen Fall trennen.

Von 1970 bis 1980 arbeitete Karin als Gesangspädagogin sowie als stellvertretende Direktorin an der Musikschule Görlitz und der dazugehörigen Zweigstelle in Zittau. 1976 nahm sie an einer Weiterbildung in Rammenau teil – einer Weiterbildung, die nicht nur in beruflicher Hinsicht Konsequenzen hatte. Denn dort lernte Karin Hobmaier einen überaus interessanten Mann kennen: den Chorleiter und Direktor der Musikschule Freital Günter Charles. Diese Begegnung läutete eine glückliche Zeit in ihrem Leben ein. 1978 besiegelten die beiden ihre Liebe mit dem Bund der Ehe und 1980 folgte Karin ihrem Mann nach Freital. „Das war die ideale Ehe“, sagte sie. „Wir hatten beide dieselben Interessen und den gleichen Bekanntenkreis und deshalb konnten wir immer den anderen und seine Bedürfnisse verstehen. Wenn bis abends halb zehn Unterricht war, dann war das eben so. Durch die gleichen musikalischen Berufe war unser Tagesrhythmus anders als in anderen Familien, aber das ging so auch ganz gut.“

Die Anfangszeit in Freital war glücklich, doch nicht ganz einfach. Das Paar bekam keine Wohnung. Erst über Beziehungen war es möglich, dass sie in ein Häuschen in Freital-Weißig einziehen konnten, in dem bereits eine achtzigjährige Frau lebte, deren Mann verstorben war. Karin und Günter Charles wohnten bescheiden und glücklich in der oberen Etage. Die Waschküche wurde zur Küche umfunktioniert. Karin kümmerte sich mit um die ältere Dame, besorgte Einkäufe, erledigte die Wäsche, half ihr im Haushalt und organisierte Geburtstagsfeiern oder Feiern zu anderen Anlässen für sie. Das Verhältnis war so gut, dass Karin und Günter Charles die Doppelhaushälfte von ihr kaufen konnten. 1988, nach dem Tod der Vorbesitzerin, begannen sie einiges umzubauen und alles zu renovieren und neu einzurichten. Jetzt nannten sie eine neue Küche und ein richtiges Wohnzimmer im Erdgeschoss ihr Eigen. Und jetzt wurden Karin und Günter wirklich heimisch hier. Beruflich ging es auch voran. Von 1980 bis 1994 bildete Karin als Gesangspädagogin in der Musikschule Freital mit Leidenschaft und strenger Disziplin zahlreiche Schülerinnen und Schüler aus und brachte sie zu Erfolgen in ihren eigenen musikalischen Laufbahnen. Ihre Erblindung schritt weiter fort und schränkte sie immer mehr ein. Aufgrund dessen und aufgrund ihres Alters musste sie sich schweren Herzens in den Ruhestand verabschieden lassen. Aber Karin Charles wäre nicht Karin Charles gewesen, wenn sie deshalb die Musik aufgegeben hätte. Mit Beharrlichkeit, einem starken Willen und einem klar definierten Ziel überstand sie alle Widrigkeiten des Lebens und der Gesundheit. Mit ihrem in Schüler- und Chorkreisen oft zitierten Leit-

spruch „Ich kann, ich will, ich muss“ wagte sie sich an neue Projekte und die Fortsetzung ihres musikalischen Wirkens. 1994 gründete sie gemeinsam mit ihrem Mann Günter und den Mitstreitern der ersten Stunde den Musikverein Freital. So konnte sie es ihren Schülerinnen und Schülern auch weiterhin ermöglichen, bei ihr Unterricht zu nehmen. Dies funktionierte, weil Karin alles auswendig konnte und ihre Finger auch blind die Tasten auf dem Klavier fanden. Das Haus der Familie

Charles entwickelte sich zum Treffpunkt für so viele musikbegeisterte junge Menschen.

Auch Günter erteilte dort lange Jahre über die Rente hinaus Geigen- und Klavierunterricht und das Haus war stets erfüllt von Klängen und von Lachen.

Karin und Günter wirkten in mehreren Chören der Umgebung und hinterließen mancherorts ihre musikalischen Spuren. Günter Charles hatte unter anderem die Leitung des gemischten Chores des Musikvereins inne



*Karin und Günter vorm Kachelofen.*

und es entspannen sich damit auch chorübergreifend wunderbare Projekte mit gemeinsamen Konzerten, etwa mit dem Poientaler Männerchor oder dem Chor von Naundorf-Niederbobritzsch.

Das Wichtigste war jedoch stets die Gemeinschaft, denn davon lebte Karins Seele. Der Austausch mit anderen und vor allem auch jüngeren Menschen hielt Karin jung im Geiste und körperlich aktiv. Dadurch konnte es für sie immer weitergehen.

Karin lernte Freital kennen, seit sie 1980 hier unterrichtete. All die baulichen Veränderungen, die der Stadt und der Gegend nach 1989 ein frisches, modernes Gesicht verliehen, konnte sie zwar nicht mehr sehen, doch sie erfuhr sie aus den Erzählungen und Beschreibungen anderer Menschen.

Immer nahm sie regen Anteil an den Menschen und der Stadt und kommentierte die Veränderungen auch gern mit spitzer Zunge und grundehrlich aus tiefstem Herzen.

Im täglichen Leben war Karin auf Hilfe angewiesen, wenngleich sie versuchte, so viel wie möglich allein zu erledigen. Bis zu seinem Tod im Jahr 2012 war ihr Mann Günter die helfende Hand in ihrem Leben. Danach gaben Freunde, Nachbarn und Bekannte immer mehr Unterstützung. Auch Karins Sohn Uve zog zu ihr nach Freital-Weißig, um für sie da sein zu können. Karin war zum Beispiel immer auf jemanden angewiesen, der sie fuhr, denn Autofahren konnte sie ja nicht.

Wenngleich sie ihr Augenlicht verloren hatte, ging sie für ihr Leben gern in die Oper, ins Theater und in Konzerte. Sie nahm regelmäßig an den Chorproben der Chöre teil, in denen sie sang, und lernte auch weiterhin neue Lie-

der. Dies war durch die Mitwirkung anderer Menschen möglich, die beispielsweise Lieder auf CD aufnahmen, die Karin dann anhören und nachsingen konnte.

„Der Wille versetzt Berge“, sagte Karin. „Wenn man sich gehen lässt, hat man verloren. Und das ist im Alter ganz schlimm. Das will ich nicht: Ich kann, ich will, ich muss – es geht immer weiter. Was ich selbst machen kann, mache ich selbst, auch wenn es manchmal etwas länger dauert.“ Im Kontakt mit den Menschen, vor allem auch mit jüngeren Menschen, entwickelte Karin Charles eine jugendlich frische Weltsicht, gepaart mit einer Weitsicht, die ihrem eigenen Alter entsprach. Das war wunderbar für alle, die mit ihr zu tun hatten und die ihre kompromisslose Ehrlichkeit vertrugen.

Karin Charles war viele Jahre Mitglied im Blindenverband und übernahm sogar von 1998 bis 2006 dessen Vorsitz in Freital. Auch dies war eine Gemeinschaft, die ihr über lange Zeit wichtig war.

Ein riesiges soziales Netzwerk in der gesamten Republik und über Ländergrenzen hinaus ermöglichte es Karin trotz ihrer Behinderung immer, ihrem Weg zu folgen und für die Gemeinschaft nützlich zu sein – und dies bis ganz zum Schluss. Noch ein paar Tage vor ihrem Tod am 7. August 2020 erteilte sie ehrenamtlich Unterricht für Chormitglieder und diejenigen, die das gern wollten. Es gibt in Freital und in der Umgebung viele Menschen, die ihr sehr dankbar sind und die sie schmerzlich vermissen.

*Karin begleitet einen Chorauftritt am Klavier.*



# 2000 bis 2010

**2001** Frauen dürfen freiwillig Dienst in der Bundeswehr tun.

**2002** Einführung des EURO als gemeinsame Währung innerhalb der Eurozone.

**1. Januar 2005** Das Vierte Gesetz für moderne Dienstleistungen am Arbeitsmarkt – Hartz IV wird beschlossen. Das bedeutet im Wesentlichen die Zusammenlegung der Arbeitslosen- und Sozialhilfe zum Arbeitslosengeld II auf dem Niveau der Sozialhilfe, die Verschärfung der Zumutbarkeitskriterien für eine Arbeitsaufnahme sowie die Verkürzung der Bezugsdauer des Arbeitslosengeldes I auf maximal 18 Monate.

**2008** Banken- und Finanzkrise als Teil der Weltwirtschaftskrise.

## Rechte und Pflichten von Frauen

**2001** Drittes Gesetz zur Änderung des Bundeserziehungsgeldgesetzes. Damit erhalten junge Familien mehr Gestaltungsmöglichkeiten bei der Betreuung ihrer kleinen Kinder. Junge Väter und Mütter erhalten den Rechtsanspruch auf Teilzeitarbeit und damit erstmals eine realistische Chance sich die Erziehungsaufgaben zu teilen.

**1. Januar 2002** „Gesetz zur Verbesserung des zivilgerichtlichen Schutzes bei Gewalttaten und Nachstellungen sowie zur Erleichterung der Überlassung der gemeinsam genutzten Wohnung bei Trennung“ (GewSchG) tritt in Kraft. Das Gesetz schafft eine Rechtsgrundlage für eine alte Forderung der Frauenbewegung: „Wer schlägt, muss gehen!“

**14. August 2006** Allgemeines Gleichbehandlungsgesetz tritt in Kraft.

**2007** Das Übereinkommen über die Rechte von Menschen mit Behinderung (UN-Behindertenkonvention) wird unterzeichnet. Für behinderte Frauen bedeutet diese Konvention, dass zum ersten Mal weltweit auf ihre besonderen Lebenssituationen aufmerksam gemacht wird.

## Entwicklung in Freital

Im **August 2002** bringt das Hochwasser der Weißeritz erhebliche Zerstörungen mit sich. Während der „Jahrhundertflut“ zerstört der Fluss große Teile der Infrastruktur, der Bebauung und fordert auch Menschenleben. Die Sanierung der daraus resultierenden materiellen Schäden ist bis 2005 weitgehend abgeschlossen. Das Stadtbild ist seither stärker von Freiflächen durchzogen.

Die für den Tourismus bedeutende Weißeritztalbahn wird durch das Hochwasser stark beschädigt. Nach sehr umfangreichen Bauarbeiten kann 2008 das Teilstück bis Dippoldiswalde und erst 2017 die Gesamtstrecke wieder in Betrieb genommen werden.

Seit **2002** investiert die Landestalsperrenverwaltung in den Hochwasserschutz wie in die Erneuerung und Erhöhung von Stützmauern, das Vertiefen des Flussbetts und der Beseitigung von Engstellen im Flusslauf der Weißeritz.



*Die Weißeritz fließt hinter der Panschau entlang.*

# Mehr verrückte Frauen und weniger Prinzessinnen

Victoria Schulze



Ich bin Victoria Schulze und fühle mich als waschechte Freitalerin. Ich bin zwar 1981 in Meißen geboren, aber mit einem Monat zogen meine Eltern mit mir in das renovierte Bauernhaus nach Freital-Weißig. Hier hatte ich eine tolle Kindheit, bin in einem großen Garten mit verschiedenen Tieren aufgewachsen und hatte immer alles, was ich zum Leben brauchte: Liebe, Geborgenheit, manch großzügige Freiheit und natürlich die notwendigen Alltagsbedürfnisse. In Freital-Weißig wurde ich eingeschult und war sogar einmal beste Altstoffsammlerin der Schule, weil alle Nachbarn und Freunde für mich mitgesammelt haben. Meine Oma faltete jede Zucker- und Mehltüte, sogar die Verpackungen von den ORWO-Filmen für Fotos wurden gebündelt. Dann kam 1989 die politische Wende, aber ich kann mich kaum erinnern.

Meine Eltern hatten Freunde im Westen. Wir hatten oft Kontakt und sie waren es auch, die mir eine Lehrstelle in Nürnberg in einem Restaurant vermittelt. Ich wollte mich unbedingt ausprobieren, frei und unabhängig sein und auf diesem Weg lernte ich, auf eigenen Füßen zu stehen und Entscheidungen zu treffen. Mit 16 habe ich

*Schöne Kindheitszeit beim Spielen im Garten.*

also mein Freital verlassen, war aber fast jeden freien Tag wieder zu Hause.

Mit 18 bekam ich endlich meinen Führerschein im Palitzschhof ausgehändigt. Was für ein großer Schritt in ein freies Leben! Auf meiner ersten Alleinfahrt kam ich sofort in eine Polizeikontrolle und konnte stolz meine tagfrischen Papiere vorzeigen. Am nächsten Tag ging es gleich mit dem Auto nach Nürnberg und ich konnte schneller von dort aus wieder in meine Heimat reisen. Nach der Lehre arbeitete ich noch ein Jahr in Nürnberg.

Die Arbeitszeiten waren für mich als Familienmensch eher ungünstig. Deshalb absolvierte ich daraufhin eine Lehre als Kauffrau im Groß- und Einzelhandel in Dresden. Eines Tages fragte mich mein Vater, ob ich mir vorstellen könnte mit ihm zusammenzuarbeiten. Das hieß für mich, ich werde Landschaftspflegerin. Ja! Und wie ich wollte! Ich war gleich Feuer und Flamme. Die vorherigen Ausbildungen und weitere Lehrgänge sind dabei sehr hilfreich.

Ich bin sehr stolz hier zu arbeiten. Es gibt sogar Hochzeitsbilder von meinem Mann und mir, auf denen wir auf dem Rasentraktor posieren. Unsere beiden Söhne wachsen umsorgt auf. Gelegentlich denke ich, vielleicht bin ich oft eine Helikoptermutter. Manche sagen mir auch das Helfer-Syndrom nach. Aber damit kann ich leben.

Seit nunmehr mehr als 14 Jahren arbeite ich in der Firma meines Vaters und bin das Mädchen für alles. Da sind Angebote zu erstellen, Rechnungen zu schreiben und natürlich Beratungen im Gartenbereich, Fäll- und Mäharbeiten sowie herausfordernde Gestaltungsaufgaben. Da ich sehr spontan bin, kann ich schnell Entscheidun-



*Endlich ein Schulkind.*

gen treffen und von meinem Tageszeitplan abweichen, wenn die Dringlichkeit es erfordert. Kommt zum Beispiel Freitagnachmittag ein Anruf, dass ein Baum über die Straße oder den Fußweg gefallen ist, veranlasse ich, dass der sofort beseitigt wird. Sicherheit ist wichtiger als Feierabend.

Heute sind wir die Landschaftspflege Thiel GmbH, die es inzwischen schon 21 Jahre gibt. Neben meinem Vater und meinem Bruder bin ich Mitgesellschafterin. Besonders die Verbindung zu den Mitarbeitern und den Auftraggebern halte ich leidenschaftlich aufrecht. Durch permanente Weiterbildungen, Lehrgänge und persönliche Recherchen konnte ich mir eine breite Palette an Fachwissen aneignen. Mir gelingt es, mich als Frau durchzusetzen, manchmal auch lautstark. Ich habe das Glück, dass mein Mann mich unterstützt und mir den Rücken freihält. Oftmals finden Kundentermine erst am späten Nachmittag statt und sonstige Absprachen im Büro sind nur nach Feierabend möglich. Mir ist klar, selbstständig heißt: SELBST und STÄNDIG.

Zurzeit arbeiten wir als Firma mit an der Vorbereitung zu den Feierlichkeiten zum 100-sten Stadtgeburtstag. Über 100 Bäume haben wir bereits gepflanzt und ich war unter anderem für die Beschaffung der Baumpfähle zuständig. Nach der Lieferung der rohen Pfähle nahm ich Verbindung zu Schulen, Kitas, anderen Einrichtungen und dem Umweltamt auf, damit die Pfähle hübsch bemalt werden. Es macht mich stolz, wenn ich durch Freital fahre und die farbenfrohen Schmuckstücke an den jungen Bäumen sehe.

Jeder sollte etwas dazu beitragen, damit unsere Stadt schöner wird. Ich habe überhaupt kein Verständnis für

## Victoria Schulze

*Geboren: 1981 in Meißen*

*In Freital zu Leben bedeutet für mich:*

*Mit meiner Familie, Freunden und den gewählten Aufgaben ein erfülltes, glückliches Leben zu führen.*

*Lebensmotto:*

*Die Welt braucht mehr verrückte Frauen und weniger Prinzessinnen.*

*Aktiv als: Landschaftspflegerin*



*Victoria flirtet am Fichtelberg.*

Vandalismus oder für die sinnlose Zerstörung der Arbeit anderer. Mich macht die Rücksichtslosigkeit einiger Mitbürger betroffen. Die Hinterlassenschaften vierbeiniger Lieblinge werden oft nicht wie gefordert mitgenommen, sondern bleiben einfach liegen. Völlig unverständlich ist für mich, warum Leute die öffentlich aufgestellten Müllbehälter nicht nutzen oder ihren Abfall wieder mitnehmen, statt ihn auf den Grünanlagen zurückzulassen.

Oft werden meine Kollegen und ich beschimpft, weil wir unsere Arbeit in Freital tun. Ein kranker Baum, der umzustürzen droht und eine Gefahr für Leib und Leben darstellt, muss zuweilen gefällt werden, auch wenn Teile von ihm noch grüne Blätter tragen. Ja und ich mähe den Rasen zu regulären Arbeitszeiten, die manchem zu früh und anderen zu mittags liegen.

Da hilft oft nur, ruhig und sachlich zu bleiben und tief durchzuatmen.

Momentan machen mir die coronabedingten Beschränkungen für Kinder und Jugendliche große Sorgen. Wir haben früher selbstverständlich Lesen und Schwimmen gelernt und wir konnten uns ohne Einschränkungen mit Gleichaltrigen treffen und neben der Schule und sonstigen Verpflichtungen jede Menge Spaß haben. Welche Konsequenzen werden die Beschränkungen für unsere Kinder haben?

Die Stadt Freital hat Pflanzkäse zur Verschönerung und für ein lebendiges Stadtgrün aufstellen lassen. Für mich ist es eine Selbstverständlichkeit, gemeinsam mit einer Freundin in Freital-Weißeig zwei Pflanzkäse jahreszeitlich zu bepflanzen und auszugestalten. Wir wollen damit zu einem angenehmen Klima in der Stadt beitragen und uns hier wohlfühlen. Wir brauchen keine Prin-

zessinnen, sondern Leute, die anfassen und bereit sind, einen Teil zur Freude anderer beizutragen. Meckern ist keine Lösung.

Ich fühle mich meistens wohl in der Stadt, habe eine großartige Familie und eine Arbeit, die mich ausfüllt. Und dass ich nicht immer alle Tassen im Schrank habe liegt daran, dass eine meistens mit Kaffee gefüllt ist. Mit lieben Freunden trinke ich gern mal einen Aperol. Und ich sehne die Zeit herbei, dass es wieder erlaubt ist und ich endlich alle umarmen darf.



*Eine Pflanzkäse für Freital.*

# Das Leben muss gelebt werden

Tatjana Jurk

In dem weitliegenden Dorf Karakol in Kasachstan wurde Tatjana 1961 von ihren Eltern liebevoll auf dieser Welt begrüßt. Die Wurzeln ihrer deutschen Familie liegen im Elsass. Ihre Eltern lebten in der Ukraine und



Tatjana und ihre große Schwester Ludmila, 1964.

wurden während des Zweiten Weltkrieges auf Stalins Beschluss vom 28. August 1944 hin als Russlanddeutsche in das Dorf Karakol deportiert. Die Russlanddeutschen im Dorf standen unter einer Kommandantur und durften das Dorf nicht verlassen. Als der Beschluss 1956 aufgehoben wurde, löste sich die Kommandantur auf und die Einwohner durften sich nun frei bewegen.

Tatjana erlebte eine schöne, ausgelassene Kindheit auf dem Land. Die ersten beiden Schuljahre lernte sie in Karakol. Dann zog die Familie in die Nähe der kasachischen Hauptstadt Almaty. Zurück in die eigenen Häuser in der Ukraine durften sie nicht. Unterschwellig spürten die Menschen immer ihre deutschen Wurzeln. Bei Streitgesprächen der Menschen konnte man auch in Familien mit verschiedenen Nationalitäten Dinge hören wie: „Du bist ein Faschist“. Oder die ursprünglich Einheimischen „bedienten“ sich einfach bei den Russlanddeutschen, weil das Land und alles darauf vermeintlich ihnen gehörte.

In Almaty ging Tatjana weiter zur Schule und studierte danach an der Hochschule für Landwirtschaft. Ihre Muttersprache war Russisch. Deutsch und Kasachisch lernte sie als Fremdsprachen in der Schule und an der Hochschule. Im Alltag und in der Familie wurde nicht deutsch gesprochen.

Tatjana ist Agrarwissenschaftlerin. Sie nahm an verschiedenen geologischen Expeditionen teil. Auf einer

dieser Exkursionen war sie im Team mit sechs Männern. In einen davon verliebte sie sich. Sechs Monate zusammen außerhalb der Zivilisation boten viel Raum und Zeit zum Kennenlernen und Näherkommen. Es wurde geheiratet und 1984 erblickte Tatjanas erster Sohn das Licht der Welt. Sie war eine junge, glückliche Mama. Und sie mochte ihre Arbeit. So ging sie wieder auf Expedition und der Sohn blieb bei ihrer Mutter, die sich liebevoll um ihn kümmerte. Das war eine schwierige Situation für Tatjana. Der Sohn fehlte ihr sehr. 1987 kam ihre Tochter zur Welt und bereicherte das Leben der Familie. Tatjana beschloss, ihre Arbeit in der Wissenschaft zu beenden und begann als Laborantin zu arbeiten, bildete sich weiter und unterrichtete in einer Berufsschule. Dort wurde sie Abteilungsleiterin der Fachrichtung Ökologie. Immer träumte die Familie davon, nach Deutschland zu ihren deutschen Wurzeln zurückzukehren. Die wirtschaftliche Situation in Kasachstan verschlechterte sich. Der Vater konnte von seiner Rente die Miete und die Nebenkosten nicht bezahlen. Die Feindlichkeit gegenüber den Russlanddeutschen wuchs an. In den 1990er Jahren fasste ihre Großfamilie unter dem Einfluss der sich verschlechternden Lebensbedingungen und dem positiven Schwung von Perestrojka den Entschluss, wieder einen Neuanfang zu wagen und Deutschland als künftigen Lebensort zu wählen. Die Eltern, ihre Schwester, deren Familie und Tatjana mit ihrer Familie stellten einen Antrag auf Aufnahme in Deutschland. Die Anträge wurden teilweise zusammengelegt und nicht so bearbeitet, wie sie ursprünglich gestellt wurden. Die Familie wartete auf die Bearbeitung und die Bewilligung. Inzwischen ging das Leben weiter

## Tatjana Jurk

*Geboren: 7. Mai 1961 in Karakol, Kasachstan*

*Lebensmotto:*

*Das Leben ist immer genau so, wie man es sieht.  
Das Leben muss gelebt sein.*

*Aktiv als: Vorsitzende Integrationshilfverein*

*„Das Zusammenleben“ e. V.*

*Vorsitzende „Dachverband Sächsischer Migrantenorganisationen“*

*Referentin für Menschen mit Migrationshintergrund*

*In Freital zu Leben bedeutet für mich:*

*Alles tun, damit sich meine Kinder, Enkelkinder,  
alle Freitaler und Freitalerinnen in meiner neuen  
Heimatstadt wohlfühlen, Sicherheit haben und stolz  
auf Freital sind.*

*Ich bin jetzt sehr stolz, dass ich in Freital lebe.*



*Ein Blick in die Zukunft, 2021.*

und die Zeit verrann. 2000 gebar Tatjana ihren jüngsten Sohn. Für ihn musste ein neuer Eintrag zur Aufnahme in Deutschland vorgenommen werden, der getrennt von den anderen Anträgen bearbeitet wurde.

### **Das neue Leben in Deutschland**

2001 – endlich war es soweit. Tatjana, ihre beiden älteren Kinder, die Eltern und die Schwester mit ihrer Familie bekamen die Aufnahme nach Deutschland. Es war ein Schock, als die Papiere für ihren kleinen Sohn und ihren Mann nicht dabei waren. Die Anspannung war zum Zerreißen. Glück und Verzweiflung lagen übereinander. Es war nicht möglich, dass einige gehen und Tatjana mit den beiden großen Kindern wartet, bis ihr Mann und der jüngste Sohn die Bewilligung bekommen würden. Dort in den Papieren standen die Namen der Einreisenden und ein festgesetztes Datum. Alle konnten gehen oder keiner. Die Familie musste entscheiden. Die Eltern waren inzwischen sehr alt und konnten sich in absehbarer Zeit nicht mehr selbst versorgen. Möglichkeiten einer respektvollen Pflege in Kasachstan gab es nicht. Tatjanas Mutter war so krank, dass niemand wusste, wie lange sie noch leben würde. Mit ihrem frühzeitigen Tod wäre die Möglichkeit nach Deutschland überzusiedeln für alle verwirkt gewesen. Wie entscheidet man sich in so einer Situation? Rund sechs Jahre hat die Familie darum gekämpft, die Einreise nach Deutschland zu bekommen. Tatjana und ihr Mann standen vor einer tief einschneidenden persönlichen Entscheidung. Fragen über Fragen für Tatjana: Kann ich meinen kleinen Sohn und meinen Mann zu-

rücklassen? Welche Mutter und welche Ehefrau würde das tun? Wird mein Mann sich überhaupt um den Sohn kümmern können, wenn er als Kraftfahrer permanent unterwegs sein muss? Wie kann ich aus der Ferne organisieren, dass sich jemand um meinen kleinen Jungen kümmert, ihn versorgt, dass es ihm an nichts fehlt und es ihm gut geht? Wann werde ich sie wiedersehen, in den Arm nehmen können?

Tatjana und ihr Mann trafen die scheinbar undenkbbare Entscheidung, dass sie erst einmal mit den beiden großen Kindern vorgeht und der Mann mit dem Sohn später nachkommt. Der Abschied zerriss ihr fast das Herz. Auch jetzt quälten Tatjana immer wieder Fragen: War es die richtige Entscheidung? Wie geht es meinem kleinen Jungen? Die Sehnsucht drohte Tatjana manchmal förmlich zu erdrücken. Wie es ihm in seinem kleinen Körper ging, wird allen wohl verborgen bleiben. Sie fand eine gute Pflegefamilie für ihren Sohn. Aber der Schmerz der Trennung war unermesslich.

Ihren 40. Geburtstag feierte sie zweimal: zuerst in Kasachstan und dann sieben Stunden später – wegen der Zeitumstellung einen Tag zurück – im Flugzeug nach Deutschland ein zweites Mal. Das neue Leben beginnt 2001 mit dem neuen Lebensjahr. Tatjana war getrieben von dem einen Wunsch, schnell einen Platz zum Wohnen zu finden, die Sprache zu lernen und Geld zu verdienen, um ihren jüngsten Sohn umgehend nachzuholen.

Die Familie kam in eine fremde Umgebung, sollte unverständliche Formulare ausfüllen und Termine einhalten. Die Sprache war eine Katastrophe. Sie verstanden wenig, konnten sich kaum verständlich machen. Es gab so viele neue Eindrücke.

Sie wurden in einem Bus nach Freital gebracht. Das erste Gefühl nach der Ankunft im Übergangwohnheim war: Ich will hier weg! Das ist ja schrecklich. Naja, was sollten sie machen? Sie arrangierten sich.

Damals galt das Wohnzuweisungsgesetz, in dem unter anderem verankert war, dass die ersten drei Jahre in einem Ort verbracht werden müssen. Dieses Gesetz hat Tatjana geholfen, ihr Leben in Freital aufzubauen und Wurzeln wachsen zu lassen. Sie fand bald eine passende Wohnung in Freital-Potschappel. In diesem Haus wohnten vier deutsche Familien und Tatjana mit ihren Kindern. Die deutschen Familien waren freundlich und warmherzig. Sie wollten ihr helfen und sie bei allem unterstützen. Tatjana wollte aber zeigen, dass sie es allein schafft und die vielen Hilfsangebote überforderten sie manchmal. Die wirklich benötigte Unterstützung nahm sie dankbar an und auch die Liebe, die ihr entgegengebracht wurde.

Was war der nächste Schritt? Tatjanas Papiere wurden durchgesehen. „Wissenschaftlerin? Das kannst du vergessen. Wissenschaftler brauchen wir nicht.“ Was nun? Sie brauchte eine Arbeit, damit sie die Familie ernähren und vor allem ihren kleinen Jungen holen konnte. Der erste Schritt war, die deutsche Sprache besser verstehen zu lernen. Sie konnte noch nicht so gut deutsch sprechen und hatte Angst, dass sie nicht verstanden wird. Ein Schamgefühl, die Wörter falsch auszusprechen oder nicht die richtigen Wörter zu finden, verhinderte den unkomplizierten und unbefangenen Kontakt zu den Nachbarn, den Mitarbeiterinnen und Mitarbeitern in Behörden und bei Alltagserledigungen. Eine echte Herausforderung war der sächsische Dialekt. Tatjana musste

richtig gut zuhören um zu verstehen, was die Menschen meinten. Sie lernte jeden Abend die deutsche Sprache mit verschiedenen Methoden wie mit dem Internet oder mit deutschen Büchern, welche sie auf Russisch schon kannte. Das half ihr, sich etwas von der Sehnsucht nach ihrem kleinen Jungen abzulenken. Und jedes neuerlernte deutsche Wort brachte sie ihrem Sohn ein Stück näher.

Nach sieben, unendlich lang erscheinenden Monaten konnte sie ihn endlich nach Deutschland zu sich und seinen Geschwistern holen. Nur ihr Mann wollte schon nicht mehr kommen. Sie besprach mit ihm, dass es keinen Sinn macht, wenn er nicht will und sich nicht traut, die Sprache zu lernen. Dann gibt es keine Zukunft. Deswegen ist die Familie auseinandergekommen. Das Leben in Freital ging weiter. Tatjana hatte ihre drei Kinder bei sich. Das war entscheidend.

Sie bekam einen Kindergartenplatz für ihren Jüngsten. Gemeinsam starteten sie in eine neue Zukunft. Ihr jüngster Sohn kam in die Kita und am gleichen Tag begann Tatjana eine Maßnahme bei dem Bildungsträger IB – Internationaler Bund Klingenberg. Morgens 6.30 Uhr öffnete die Kita und sie war die erste Mutter, die ihr Kind abgab. 7.00 Uhr begann die Maßnahme in Klingenberg. Es musste alles sehr schnell gehen. Am Nachmittag alles wieder zurück. Eine Eingewöhnungszeit für den kleinen Sohn gab es nicht. Zum Glück halfen die Familie und Freunde. Über diese Maßnahme hat Tatjana mithilfe einer sehr guten Sozialpädagogin eine Neuorientierung gefunden. Sie hatte Tatjana verstanden – ihre Fähigkeiten, ihre Intelligenz, ihren Intellekt. Sie riet ihr zu einem weiterbildenden Studium. Tatjanas Lebensweg bekam



*Ein starkes Team – die Mitstreiterinnen im Verein „Das Zusammenleben“ e. V., 2020.*

eine neue Richtung. Sie absolvierte daraufhin an der TU Dresden erfolgreich ein Studium zur „Interkulturellen Beraterin/Referentin für Interkulturelle Beratung“ und begann im sozialen Bereich zu arbeiten.

2005 gründete sie gemeinsam mit anderen Spätaussiedlerinnen und Spätaussiedlern den Verein „Das Zusammenleben“ e. V. Über viele verschiedene Projekte zur Integration von Menschen mit Migrationshintergrund fand sie immer wieder Arbeit. Tatjana arbeitet bis heute unermüdlich in Freital für Spätaussiedler, für Menschen mit Migrationshintergrund, für die Integration und das harmonische Zusammenleben aller Menschen in der Stadt. Sie engagiert sich auch aktiv in dem 2017 gegründeten Dachverband sächsischer Migrantenorganisationen e. V. Tatjana studierte in Mittweida erfolgreich Sozialpädagogik und ist mit Recht stolz darauf. Sie arbeitet in Teilzeit

als Sozialbetreuerin für pflegebedürftige russischsprachige Menschen im ambulanten Pflegedienst.

### **Tatjana verwirklicht ihre Ziele**

Sie wollte ihren Kindern eine gute Zukunft ermöglichen. Dafür war es ihr wichtig Vorbild zu sein. Ihre Kinder haben die Anfänge der Familie in Deutschland miterlebt. Sie haben gesehen, wenn man beharrlich seine Kräfte einsetzt, kann man etwas erreichen, das einen zufrieden werden lässt. Das setzte sie fleißig und erfolgreich um, indem sie studierte, immer neue Dinge erlernte, arbeitete und sich engagierte. Sie war und ist für ihre Kinder da und gibt ihnen bis heute Sicherheit und Halt. Tatjana ist eine sehr liebevolle und herzliche Frau, die weiß, was sie will und für ihre Ziele hart arbeitet.

Ihr jüngster Sohn ist von Anfang an integriert gewesen in der Kita, ist zur Schule gegangen und hat diese gut abgeschlossen. Er hat in einem Freiwilligen Sozialen Jahr in Kreischa im Bavaria Klinikum nach beruflicher Orientierung gesucht und seine Fähigkeiten ausgetestet. Nach einiger Zeit stellte er fest, dass er die soziale Arbeit nicht sein ganzes Leben lang ausüben möchte. Jetzt ist er im Metallbau tätig, genauso wie ihr ältester Sohn. Die Tochter ist Podologin. Inzwischen ist Tatjana Oma von zwei wunderbaren Enkelkindern. Das alles erfüllt ihr Herz mit Dankbarkeit und Stolz.

Sie ist überzeugt davon, dass es die richtige Entscheidung war, nach Deutschland zu kommen. Die Familie lebt seit 20 Jahren in Freital. Tatjana hat ihre Kinder auf einen guten Weg gebracht. Sie hat ihre Arbeit geschafft. Sie ist gesellschaftlich voll engagiert und hat in Freital-

Somsdorf ein Haus gebaut, in welchem alle zusammen glücklich wohnen. Tatjanas Augen leuchten, wenn sie von dem Stadtteil spricht. Sie fühlt sich dort in ihre Kindheit auf dem Land zurückversetzt – die Kühe, die Landschaft, der dörfliche Charakter, die netten Menschen, die einander kennen und wirklich miteinander leben. Das ist ihre Heimat. Dort ist sie wirklich zu Hause.

Für Tatjana gab es viele Jahre nur die Kinder, nur die Arbeit, nur das soziale Engagement. Dabei stand ihr

persönliches, ganz privates Leben oft ganz hinten an. Jetzt arbeitet sie mithilfe von Yoga daran, eine Balance in ihrem Leben zu finden zwischen Familie, ihren eigenen Bedürfnissen, ihrer Arbeit und dem Engagement im sozialen Bereich. Ein neues Ziel ist es, einen Partner zu finden, um gemeinsam durch das Leben zu gehen. Auch das wird Tatjana erreichen. Da ist sie ganz sicher. Und sie hat ein Herz voll Liebe.



*Von der aktiven Sportlerin zur Unterstützerin – mit dem Team zum internationalen Volleyballturnier, 2019.*

# Mein neues Zuhause

Irina Lotz

**M**itten in der Sowjetunion, tief im Süden in der Stadt Bratsk kämpft sich am 13. November 1958 die kleine Irina in das Licht der Welt. Sie wird in eine große russland-deutsche Familie hineingeboren. Sie wächst gemeinsam mit drei Geschwistern auf, zu denen sie ein sehr inniges Verhältnis hat. Zuhause sprechen ihre Mutter und ihre Großeltern Russisch und Deutsch. So lernt Irina die deutsche Sprache von klein auf. Ihr Vater kann nicht deutsch sprechen, nur deutsche Texte lesen. Als Kind konnte er in den Kriegszeiten nicht zur Schule gehen. Er musste zur Zwangsarbeit. So war ihm das Erlernen der Sprache auf diesem Weg nicht möglich.

Irina geht gern zur Schule und erlernt den Beruf der Buchhalterin. Zahlen sind schon immer ihre Welt. Da findet sie sich blind zurecht und niemand kann ihr so schnell etwas vormachen. 1974 lernt sie beim Tanzen ihren Mann kennen. Sie verlieben sich und krönen drei Jahre später diese Liebe mit ihrer Hochzeit. 1989 schenkt Irina ihrem Sohn Stanislav das Leben. Er komplettiert die kleine glückliche Familie.

Irina erkrankt. Die Diagnose lässt die Welt kurz stillstehen. Es ist Krebs. Aber Irina wäre nicht Irina, wenn sie sich von dieser Diagnose hätte umwerfen lassen. Sie ist eine starke Frau. Eine Operation und die anschließende Chemotherapie stoppen die Krankheit. Sie glaubt immer an den Heilungserfolg.

Für Russland-Deutsche wird das Leben zunehmend schwerer. Irinas Mann ist Russe und er will nicht nach Deutschland gehen. Er ist hin- und hergerissen. Er will unbedingt mit seiner geliebten Irina und dem gemeinsamen Sohn zusammen sein, aber am liebsten will er in Russland bleiben. Das ist eine psychisch anstrengende und oft nervenzerreißende Zeit. Nach vielen aufreibenden Gesprächen entschließen sie sich gemeinsam, einen Aufnahmeantrag nach Deutschland zu stellen. Sie warten fünf lange Jahre ungeduldig auf den Bescheid. Irina muss einen Sprachtest im deutschen Konsulat bestehen, was sie gut schafft. Ihre Schwester besteht den Test nicht und darf deswegen nicht mit nach Deutschland. Ihre beiden Schwestern bleiben in Russland. Das ist nicht einfach, weil die Geschwisterbeziehung sehr herzlich und eng und die Sehnsucht nacheinander oft groß ist.

Im Jahr 2000 besucht Irina ihren jüngsten Bruder Viktor in Freital, der schon eine Weile in der Stadt lebt. Es war alles irgendwie grau und nicht so schön. Sie hat das Übergangsheim gesehen und ist im ersten Moment geschockt. Sie weiß, dort muss sie auch erst eine Weile wohnen.

Am 1. März 2003 kommt Irina mit ihrem Sohn und ihrem Mann in Freital an. Nach dem Besuch drei Jahre zuvor hat sie eine kleine Vorstellung, wie es in Freital ist. Sie



## *Irina Lotz*

*Geboren: 13. November 1958*

*Gestorben: am 28. Januar 2021*

*Lebensmotto:*

*Man selbst muss menschlich sein.*

*Aktiv als: Irina war Schatzmeisterin im Verein.*

*In Freital zu Leben bedeutete für sie:*

*Es gibt so viele schöne Plätze in Freital, dass ich mich gar nicht entscheiden kann, welchen Ort ich am schönsten finde.*

*Irina Lotz bei einem Besuch in Heidelberg.*

hat trotzdem keine Angst. Am Anfang ist es natürlich nicht einfach. Irina hat Sprachkenntnisse, aber der sächsische Dialekt ist eine Herausforderung. Sie kauft sich ein elektronisches Wörterbuch, das sie immer in ihrer Tasche hat und wenn sie etwas nicht versteht wie zum Beispiel im Jobcenter, bittet sie die Mitarbeiter darum zu warten, damit sie alles übersetzen kann. Alle sind sehr nett und verständnisvoll. „Die Leute haben mich verstan-

den und ich habe sie verstanden.“ Das hilft Irina sehr und gibt ihr Vertrauen und Selbstbewusstsein. Sie hat von niemandem etwas Schlechtes über sich gehört.

Die Familie erhält im Stadtteil Deuben eine Wohnung. Das ist ein guter Anfang. Ihr Sohn geht sofort in die Schu-

*Urlaub an der Ostsee im September 2020.*



le. Er ist zu diesem Zeitpunkt 14 Jahre alt. Die Hoffnung, gleich eine Arbeit in ihrem Beruf zu finden und eigenes Geld zu verdienen, erfüllt sich leider nicht. Irina und ihr Mann besuchen einen Sprachkurs. Sie sind Arbeitssuchende. Nach einem halben Jahr kommt ihre schwere Krankheit zurück, die sie überstanden zu haben glaubt. Das ist ein Schock, aber die Zuversicht siegt. Sie muss ins Krankenhaus und anschließend ein Jahr Chemotherapie durchhalten. Irina unterzieht sich einer Operation. Sie liegt gemeinsam mit einer deutschen Frau auf der Wachstation, mit der sie sich über alles Mögliche unterhält. Die Frau fragt: „Irina, auf welcher Station liegst du?“ und Irina antwortet: „Auf Station eins Asch.“ Die Frau stockt kurz, schaut Irina ungläubig an und sagt gedehnt: „Eins Arsch?“ Irina bejaht die Frage unschuldig und voller Überzeugung. Die Bett Nachbarin klärt sie über die Bedeutung des Wortes Arsch auf. Irina antwortet darauf, dass Asch auf Russisch der Buchstabe H ausgesprochen ist und beide Frauen lachen herzlich darüber. So kann ein Missverständnis mit der Sprache von schwierigen Situationen ablenken und auf andere Gedanken bringen. Die Zeit der Krankheit ist eine körperliche und emotionale Herausforderung. Irina gibt nie auf und sagt sich immer wieder: „Danke Deutschland, dass ich hier bin!“ Diese Krankheit ist in Russland, in Sibirien damals nur sehr schwer zu behandeln. Die Frauen, mit denen Irina dort im Krankenhaus war, haben den Kampf verloren und sind verstorben.

Trotz ihrer Erkrankung bekommt sie eine Umschulung als Bürokauffrau, die sie sehr dankbar annimmt. Ein Jahr dauert die Umschulung in Dresden. Stolz besteht sie die Prüfung vor der Industrie- und Handelskammer.

2005 beginnt sie die Arbeit im Verein „Das Zusammenleben“ e. V., den sie gemeinsam mit Tatjana Jurk und sieben weiteren Personen gründet. Im Verein ist sie die Schatzmeisterin und die Buchhalterin. Irina erfüllt die Arbeit im Verein mit Freude, weil sie hier wie zuhause ist. Viele interessante, kreative und unterschiedliche Projekte werden geplant und umgesetzt. Das alles muss abgerechnet werden – damit ist Irina beschäftigt. Das macht sie mit Hingabe.

Freital ist Irinas Lieblingsstadt. Sie ist mehrere Jahre in die Schwimmhalle gegangen, weil sie schwimmen lernen wollte, hat es aber zu ihrem Bedauern nicht geschafft. Sie hat Angst vor dem Schwimmen. Ihr Lieblingssport ist Wandern. Sie liebt das viele Grün, das Tal und die Hänge, die die Stadt einrahmen. Mit ihrer Freundin unternimmt sie fast jedes Wochenende etwas. Sie gehen sehr viel spazieren und entdecken jedes Mal neue Orte. Es gibt so viele schöne Plätze in Freital, dass sich Irina gar nicht entscheiden kann, welchen Ort sie am schönsten findet. Voller Begeisterung nutzt sie ihre Freizeit, um jeden Winkel zu erkunden. Sie fährt auch gerne nach Dresden und besichtigt alles, aber wenn sie wieder zurück nach Freital kommt, dann geht ihr Herz auf, dann fühlt sie: Hier ist ihr Zuhause. Irinas Freunde und Bekannte wohnen alle hier in Freital. Ihr Sohn ist hier groß geworden. Er hat eine Ausbildung abgeschlossen und arbeitet jetzt. Irinas Mann ist auch im Verein beschäftigt. Dort werden jetzt zusätzliche Betreuungsleistungen für Senioren angeboten. Er arbeitet mit ihnen. Irinas Mann hat viele Jahre die Sprache gelernt, aber er war immer zurückhaltend beim Sprechen. Durch die Arbeit mit einheimischen Se-

nieren muss er deutsch mit ihnen sprechen, weshalb sich seine Sprache auch verbessert. Jetzt kann er die deutsche Sprache sicherer anwenden. Das gefällt Irina. Sie liebt ihren Mann sehr und ist glücklich, wenn er sich wohlfühlt und gut zurechtkommt. Die Arbeit mit den Seniorinnen und Senioren bedeutet Irina sehr viel. In Deutschland leben viele ältere Menschen. Der Verein hat mit den zusätzlichen Betreuungsleistungen 2014 mit fünf Personen begonnen. Jetzt sind es fast 50, auch über die Stadtgrenzen hinaus. Einheimische kommen gern in den Verein. Irina liebt die Arbeit im Verein. Ihr Sohn sagt oft: „Du arbeitest immer gerne.“ Ja, diese Arbeit erfüllt Irina und sie macht ihr unheimlich viel Spaß. Das Arbeitsklima ist sehr gut und alle arbeiten im Team. Die Mitarbeiterinnen und Mitarbeiter haben verschiedene Charaktere, aber alle sind freundlich und hilfsbereit. Die Freitaler sind bunt gemischt, aber mit jedem Menschen kann man leben. In Russland gab es 50 verschiedene Nationalitäten und jeder hat mit jedem gut zusammengelebt. Aus diesem Grund ist es für Irina kein Problem mit anderen Leuten Kontakt zu knüpfen. Ihr Motto: Man selbst muss menschlich sein.

Eine Schwester kommt alle zwei Jahre zu Besuch nach Freital. Irinas Bruder, ihre beiden Tanten und eine Cousine leben auch hier. Irinas Mann ist inzwischen zufrieden und glücklich, dass er in Deutschland ist. Jetzt sagt er: „Gut, dass wir hier sind.“

Die Arbeit Zuhause ist gut verteilt. Irinas Aufgabe ist kochen und den Rest machen fast komplett ihr Mann und ihr Sohn. Sie helfen Irina sehr. Ihr Mann hat mehr Zeit als sie. Deshalb erledigt er die Einkäufe und räumt auf. Sie kann auf ihn vertrauen und er entlastet sie.

Irinas Traum ist, dass ihr Sohn eine Frau findet und seine eigene Familie gründet.

2021 muss sich Irina erneut einer Operation unterziehen. Sie bekommt eine schwerwiegende Entzündung, die sie leider nicht überlebt. Sie muss ihre Familie, diese Welt und ihr geliebtes Freital zurücklassen.

In den Herzen ihrer Familie, ihrer Freunde und Wegbegleiter lebt sie weiter. Ihre herzliche, liebevolle und tolerante Art wird nie in Vergessenheit geraten.

*Urlaub an der Ostsee im September 2020.*



# Ernährung und aktiver Lebensstil als Berufung

Heike Quendt

**H**eike wuchs in der Industriestadt Halle an der Saale auf, gleich neben den Leuna- und Buna-Werken im DDR-Chemiedreieck. Schon in den 1970er Jahren ragten die Schloten in den Himmel und ließen Umweltgifte in weit entfernte Gebiete ab. Der Blick auf die Werke und ihr mit dreizehn Jahren schon wachsendes Umwelt- und Gerechtigkeitsgefühl gaben Heike als Jugendliche bereits die Gewissheit, irgendwann aus Halle weggehen zu wollen.



*Kindheit in Halle/Saale Ost, 1977.*

Sie sehnte sich danach, in ihrem Wunschberuf einen weißen Kittel zu tragen, da sie als Kind oft in der Zahnarztpraxis Zeit verbrachte, in der ihre Mutter aushilfsweise als Zahnarthelferin arbeitete. Doch Zahnarthelferin war damals ein begehrter Beruf, zu dem nicht jeder Zugang bekam. So wurde Maschinenbauzeichner dann die Lehre der Wahl, die nur aufgrund guter Beziehungen der Eltern zustande kam. Heike wollte dennoch in einen klassischen Beruf. Obgleich ihr das alles mit Maschinen dann gar nicht so lag, wurde sie als eine der Besten am Reißbrett zur Fachschule ins Studium delegiert. Ihr Arbeitsmotto war schon damals: Vom Grunde auf ein Fach erlernen und sich dann weiterentwickeln. 1989, kurz vor der politischen Wende, ging Heike zum Maschinenbaustudium nach Meißen, woraufhin ihre Hallensischen Arbeitskollegen prophezeiten, dass sie dort wohl zum Heiraten hinwolle. In der Meißner „Heiratsstadt“ lernte sie auch prompt ihren zukünftigen Ehemann Matthias Quendt aus Dresden kennen. Lange hielt es Heike nicht im Studium. Die nach ihrem Geschmack besten Lehrkräfte wanderten nach der politischen Wende aus und „die Schule dümpelte vor sich hin“. So kam es, dass Heike ihr Abitur nachholte und mit ihrem Liebs-

ten Matthias nach Dresden ging. Es begann ein längerer Weg auf der Suche nach ihrer wahren Berufung. Drei Jahre lang wurde sie zur Regierungsassistentin für Staatsfinanzen während einer Beamtenausbildung geschult und hatte ein beruhigend gutes Gehalt. Weiterhin hatte Heike aber die Intuition, dass ihre Berufung noch woanders läge. Parallel zu dieser Ausbildung nahm sich Heike die Zeit und das verdiente Geld, um sich weiter persönlich zu finden. Als Kind bekam sie mit, was es für die Eltern bedeutete, selbstständig mit einem Kommissionshandel mit Sanitärartikeln zu sein. Das war unüblich zu DDR-Zeiten, denn die Handelsorganisationen – HO waren staatlich und nicht als Kommissionshandel organisiert. 1982 begannen die Eltern als Paar und als Netzwerkende, in Halle ihren Traum von der Selbstständigkeit zu leben. Im Spannungsfeld mit Westverwandtschaft, selbstständigem Dasein der Eltern, eigenem Beamtentum und dem Tatendrang, etwas Sinnvolles für die Zukunft zu erschaffen, suchte Heike ihre eigene Bestimmung. Von ihrem Vater, der Gärtnersohn war, lernte sie die Dinge spontan anzugehen, aus allem etwas zu machen und den Umgang mit Rohstoffen, Pflanzen und Nahrung. Heike sah sich auch immer mit mehreren Menschen gemeinsam im Team arbeiten und ihr Wissen wiederum an andere Interessierte weitergeben. Heikes Mutter machte in den ersten drei Jahren eines jeden Kindes bezahlte Heimarbeiten und konnte so zu Hause bleiben. Sie selbst war Geflüchtete aus Polen. Sie stammten aus Thorn (Toruń). Feingeistige Musikalität, harte Fluchtgeschichten und die Bombardements am 13. Februar 1945 auf Dresden spielten in Heikes Familie eine große Rolle. Es blieb vieles unausgesprochen und

## Heike Quendt

*Geboren: am 30. Juli 1970 in Halle an der Saale*

*Lebensmotto:*

*Wer glücklich is(s)t, ist auch gesund.*

*Egal, was uns positiv oder negativ erscheint,  
es ist für etwas gut.*

*Aktiv als: Innovative Produktentwicklerin  
Ayurveda Ernährungsberaterin  
Unterstützerin für Slow Food e. V. und „Regenbogen“  
Familienzentrum e. V.*

*In Freital zu arbeiten und für das Leben zu sorgen,  
bedeutet für mich:*

*... zentral genug und angebunden aufgestellt zu sein*

*... mit anderen Menschen vernetzt und im Austausch  
zu sein*

*... in die Stadtgeschichte mit Wilhelmine Reichard  
einzutauchen*

*... gemeinsam mit den Mitarbeitenden Freital weiter  
zu entdecken.*



*Start im TGF, Produktentwicklungsräume 2016.*

verdrängt, sodass Heike noch genauer nachfragte, bevor ihre Mutter starb. Auch eine Reise nach Polen diente zur Bewältigung der Familiengeschichte.

Erst einmal stand jedoch 1991 eine private Reise mit ihrem Matthias in das kapitalistischste Land der Welt, die USA, an. Man wollte über den Tellerrand schauen, die Welt sehen und den ehemaligen Staatsfeind aus der Nähe betrachten. Der Trabant wurde kurzerhand ausgebaut und verschifft, um drei Monate in den USA und durch Canada zu reisen. Sie fuhren von Ost nach West. Gleich in Canada traf Heike auf einen Zimmermann aus Hof, der ihr ganz viel über gute Ernährung erzählte. Es war, als legte er bereits einen zündenden Funken in ihr, als er so viel über Dr. Max Otto Bruker und vitalstoffreiche Vollwerternährung berichtete. Im Anschluss dieser Reise kam Heike nach genaueren Recherchen auf ihr neues Wunschstudium – die Ökotrophologie – einer

Kombination aus Ernährungswissenschaft und Haushaltswissenschaft. Auch in diesem Studium stieß Heike an ihre klassischen Grenzen – diesmal die der Schulmedizin. Wieder wollte sie mehr Alternatives wissen.

Während des Studiums heirateten Heike und Matthias 1994 und der erste Sohn wurde geboren. Beim Schreiben der Diplomarbeit war sie mit dem zweiten Sohn schwanger und auch der dritte Sohn kündigte sich in engem Abstand zu den beiden ersten an. Matthias Quendt stieg neben dem Vater in das Familienunternehmen Dr. Quendt als Geschäftsführer ein. Heike blieb, als die Frau an seiner Seite, fünf Jahre mit den Kindern zu Hause, ergründete Erziehungsthemen, Kinderkrankheiten, kochte täglich frisch und fühlte sich manchmal schon etwas ausgegrenzt von den Themen der Arbeitswelt. Als die Schwiegermutter dann in Rente ging, unterstützte sie das junge Paar und blieb bei den Enkeln und im familiären Privat Umfeld. So konnte Heike im Familienunternehmen als Leiterin im Qualitätsmanagement starten und übernahm wichtige Führungspositionen zur Beseitigung von Engpässen in Bereichen wie beispielsweise Buchhaltung, Personal- und Unternehmenskommunikation. Sie war froh, wieder stärker geistig herausgefordert arbeiten zu können. Ihr Herz schlug am höchsten in der innovativen Produktentwicklung, welche erfahrungsgemäß im klassischen Unternehmen sehr anspruchsvoll ist. Es gibt viele eingefahrene Arbeitsabläufe und Produktionsweisen, die zu ändern hohen Widerstand mit sich bringen. Nach acht Jahren beim Familienunternehmen Dr. Quendt baute sie die InnoBack, die Innovationsabteilung auf, bis sie als Paar gemeinsam entschieden, das elterliche Unternehmen



*USA Reise, Monument Valley 1991.*

mit den beliebten kleinen und traditionellen Dresdner Produkten wie Russisch Brot, Christstollen, Dominosteinen, Dinkelchen oder Bemmchen samt dem Namen und dem Dresdner Standort im Jahr 2014 an die Lambertzgruppe in Aachen zu verkaufen.

2013 studierte Heike die Ayurveda-Ernährungslehre und gibt ihr Wissen heute als ganzheitliche Gesundheits- und Ernährungsberaterin mit ihrem Unternehmen Qveda an Interessierte weiter. Mit dieser wunderbaren Plattform fand Heike ihre Erfüllung darin, Menschen auf ihrem Lebensweg zu unterstützen und einen unmittelbaren Beitrag zum Wandel der Ernährungskultur und zur Entwicklung von gesunder, fortschrittlicher Nahrung in Form von Rezepturen und Produkten zu leisten. Mittlerweile schaut auch ihr Vater danach, was er denn kauft, obwohl er noch aus der Generation stammt, die dachte und aussprach: „Sei glücklich, dass du etwas auf dem Teller zu Essen hast und analysiere nicht alles.“ Je älter Heike wird, umso mehr kommt sie in einen inneren Frieden mit allen und allem, das sie umgibt.

Schon 1995 haben Heike und Matthias bereits innerhalb des laufenden Unternehmens Dr. Quendt neue Produktlinien zu innovativen Bäckereiprodukten ins Laufen gebracht und auch eine Bioproduktlinie mit regionalen Rohstoffen aufgenommen. So keimte zudem die Idee, für kleine und mittelständische Unternehmen – KMU die Produktentwicklung als Innovationsdienstleistung der gesamten Ernährungsbranche zugänglich zu machen. Diese Leistung beinhaltet, kulinarisch und ernährungsphysiologisch hochwertige Produkte für die Zukunft zu entwickeln und auf den Markt zu bringen, egal ob Süßwaren, Gebäcke, Getränke, Milch- und Fleischprodukte

und auch deren Alternativen, zum Beispiel vegan und vegetarisch. Es entstand die neue Firma QFI Quendt Food Innovation KG und ein Standort wurde gesucht. Als gebürtiger Dresdner war Matthias Quendt skeptisch gegenüber Freital als Standortoption. Doch genau an diesem Standort hatte sich viel getan. Ein Technologie- und Gründerzentrum – die TGF Freital GmbH war entstanden und bietet idealen Raum für den Start innovativer Unternehmungen. Nach Dresden wollte das Paar mit dem neuen Unternehmen nicht zurück. Als ein Bekannter ihnen das neue Technologie- und Gründerzentrum nahebrachte, wurden die Fragen konkreter: Wird das doch sehr technisch ausgelegte Gebäude neben dem Produktentwicklungsunternehmen auch zu den ayurvedischen ganzheitlichen Beratungsinhalten passen können und würde die Kundschaft das Gebäude nicht als Zugangshürde sehen? Noch während der Erstbegehung mit dem Zweiten Bürgermeister Jörg-Peter Schautz verflogen alle Vorbehalte und Fragen und die positiven Entscheidungsindikatoren sprachen das Unternehmerpaar sofort an: Anbindung in drei Minuten an die S-Bahn und nah am Hauptbahnhof Dresden, ein tolles Parkhaus, die Gesamtheit des Technologiezentrums mit kollegialer Anbindung, Technikaustausch und guter Förderquote in der Region. Auch Dippoldiswalde stand zur Auswahl mit der Müllerschule, dem Berufsschulzentrum und extrem vielen freien Räumlichkeiten. Das TGF Freital hingegen versprach, ein vielfältiges Zentrum am Neumarkt zu werden, welches mehr und mehr Zulauf erfahren würde.

QFI Quendt Food Innovation KG zieht mittlerweile Interessenten aus ganz Deutschland und den Nachbarländern an, außerdem viele junge Arbeitskräfte, Praktikan-

ten und Studierende aus der Stadt Dresden. Die Freude an der Entscheidung für Freital sind Heike und Matthias anzusehen und beide sind paritätische geschäftsführende Gesellschafter, was man in Familienunternehmen eher selten findet. Sie strahlen als Mieter in hellen, lichtdurchfluteten Räumen und sprudeln nur so vor weiteren Umsetzungsideen. Grundsätzlich trennt Heike Privates und Arbeit sehr gern räumlich voneinander und gehört auch während der starken Homeoffice-Phasen in 2020 und 2021 zu denen, die am liebsten in den gemieteten Räumen verweilt. Bis 2026 ist der Mietvertrag gesichert. Doch auch dann möchten sie mit ihrem Unternehmen in Freital neue Flächen finden. „Bestimmt wird es auch irgendwann mal eine Mitte geben in Freital“, spricht Heike aus, was viele visionäre Freitaler auch denken. Kooperationen mit Frauen aus Vereinen, Gaststätten, Apotheken und vielen weiteren Unternehmen führen zu vernetzten Angeboten in und für Freital in sehr angenehmer Gemeinschaft. Der Ideen sind da viele! Seit 2019 ist nun Qveda als Subuntermarke in die QFI KG eingebunden. Das macht so manches auch formal einfacher. Mittlerweile sind sogar die Kinder nachgezogen. Der älteste Sohn arbeitet in der QFI und auch für Qveda als Ayurveda Koch. Der jüngste Sohn macht bei Expert Freital die Einzelhandelsausbildung. Der mittlere Sohn studiert Lebensmittelmanagement an der Berufsakademie in Dresden und wohnt fünf Minuten vom Unternehmen weg in einer kostengünstigen Einraumwohnung. So ist jetzt ein Großteil der Familie Quendt stetig in Freital aktiv. Der Zusammenhalt im Privaten und im Unternehmen war immer durch starke Präsenz im Miteinander ge-



*Hochzeitsreise, Malaysia 1994 - schwierige Entscheidungen ...*

prägt. So sagte Heike vor 27 Jahren „Ja“ zu Matthias, um ihm einen lang gehegten Wunsch einer Weltreise als gemeinsame Hochzeitsreise zu erfüllen. In acht Monaten fuhren sie mit dem Fahrrad von Singapur über Malaysia, Thailand, Indien, Nepal, Pakistan, Kirgistan bis nach Kasachstan. Die anstrengenden Erfahrungen haben sie eng zusammengeschweißt und den Blick für die Welt geöffnet. Das erweitert den Horizont. Auch mit ihren Mitarbeitenden erkunden sie auf Unternehmens-events Freital mit seinen lokalen Angeboten. In der Firmenkommunikation steht auf den Briefköpfen gerne auch „Herzliche Grüße aus Free Valley“. Da die Quendts hier am Standort so schön frei arbeiten können, nennen sie Freital übersetzt das „Freie Tal“. Sie ziehen durch die QFI KG, Ayurveda und Veranstaltungen zur weltweiten Bewegung „Slow Food“ viele Dresdner an, die vom TGF Freital und der freizügigen natürlichen Umgebung auch sehr begeistert sind.

Vor Ort mag Heike den Windberg sehr und genießt seine Stimmungen in allen vier Jahreszeiten wie auch Freital's Blicke auf Pesterwitz, Dresden und den Tharandter Wald. Mit ihrem geliebten Fahrrad kommt Heike vom Wohnort Malter aus auf ihrem Weg zur Arbeit über Rabenau in das Tal gefahren. Freital hat mittlerweile eine Anziehung bekommen und warum soll es nicht auch in Zukunft ein erstes „Grünhaus“ mit Mikroalgen und Aquaponikanlagen in einem Zentrum für ganzheitliche Prozesse geben? Ihr Traum ist es, einmal sagen zu können: „Wir haben unseren Beitrag zu

gesunder, bezahlbarer und nachhaltiger Ernährung und Bewusstseinsbildung in dieser sächsischen Region geleistet.“ Alle Quendts haben einen sehr aktiven, auf eine bunte, gesunde Zukunft ausgerichteten Lebensstil. Freital wünscht Heike sehr, dass es sich öffnet für die neue Welt mit ihren alten wie neuen Themen wie Gesundheit, Natur, Handwerk, Kunst, sozialen und urbanen Zentren für ein ausgewogenes aktives Miteinander. Freital muss ja keine Großstadt werden, keine „moderne Stadt“, die haben wir nebenan bereits mit Dresden schnell erreichbar.



*Per Rad vom Rabenauer Fußweg zum Büro 2018 durch die geliebte Landschaft.*

# Die Kraft aus dem Garten

Rosa Grafe

**R**osa wurde im Sommer 1987 in Freital geboren. Im Krankenhaus. So war das damals eben. Rosas drei Kinder dagegen erblickten in dem Haus ihres Großvaters auf der Weißiger Straße das Licht der Welt – ganz entspannt und natürlich.

Rosa wuchs in enger Beziehung zu ihren Großeltern auf, insbesondere zu Otfried Rudolf Grafe, ihrem Opa. Der be-

trieb die Bäckerei Grafe in Freital-Oberdöhlen, die 1905 sein Urgroßvater Paul Grafe gegründet hatte, in der dritten Generation. Heute befindet sich die Familien-Traditions-Bäckerei in der vierten Generation in der Hand von Rosas Onkel Tilo Grafe.

Der Großvater, selbst dreifacher Papa, arbeitete nachts und schlief meist tagsüber in Etappen. Wenn er nicht

*Rosa mit ihrer Ma, der Bäckerstochter.*



in der Backstube war und nicht schlief, fand man ihn in seinem Garten hinter dem Haus zwischen Hortensien, Lavendel, Rosen, Wacholder, Thymian und Liebstöckel. Die Blüten mit ihren satten Farben, ausgeprägten Formen und Düften, die süßen Früchte und Kräuter waren für ihn eine Quelle der Kraft und der Nachhaltigkeit. Er plante sorgsam jedes Stück Erde mit Bedacht, sodass zu jeder Jahreszeit etwas zu blühen begann und war mit jeder Pflanze, mit Blumen und Sträuchern tief verbunden. Rosa erinnert sich an eine wohltuende, enge Familienbindung. Oma und Uroma beaufsichtigten Rosa und ihre gleichaltrige Cousine Jenny im wunderschönen Gartenparadies, während die Mamas schon wieder fleißig arbeiten gingen. Oma musste die beiden Babymädchen gleichzeitig füttern, sonst hätten sie ganz Oberdöhlen zusammengeschrien. Opa sah in seiner kleinen Enkeltochter Rosa ähnliche Ambitionen und erwähnte immer wieder, dass „die Kleene“ den Garten mal weiterführen würde, womit er Rosa, eines seiner sieben Enkelkinder, meinte. Bereits mit 14 Jahren hatte sie eigene Beete bei ihm. Sie fuhr mit dem Fahrrad zum Opa auf den Berg, um sich dort eine Auszeit im Grünen und Arbeit an der frischen Luft zu gönnen. Über jede Begegnung und Hilfe war ihr Opa sehr dankbar.

Während ihrer Kindheit kam es zu familiären Beziehungsturbulenzen. Die Großeltern trennten sich. Die Eltern trennten sich. Die Wende kam, als Rosa zwei Jahre alt war. Rosas alleinerziehende Mama zog zu ihrem neuen Partner in den Norden von Dresden und nahm Rosa mit. Mit zehn Jahren bekam sie einen kleinen Bruder. Für Rosa änderte sich ihr ganzes Lebensgefüge mit der neuen Familie, mit dem zweiten Papa, mit den Nachbarn, den Zieh-

## Rosa Grafe

*Geboren: 1987 in Freital*

*Lebensmotto:*

*Do what you love*

*In Freital zu wohnen bedeutet für mich:*

*An dem Ort zu leben und zu wirken, wo ich zur Welt kam, genau dort, wo es die meiste Herausforderung, aber auch Verwurzelung gibt.*

großeltern und einem komplett neuen Freundeskreis. Nur an Geburtstagen, Festtagen, gelegentlich an den Wochenenden und auch mal in den großen Ferien sah sie ihren biologischen Vater, die Großeltern, die Cousinen, Tanten und ehemaligen Freunde, die sie alle sehr lieb hatte. Dann verbrachten oft alle die gemeinsame Zeit im Garten von Opa, an dem Pool, den Oma damals zu tiefen DDR-Zeiten in mühsamer Kleinarbeit allein mit der Spitzhacke ausgehoben hatte. Kindheitserinnerungen erzählen von hohen Obstbäumen, endlosen Wiesen ohne Zäune und den Wäldern, wo es nicht selten war, dass man Rehe und sogar Wildschweine zu sehen bekam.

Rosa bezog in ihrem neuen Heim, das die Mutter mit der eigenen Bau- und Handwerksfirma komplett sanierte, das ganze Dachgeschoss. Sie richtete sich in dem großen, hellen Raum mit vielen riesigen Pflanzen, einer Sportecke und einem Atelier ein – mit unendlich vielen Pinseln, Farben und großflächigen Möglichkeiten. Sie malte viel. Ansonsten war sie gern mit Freunden auf den Rädern in den Wäldern der Flugzeugwerft und in der Heide unterwegs.

Eines Tages fragte die Mutter sie, ob sie sich vorstellen könnte, wieder nach Freital zu ziehen.

Rosa hatte im Handumdrehen ihren Koffer gepackt und war bereit, obwohl das nach sieben Jahren gemeinsamer Schule und vielen Freundschaften hieß, wieder ganz von null anzufangen. Diesmal ging es von sehr dörflicher Atmosphäre in die Kleinstadt. Selbst wenn es die Geburtsstadt war, war das tägliche Leben dort inzwischen ganz unbekannt und neu.

Im Jahr 2000 zog Rosa also mit 13 Jahren wieder nach Freital, nahe der Dresdner Straße. Sie wohnte zwar in einiger Entfernung zu ihrem Opa in eher städtischer Umgebung, aber wenigstens in Freital. Sie ging zur Schule und lernte mit 14 Jahren ihren ersten Freund Vincent kennen. Sie waren sofort unzertrennlich und schmiedeten gemeinsame Pläne. Sie wollten bald schon ein Schuljahr im Ausland absolvieren und fremde Eindrücke und Erfahrungen sammeln. Beide waren Feuer und Flamme für diese Idee und organisierten alles selbst mit Unterstützung der Eltern.

In dieser Zeit nahm Rosa einige Zeit Gitarrenunterricht an der Musikschule in Freital, aber schon bald waren ihr die Übungsstunden zu eng. Bei all den steifen Vorgaben kam die Freude an der Musik zu kurz. Zusammen mit ihrer besten Freundin Kathi, die später auch in mehreren Band- und Soloprojekten mitmachen würde, zog sie hin und wieder auf die Prager Straße in Dresden und sang zur Gitarre. Dabei kam ihr die eine oder andere Münze der Pendler zugute.

Rosa verbrachte mit 15 Jahren vier Monate in Catalunien in Spanien, zunächst getrennt von ihrem Freund und den Rest des Schuljahres in Südfrankreich in Tou-

louse gemeinsam mit ihm. Sie hatten schon bald viele Freunde und genossen das milde Wetter, die Natur mit ihrer Blütenpracht und ihren herrlichen Gerüchen und die herzliche Lebendigkeit der Landsleute. Dann kam viel zu schnell das Ende des Schuljahres. Rosa und Vincent kehrten nach einem letzten Ausflug an den französischen Atlantik voller Erwartung in die Heimat zurück nach Freital.

Diese Zeit war furchtbar, erinnert sie sich.

Ihre alten Schulfreunde ignorierten ihr Winken auf dem Schulhof. Rosa erfuhr Ablehnung und Skepsis. Dann wurde das Wetter in Freital kalt und die Tage wurden kurz und dunkel. Rosa quälte sich durch die Schulzeit, fand unter ihren Klassenkameraden keinen adäquaten Anschluss, weil diese nach Rosas Schuljahr im Ausland alle mindestens ein Jahr jünger waren. Sie nahm ihre Malerei wieder auf. Trotz der Traurigkeit, die sie hin und wieder befiel, wollte sie etwas in Freital bewegen und fühlte auch die Kraft dazu.

Mit 17 Jahren gründete sie 2005 mit Marcel, einem guten Freund und ihren Eltern den gemeinnützigen Verein Erdaktiv e. V. in Freital. Später kamen noch weitere Mitglieder dazu. Der Verein bot zunächst Kunst- und Malereikurse, später auch Yoga-Kurse an. In leerstehenden Freitaler Schaufenstern wurden die Werke ausgestellt. Das Ziel des Vereins war, in Freital der Bevölkerung Kunst und Kultur nahezubringen, zu zeigen und Menschen zu öffnen für gemalte Bilder ohne aufdringlich zu sein. Die Veranstaltungen fanden regen Anklang. Ein Förderprojekt für sozial benachteiligte beziehungsweise für sozial schwache Familien zog Kinder, Jugendliche und auch ältere Teilnehmende an. Rosa erinnert sich

immer noch staunend an die unerwarteten Talente. Problematisch war die finanzielle Unterstützung. Der Verein war auf Spenden angewiesen und erhielt auch mal ein Jahr lang eine Förderung, die es ermöglichte, ein größeres Atelier für die regelmäßigen Kurse zu mieten, professionelles Material einzukaufen und einen Buchband am Ende des Förderjahres herauszubringen, in dem alle Werke, die auch bei Vernissagen gezeigt wurden, zusammengefasst werden konnten.

In der Drogerie Hauptmann auf der Dresdner Straße hatte Rosa damals ihre eigene Galerie. Das ermöglichte ihr Reiner Hauptmann selbst, der enger Freund der Bäckerfamilie Grafe war. Er hatte einen Draht zur Jugend, war milde und streng zugleich. Beispielsweise belehrte er, was dankend angenommen wurde: Wenn du einen Fehler machst, entschuldige dich umgehend in folgendem Wortlaut dafür: „Entschuldigung, das kommt nicht wieder vor. Denn du wusstest es nicht besser. Somit erklärst du deine Absichtslosigkeit, hast du etwas fürs Leben gelernt und bist dankbar für diese Erfahrung.“

Nach der Schulzeit begann Rosa mit 19 Jahren Bildende Künste in Dresden zu studieren, worauf sie bereits viele Jahre hinarbeitete. Seit sie 15 Jahre alt war, pflegte sie gute Beziehungen zur Kunsthochschule in Dresden. Außerdem besuchte sie von ihrem eigens zusammengesparten Geld Malkurse bei Sándor Dóró im Freitaler Einnehmerhaus. Er wurde später für eine Professur an der Kunsthochschule berufen. Das Wiedersehen freute Rosa und ihn gleichermaßen.

Während ihres Studiums war sie frühmorgens die Erste im Malsaal und abends die Letzte. Sie arbeitete hart und mischte die Farben aus natürlichen Zutaten wie aus

verschiedenen Ölen und unzähligen Farbpigmenten an, stellte die Leinwände und deren speziellen Schichtaufbau des Maluntergrundes selbst her, beispielsweise aus Ei, Schlemmkreide und Alaun.

Eines Tages fiel ihr ein Werbeplakat auf, das einen Power-Yoga-Schnupperkurs anpries, den sie als Ausgleich zu der oft schweren Tätigkeit im Atelier gebrauchen konnte. Das klang interessant. Sie ging hin und fand sofort großen Gefallen und Erfüllung darin. Schon nach vier Monaten gab sie selbst Yoga-Kurse, wann immer es möglich war.

Aber die Dunkelheit in den Wintermonaten und die Kälte setzten ihr zu. Sie vermisste ihre Freunde in Frankreich und Spanien. Die Partnerschaft mit Vincent zerfiel nach acht Jahren in eine Freundschaft. Rosa unternahm oft Reisen per Anhalter innerhalb Europas. Das führte sie monatelang allein in die Wälder und Berge Portugals, dann wieder mehrmals in die magische Region Lappland, woher sie viele Naturmaterialien für Installationen mitbrachte. Auch das Baltikum im Winter und Island im Sommer besuchte sie mit ihren besten Freunden, was bleibend eine Prägung auch für ihre späteren Kunstwerke wurde.

Ihre Studienprofessoren rieten Rosa, die Galerie in Freital in der Drogerie zu schließen, um sich in ihrer Kunst nicht festzulegen. Damals bedauerte Rosa das, doch es schien nichts umsonst. So ungebunden konnte sie noch einmal für länger ins Ausland gehen, der Sonne entgegen, viele neue Bekanntschaften schließen, andere Kulturen und Lebensweisen kennenlernen und ihrer neuen Berufung AcroYoga nachgehen.

Die Teilnehmenden waren neugierig, aber auch skeptisch

gegenüber dieser neuen Körper- und Geistkultur, die hier noch völlig unbekannt schien. Wieder eine flüchtige Modeerscheinung, dachte der eine, der andere lehnte es gleich ab sich zu verknoten und übereinander stapeln zu lassen. Rosa zeigte den Teilnehmern, dass es körperlich gut tat, sich hier zu strecken oder zu beugen und sich die Frage zu stellen: Was macht die Bewegung mit mir. Kann es sein, dass Aufrichtung auch etwas mit innerer Aufrichtigkeit zu tun hat? Kann es sein, dass Bewusstseinsausdehnung auch durch Dehnung des Körpers und Bewusstmachung von Körperbereichen erzielt wird? Die

Teilnehmer waren begeistert. Auch dank der anderen Yoga-Lehrer in Freital hat sich in der Bevölkerung das Naserümpfen darüber gelegt.

Dann wurde sie plötzlich beim Malen bewusstlos. Erst glaubte sie noch, es war die viele Arbeit, der Druck. Nach ein paar Tagen Ruhe würde es ihr wieder besser gehen. Aber sie fiel gleich wieder in sich zusammen beim Geruch von Terpentin. Es wurde eine Unverträglichkeit festgestellt. Terpentin ist bei der Ölmalerei von essenzieller Bedeutung. Das hieß für Rosa: nie mehr mit Öl malen.



*Rosa hält Michael, der im sogenannten „Freestar“ fliegt.*

Sie bekam ein Stipendium für ein halbes Jahr in England. Sie verabschiedete sich bei ihren Studienkontakten, reiste allerdings nicht in den kalten Norden. Stattdessen verbrachte sie diese Zeit in Frankreich und Spanien bei ihren Freunden. Sie fühlte sich oft ausgelaugt und traurig in Deutschland.

Sie wollte das Studium abbrechen. Ihre Freunde und Familie redeten auf sie ein, dass es nicht mehr lange bis zum Ende ist und schließlich gab sie nach und absolvierte die Abschlussprüfung mit sehr guten Ergebnissen.

Bei einer privaten Party wurde sie von ihrer Freundin

einem Mann vorgestellt. Sie waren sofort voneinander bezaubert. Michael ist Schauspieler, Künstler und Shiatsu-Lehrer. Shiatsu ist eine Druckpunktmassage aus der chinesischen Medizin, die zur Heilung von verschiedenen Beschwerden dienen kann. Sie gründeten zusammen in der Bienertmühle in Dresden ein Lichtzentrum, in dem Yoga, AcroYoga und Shiatsu viel Anklang fanden. Michael hatte vergleichbare Erfahrungen wie Rosa in der Welt gesammelt und teilte die Leidenschaft für Kunst, Yoga und Natur. Nach zwei Kindern entschieden sie sich, ihr gemeinsames Zentrum in Dresden von den besten der besten Schüler und Kollegen vertreten zu lassen und sich eine Auszeit in Costa Rica zu nehmen. Dort warteten Freunde auf sie und Sonne, Wohnen direkt in der Natur und in einer internationalen Gemeinschaft, Permakultur und verschiedene andere horizonterweiternde Möglichkeiten. Sie wollten herausfinden, wo sie wirklich leben möchten.

Schon bei der Bekanntgabe ihrer Entscheidung stieß die junge Familie auf Ablehnung und Skepsis in ihrem Bekanntenkreis und in der Familie. Es schmerzte sehr, als sich gute alte Freunde deutlich distanzieren, als hätten sie sich gegen sie statt für eine Auszeit entschieden.

Sie genossen zunächst ihr neues Zuhause in Costa Rica, das Leben im Urwald und die ersehnte Sonne.

Dann stellte Rosa fest, dass ungeplant wieder Nachwuchs die Familie bereichern sollte. Jetzt bekam die Entscheidung über den zukünftigen Lebensort eine Dringlichkeit.

Der Opa war gestorben, eine Wohnung in dem Haus nahe der Bäckerei in Freital stand leer und Rosas Mutter fragte sie eines Tages: Was soll aus dem Garten werden? Er



*Rosa und ihre Familie.*

verwildert. Wir könnten ihn verpachten oder verkaufen. Michaels Mutter besuchte die beiden in Costa Rica und war unendlich bekümmert darüber, dass ihr Sohn und seine Familie mit den Enkeln so weit weg lebten. Rosa erinnerte sich an den Bruch, die Entwurzelung in ihrer Kindheit und wollte ihren eigenen Kindern ein verlässliches Zuhause bieten mit der Anbindung an Großeltern und Verwandte sowie Freunde. So entschieden sie sich, nach dem Abenteuer in Costa Rica wieder nach Freital zu ziehen. Es war die Familie, die die Entscheidung zur Rückkehr maßgeblich vorantrieb.

Als Rosa dann im März den Garten betrat, war er in einem schlechten Zustand. Unkraut hatte viele der sorgsam angelegten Kräuter und Sträucher zurückgedrängt und leere Samenkapseln staken wie Nadeln in den Himmel. Rosa war traurig und ergriffen, streichelte ihren Babybauch, setzte sich auf die gefrorene Wiese, zog den erdigen Geruch tief ein und bemerkte eine kleine zarte Brennnessel neben ihr, die Königin der Heilkräuter in Deutschland. In Costa Rica gibt es keine Brennnesseln. Sie inhalierte die kalte Frühlingsluft und fühlte sich diesem Stück Land tief verbunden. Erst war es ein Frösteln vor Kälte, dann eine Gänsehaut und Tränen des Glücks. Hier gehöre ich hin. Hier will ich leben mit meiner Familie. Sie malte den Garten aus wie er war, wie er sein würde, stellte sich ihre Kinder und Kindeskinde zwischen den Sträuchern vor und dankte im Stillen ihrem Großvater für diese Botschaft und ihrer Mama für das Möglichmachen des Hierseindürfens. In der Nachbarschaft wohnen immer noch ihre Cousins und Cousinen, der Kleinste im Alter ihrer großen Tochter Yoko, die viel gemeinsam spielen und sie an ihre eigene Kindheit in

diesem Idyll erinnern. Ihre beiden kleinen Jungs Nakoa und Satya finden in der kinderreichen Nachbarschaft liebevollen Anklang und machen bald die Wälder gegenüber unsicher. Natur ist Rosas Tankstelle. Sie wagen im Aufwachsenlassen ihrer Kinder und der Familienstruktur Natürlichkeit. So werden die Kleinen daheim groß, im Raum größtmöglicher Freiheit und Liebe, umgeben von Schutz und Schönheit.



*Die Kraft aus dem Garten.*

# 2010 bis heute

**2011** Deutschland beschließt den Atomausstieg. Bis 2022 sollen alle Atomkraftwerke in Deutschland abgeschaltet werden.

Die allgemeine Wehrpflicht der Bundesarmee wird abgeschafft. Die Bundeswehr wird zur Freiwilligenarmee umstrukturiert.

**2015** Einführung eines gesetzlichen Mindestlohns.

**2015** gilt als Jahr der Flüchtlingskrise. Immer mehr Menschen aus Kriegsgebieten in Afrika und im Nahen Osten suchen Zuflucht in Europa. Deutschland nimmt rund eine Million Geflüchtete auf.

**2018:** Deutschlands Wirtschaft floriert. Die Arbeitslosenquote sinkt auf 5,2 Prozent.

## Rechte und Pflichten von Frauen

**2013** UN-Frauenkonferenz stimmt für eine Erklärung, nach der Frauen und Mädchen die gleichen Rechte und der gleiche Schutz wie Männern und Jungen gewährt werden sollen.

**2018** Zum 100-jährigen Jubiläum des deutschen Frau-

enwahlrechts betont Bundesfrauenministerin Katarina Barley, dass Frauenrechte Menschenrechte sind.

**2019** Bundesfrauenministerin Franziska Giffey fordert „Parität im Parlament“ und ein entsprechendes Paritätsgesetz, um gleichwertige Geschlechterquoten auf Wahllisten und bei Abgeordnetenmandaten zu gewährleisten.

**2020** Bundesfrauenministerin Franziska Giffey erklärt im Deutschen Bundestag: „2020 ist Gleichstellungsjahr“. Erstmals in der Geschichte der Bundesrepublik sei eine gemeinsame Strategie der Bundesregierung zur Gleichstellung der Geschlechter auf den Weg gebracht worden, die auch Schwerpunkt der Mitte des Jahres anstehenden deutschen EU-Ratspräsidentschaft werde. Leider sorgt die Corona-Pandemie für andere Schwerpunkte.

**März 2020** Massive Einschränkungen des privaten und öffentlichen Lebens infolge der Corona-Pandemie beginnen.

## Entwicklung in Freital

**2011** Schaffung des F2 Freitaler Technologieparks beginnt.

**2013** Eröffnung des F1 Technologiezentrums Freital.

**März 2015** Erste Flüchtlinge kommen ins ehemalige Leonardo-Hotel. Es folgen lautstarke Proteste, die in rechtsradikalen Übergriffen auf Asylbewerber und Andersdenkende gipfeln.

**2018** Oskarshausen wird eröffnet – die neue Erlebniswelt und ein Entdeckerland für die ganze Familie in Freital.

**2020** Mit dem Zusammenschluss vom Hainsberger SV, FV Blau-Weiß Stahl Freital und SG Motor Freital entsteht der größte Sportverein im Landkreis. Der neue Verein heißt Sportclub Freital (SCF).

**1. Oktober 2021** – 100. Geburtstag der Stadt Freital.

Freital hat sich zu einem Mittelzentrum entwickelt. In der Stadt leben rund 40.000 Einwohnerinnen und Einwohner. Der Strukturwandel ist größtenteils gelungen. Industriebetriebe wie das Edelstahlwerk sind erhalten geblieben und neue Industriezweige wie das Ziegelwerk kamen dazu. In der Stadt gibt es eine beeindruckende Dichte von Handwerk und verarbeitendem Gewerbe. Die Wohnqualität hat sich im gesamten Stadtgebiet wesentlich verbessert.

*Ärztehaus und City-Center, 2020.*





*Der Punkt gehört zu uns!*

# Ein stolzes Team erzählt

## Frauen-Volleyballmannschaft

**W**as macht uns als Frauen-Volleyballmannschaft in Freital so besonders, dass wir sogar eine eigene Geschichte in einem Jubiläumsbuch erzählen dürfen? Hatten wir Einfluss auf die Geschichte in Freital in den letzten 100 Jahren? Vermutlich eher nicht. Während es Frauen-Volleyball seit mehr als 70 Jahren in Freital gibt, sind wir als neuformierte Mannschaft gerade einmal sieben Jahre zusammen und stecken damit im Gegensatz zur Stadt noch in den Kinderschuhen. An die langjährige Tradition anknüpfend ist genau in diesen sieben vergangenen Jahren nicht nur der Volleyball in Freital noch ein bisschen berühmter geworden, sondern auch Freital in der Volleyballwelt. Oder wie kommt es, dass mittlerweile sogar ehemalige Nationalspielerinnen den Weg nach Freital finden?

Unsere Geschichte wäre ohne diese bezaubernde Stadt und ihre Einwohnerinnen und Einwohner gar nicht möglich gewesen! Die Fans können bestätigen: Eine einzige spannende, emotionale Geschichte aus unserem Volleyball-Leben zu erzählen, ist reichlich schwierig. Denn jedes unserer (Heim-)Spiele sprüht nur so vor Spannung, Kampfegeist und Emotionen, die einfach nur fesselnd sind und keinen der Zuschauer auf ihren Plätzen sitzen lässt. Volleyball ist praktisch ansteckend! Volleyball ist mitreißend! Volleyball begeistert! Und da ist es egal, ob es sich um Männer- oder Frauenvolleyball handelt. Wobei

man an dieser Stelle auch ehrlich sagen muss, dass im Gegensatz zu den Männern, deren Spiel vor allem durch kurze und prägnante Ballwechsel geprägt ist, bei uns Frauen vor allem spannende und heiß umkämpfte Aktionen, die auch gerne mal ein bisschen länger dauern dürfen, im Vordergrund stehen. Vielleicht ist das auch einer der Gründe, weshalb unseres Erachtens nach der Frauenvolleyball noch ein Stück weit attraktiver ist als der Männervolleyball. Aber das sei nur von uns dahingestellt. Statistiken, die das belegen, gibt es dazu bisher noch nicht. Und am Ende empfindet das auch jeder ein bisschen anders. Aber ist es überhaupt möglich, diesen nervenaufreibenden und schweißtreibenden Sport ausüben zu können, wenn man Verpflichtungen und Familie hat? Wir sagen: Es geht! Und machen es auch gleich vor, denn fast die Hälfte unserer Mannschaft hat mittlerweile – neben uns als Volleyball-Familie – eine eigene Familie gegründet. Vielleicht ist auch genau dieser Punkt „Volleyball-Familie“ einer der Gründe, warum man dieser Sportart nie ganz den Rücken zukehren kann. Volleyball lebt von Teamgeist. Von Leidenschaft. Einer Leidenschaft, die vereint. Die zusammenschweißt. Von einem Team, das sich gegenseitig unterstützt. Und genau das macht uns als Freitaler Mannschaft auch aus. Jede steht für jede ein – nicht nur innerhalb der Mannschaft, sondern auch wir als Mannschaft mit der Stadt.

Dank Freital sind wir mit all unseren Herausforderungen niemals auf uns alleingestellt. Nicht nur die Stadt und Förderer unterstützen uns, wo sie nur können, sondern auch unsere Fans sind bei all unseren Heimspielen präsent und verleihen uns in hochdramatischen Spielen die Extraportion Energie, die wir zum Sieg benötigen. Diese enge Verbundenheit zwischen Fans und Mannschaft, das gegenseitige Unterstützen von Sponsoren, denen wir natürlich auch gern aushelfen, wenn Not am Mann beziehungsweise der Frau ist, gibt es unseres Erachtens nach nicht so oft. Freital bedeutet für uns ein Stück Heimat. Ein Stück Familie, bei der Zusammenhalt, Respekt und ein geschätztes Miteinander ganz großgeschrieben werden.

Freital bedeutet für uns aber auch eine gewisse Portion Extravaganz. Wir als Mannschaft streben immer nach mehr. Wir denken groß und sind dadurch auch schon mit einigen angeeckt, die unsere Bemühungen, jeden Spieltag zu feiern, zu genießen und einzigartig zu machen, für „viel zu übertrieben und viel zu viel Trara für unsere Spielklasse“ halten. Aber genau das sind wir. Unser Motto: „Wir wollen mehr – work hard, play harder“ und vor allem „zusammen mehr erreichen“ hat uns in den vergangenen Jahren nicht nur drei Aufstiege in Folge verschafft – von Level zu Level beziehungsweise von der Bezirksklasse in die Sachsenliga, in der wir jetzt spielen, sondern auch den Kampf um den Meistertitel im Sachsenpokal ermöglicht. Ein Tag, den wir sicherlich nie vergessen werden, ist der 6. April 2019. Zuerst wurde unser Aufstieg in die Sachsenliga bei unserem letzten Heimspiel perfekt gemacht – natürlich wieder mit viel Trara im Sinne von Freital: Einlau-

fen der Spielerinnen, Hallensprecher, Livestream und Pausenunterhaltung für unsere Fans inklusive. Danach ging es auch schon zum allerersten Mal zur Sportlergala nach Wilsdruff, bei der wir für die „Mannschaft des Jahres“ nominiert waren. Dieser Tag war geprägt von jeder Menge Euphorie, Emotionen und natürlich auch Stolz. Mit diesem Tag haben wir nicht nur Vereinsgeschichte geschrieben, sondern auch der Volleyballwelt ein Zeichen gesetzt: Nämlich, dass man ein Team aus Freital niemals unterschätzen sollte!

Früher einst belächelt, gibt es mittlerweile jede Menge Mannschaften, die sich genau wegen diesem Trara auf die Spiele bei uns – in einer kleinen Freitaler Halle – schon wochenlang vorher freuen oder uns sogar naheifern und versuchen, ihre Heimspiele genauso einzigartig zu machen, wie wir es tun. Was ihr euch aus unserer Geschichte mitnehmen könnt? Glaubt an euch! Tanzt aus der Reihe! Seid einzigartig und macht genau das, was ihr liebt! Denn nur weil andere sagen, dass das nicht geht, heißt das noch lange nicht, dass das auch wirklich so ist. Alles ist möglich – solange ihr nur daran glaubt!

In diesem Sinne wünschen wir der Stadt Freital und ihren Einwohnern immer den nötigen Optimismus, den Mut, die Kraft, das Durchhaltevermögen und die nötige Unterstützung, um all ihre Visionen, Träume und Pläne auch in die Tat umsetzen zu können und damit Einzigartiges zu schaffen.



*Angespannte Konzentration.*

# Alltagsbegleitung

## Liesa Pursche

**L**iesa wohnt seit 2010 in Freital-Burgk. Sie ist verheiratet und hat drei Kinder. Freital ist für Liesa eine familiäre Kleinstadt mit Potenzial, unter anderem für Netzwerke, denn anders als beispielsweise in Dresden geht es persönlicher zu, weniger anonym.

Die gebürtige Radebeulerin verbrachte die meiste Zeit ihrer Kindheit bei ihren Großeltern. Nach der Schule und auch am Wochenende kochte Oma für Liesa und ihre Geschwister. Opa war ein herzenguter Mensch, für den seine Familie immer an erster Stelle stand. Ihre Großeltern hatten jederzeit ein offenes Ohr, unterstützten Liesa, glaubten an sie und standen ihr auch bei Liebeskummer zur Seite.

Als Kind war Liesa schon sehr empathisch für alte Leute und unterstützte sie, wann immer sich die Gelegenheit ergab. Sie trug ihnen die Einkaufstüten nach Hause oder half ihnen über die Straße. In der Nachbarschaft kannte man Liesa schon und trug kleine Bitten an sie heran, die sie gern erfüllte. Sie träumte damals von einem altersgerecht ausgebauten Bauernhof mit eigenem Gemüseanbau und Selbstversorgung als ein Paradies für ältere Menschen und Tiere. Bei einer Exkursion im Rahmen eines Schultages testete sich Liesa beim Arbeitsamt an einem Computer durch viele Fragen, welcher Beruf zu ihr passen könnte. Als dieser den Beruf der Altenpflegerin ausspuckte, war sie nicht besonders überrascht.



*Liesa und ihre geliebte Oma.*

Ihre Verwandtschaft bestärkte sie nicht wirklich in ihrem Berufswunsch, ganz im Gegenteil, man wünschte einen ordentlichen Beruf für sie. Das konnte sie nicht verstehen. Altenpflegerin war für sie viel mehr als nur ein Beruf. Vor allem war es für Liesa ein Beruf, der sehr viel Achtung verdient.

Nach dem Abschluss der Schule 2001 absolvierte sie ein Freiwilliges Soziales Jahr in einem diakonischen Heim für Sterbebegleitung. Für sie war diese Erfahrung sehr bewegend. Dabei lernte sie, wie wichtig Qualität in der letzten Lebensphase für die Betroffenen ist und wie schön und zutiefst beruhigend es ist, wenn sie ihren Frieden finden können ohne in einem engen Zimmer in der Fremde unter Fremden dahinzuvegetieren.

Die junge Frau fühlte sich in dem Wunsch, mit alten Menschen zu arbeiten, auf ihrem Weg immer wieder bestätigt. Sie begann 2002 endlich eine Ausbildung zur Altenpflegerin in einem privaten Altenheim und beendete diese 2005. Nach der ersten Schwangerschaft suchte Liesa noch nach beruflichen Alternativen, weil die Arbeit in Schichten für sie, wie für viele andere Frauen in diesem Beruf, kaum mit dem Familienleben mit Kindern vereinbar ist. Sie arbeitete dann in einem Jugendprojekt, betreute kleine Kinder aus Familien in schwierigen Lebenssituationen und schwererziehbare Jugendliche. Parallel dazu kellnerte Liesa in einem Café, in das sie ihre kleine Tochter mitnehmen konnte. Später fand sie eine Anstellung in einem Büro im Autohandel und nach der zweiten Schwangerschaft in einem Hotel in Dresden. Hier musste sie allerdings auch am Wochenende arbeiten, was für die gesamte Familie zur Zerreißprobe wurde. Während dieser Zeit suchte Liesa nach einer beruf-

lichen Zukunft, die ihr ermöglichen würde, Familie und Beruf unter einen Hut zu bekommen und Erfüllung zu finden.

2005 erkrankte ihr geliebter Opa an Krebs. Er kämpfte seitdem gegen die Wucherungen in seinem Körper und immer wieder um sein Leben. Es sah einige Male aus, als würde er es nicht schaffen und aufgeben. Mit der frohen Botschaft der Schwangerschaft seiner Enkelinnen und der neuen Verheißung auf weitere Urenkel ging es ihm jedoch jedes Mal besser.

Liesa befand sich noch in Elternzeit mit ihrem dritten Kind, als sie begann, sich intensiv um ihren Opa zu kümmern. Sein Zustand verschlechterte sich zusehends. Er lag fast nur noch im Bett. Liesa übernahm Gänge zu Ärzten und Behörden, beantragte eine Pflegestufe für ihn und stellte fest, dass diese ganzen Tätigkeiten ihr viel Freude bereiteten. Sie informierte sich umfangreich über das Berufsfeld der Alltagsbegleitung und sprach mit Freunden und Bekannten darüber. Beim Arbeitsamt bot man ihr zunächst vor allem Anstellungen als Altenpflegerin im Dreischichtsystem an. Nach vielen Recherchen und Beratungen ergab sich die Möglichkeit einer Weiterbildung zur Alltagsbegleiterin im September 2018. Liesa freute sich sehr über diese Chance.

Da es ihrem Opa immer noch sehr schlecht ging, war sie gemeinsam mit ihrem kleinen Sohn jeden Vormittag bei ihm und versorgte ihn. Bis jetzt hieß es immer: „Das wird schon wieder. Das wird schon werden. Du wirst schon wieder gesund.“ Aber im März 2018, mit der Verlegung auf die Palliativstation, war es endgültig. Nichts wird schon wieder – du wirst sterben! Es geht zu Ende. Liesas Opa wurde nach Hause entlassen.

Durch den Krebswuchs in seiner Leber wurden Enzyme aus dem Gehirn entzogen und die bereits vorhandene Demenz wurde spürbar. Erinnerungen konnten nicht mehr aktiviert werden. Er wusste nicht, wo er war. Später war auch das Sprachzentrum betroffen und er konnte sich nicht mehr äußern.

Er verstand das alles überhaupt nicht. Er krächzte und wandte sich hilflos an Liesa: „Was ist mit mir? Was geschieht mit mir?“ Liesa antwortete: „Du bist sicher nur krank. Morgen ist es bestimmt wieder gut.“ Liesa hält diese Antwort heute für einen schweren Fehler, den sie sehr bereut. Sie denkt, er hätte besser abschließen und loslassen können, wenn Liesa ihm die Wahrheit gesagt hätte. So hielt er sich krampfhaft am Leben fest – tapfer und in der Hoffnung wieder gesund zu werden.

Liesa suchte Hilfe beim Palliativteam für die verzweifelte Oma, für die gesamte Familie und für sich. Sie wünschte sich Seelsorgehilfe für alle Betroffenen. Alle fühlten sich der Situation hilflos ausgeliefert und konnten damit nur schwer umgehen. Aber sie blieb auf sich alleingestellt. Die psychologische Unterstützung blieb aus. Die hohe Erwartung der eigenen Familie zur seelischen Unterstützung an sie als Altenpflegerin überforderte sie. Es war ihr geliebter Opa, der da unaufhaltsam dem Leben entglitt.

Der Beginn der Weiterbildung rückte näher. Liesas Opa ging es immer schlechter. Er konnte nicht mehr aufstehen. Als er trotz Schutzgitter aus dem Bett gefallen war, spitzte sich die Verzweiflung der Familie zu. Liesas Cousin schaffte es nicht, den 120-Kilogramm-Mann zu bewegen. Ein Anruf beim Rettungsdienst war wenig hilfreich. Die Begründung: Der Patient ist austherapiert!!!

Man kann hier nichts tun. Ein Anruf bei der Feuerwehr brachte die ernüchternde Erkenntnis, sie wären dafür nicht zuständig. Aus lauter Verzweiflung rief die Familie die Polizei. Die kamen dann zum Glück. Sie kamen sogar drei Tage hintereinander, um den schweren Mann jedes Mal wieder gemeinsam mit der Familie zurück ins Bett zu hieven. Am dritten Tag ging es Liesas Opa sehr schlecht. Dann kamen endlich Notarzt und Feuerwehr. Nach der Untersuchung durch den Arzt wurde entschieden, den alten Mann mitzunehmen. Aber wie? Die Wohnung lag im fünften Stock. Der Mann wog an die 120 Kilo. Einer der Feuerwehrmänner schlug vor, ihn über die Leiter an der Außenwand durchs Fenster zu transportieren. Ja klar. Wie im Film oder was? Liesa erhob energisch Einspruch. Am besten noch mit Sprungtuch, dann bräuchte man den Opa nur aus dem Fenster schubsen. Liesa war empört und konnte es nicht fassen, dass man einem Sterbenden eine solche Tortour zumuten wollte. Die Lösung war dann, dass der Mann in einem Tragetuch mit fünf Personen auf jeder Seite durch das Treppenhaus nach unten in den Krankenwagen gebracht wurde. Ihr Opa meinte zu den Helfern vor dem Transport mit einem mulmigen Gefühl und Galgenhumor: „Na dann viel Spaß beim Tragen!“ Im Krankenwagen lächelte er beruhigt und fühlte wahrscheinlich die Erleichterung seiner Angehörigen. Liesa saß voll Liebe und Anteilnahme an seinem Bett im Krankenhaus und versprach, bei ihm zu bleiben: „Ich lasse die Weiterbildung sein.“

Liesa war auf dem Weg zum Arbeitsamt, um die bewilligte Weiterbildung wie versprochen schweren Herzens abzusagen, weil sie sich unbedingt um ihren Opa kümmern und für ihn da sein wollte. Genau in dem Moment,

als Liesa vor dem Zimmer des Beraters stand, klingelte ihr Handy. Liesas Opa war gestorben. Nach der plötzlichen Stille und einem kurzen Aussetzen ihres Herzens, stürmten alle Gefühle und Empfindungen der letzten Monate auf sie ein: Ist es Schicksal, dass Opa gerade jetzt loslässt, um Liesa den Weg freizumachen, damit sie ihre Berufung zum Beruf machen kann?



Nach dem Abschluss der Weiterbildung beschloss Liesa, den Schritt in die Selbstständigkeit zu wagen. Sie bietet seit 2019 Alltagsbegleitung in Freital und Umgebung an.

Liesa hat es geschafft, ihrer Passion zu folgen und damit Familien mit pflegebedürftigen Angehörigen zu helfen. Durch ihr eigenes Erleben weiß sie, wie angespannt Situationen sein können und wie wertvoll seelischer Zuspruch und Trost sind. Sie unterstützt die Pflegenden dabei, sich schwierige Themen zu erschließen und helfende Netzwerke zu finden. Menschen wie Liesa machen unser Leben in Freital ein bisschen unbeschwerter und sind nicht wegzudenken.

## Liesa Pursche

*Geboren in Radebeul und lebt seit 2010 in Freital*

*Beruf: Selbstständige Alltagsbegleiterin*

*In Freital zu leben bedeutet für mich:*

*Eine Kleinstadt mit Potenzial*

*In einer Großstadt lebt man anonym, jeder für sich.*

*In Freital kann man schnell Kontakte knüpfen und Veränderung, gerade in dem Beruf des Alltagsbegleiters, schaffen. Freital ist mein Zuhause geworden. Ich gehöre hierher.*

*Lebensmotto:*

*Sei du der Grund, weshalb andere wieder an das Gute im Menschen glauben.*

# Erinnerungen aus Freital

Diana Hebold

**A**nlässlich des 100. Geburtstages der Stadt Freital setzten sich in meinem Kopf eine ganze Menge verschiedener Gedanken in Bewegung. Zunächst stellte sich mir zum Beispiel die Frage: Bin ich eine Freitalerin? Fühle ich mich als Freitalerin? Immerhin wurde ich nicht in Freital geboren und von den leicht über 40 Jahren meines Lebens habe ich etwa die Hälfte, also rundgerechnet etwa 20 Jahre, nicht in Freital gelebt. Dennoch bezeichne ich mich als Freitalerin. Wenn ich Briefe oder Karten an Freunde schreibe, dann setze ich oft „Liebe Grüße, Eure Freitaler“ darunter.

Aber ich möchte am Anfang beginnen. Als Kleinkind kam ich mit meinen Eltern hierher nach Freital, denn meine Mutti hatte eine Arbeitsstelle als junge Ärztin im Freitaler Krankenhaus angetreten. Zuerst wohnten wir in einer kleinen Zweiraumwohnung an der Dresdner Straße, direkt neben dem Storchenbrunnen. An die Kindergartenzeit im Mühlenviertel oder dann später, als wir in eine der damals heiß begehrten Vierraumwohnungen in Freital-Zauckerode umzogen, erinnere ich mich nicht in besonderen Details. Woran ich mich aber sehr gut erinnern kann, ist meine Zeit in der Glückauf-Oberschule, in der damals noch die Klassen eins bis zehn unterrichtet wurden, und auch die Zeit in der Musikschule.

Ich war sehr stolz auf meine Zuckertüte und meinen schönen roten Ranzen aus beinahe unverwüstlichem



*Diana 1981 mit ihrer Omi in Pirna-Sonnenstein.*

echten Leder. Einmal benutzte ich diesen Ranzen sogar als Schlitten: Auf ihm sitzend rodelte ich gemeinsam mit Klassenkameraden die eisglatte Straße vor der Schule hinab – und erhielt dafür einen Eintrag ins Hausaufgabenheft. Zum Glück nahm mein Ranzen keinen Schaden davon.

Von unserer Wohnung auf dem Weißiger Hang brauchte ich nur drei Minuten zu Fuß, zweimal um die Ecke und schon war ich in der Schule. Das war Klasse, denn ich war, genau wie zwei Jahre später meine Schwester, ein sogenanntes Schlüsselkind. Das heißt, ich durfte nach der Schule nach Hause gehen und brauchte nicht in den Hort. Manchmal blieb ich aber doch, um gemeinsam mit meiner damaligen besten Freundin, die nicht allein nach Hause gehen durfte, zu spielen oder die Hausaufgaben zu machen.

Damals hatten wir samstags morgens noch Unterricht. Mein Vati putzte in dieser Zeit immer das Auto und meine Mutti erledigte den Haushalt. Ich glaube, das war bei sehr vielen Familien so, denn wenn wir am Samstagmittag aus der Schule kamen, waren viele Männer an ihren Autos anzutreffen und die Fenster an den Wohnblöcken standen offen, so dass der wunderbare Duft der verschiedenen Mittagessen um die Ecken wehte.

Ich kann mich erinnern, dass es manchmal Gelegenheiten gab, wo meine Mutti oder mein Vati schnell in die Kaufhalle liefen, weil einer der Nachbarn oder ein Kollege Bescheid gesagt hatte, dass es Orangen oder Bananen gab. Oder es wurde gemunkelt im Kaufhaus an der Dresdner Straße beim Bahnhof Potschappel oder in der „Ehabe“, dem EHB-Bekleidungsfachgeschäft in Deuben am Neumarkt sei eine Kindersachenlieferung ein-

getroffen. Erst viel später begriff ich, dass eine Rationierung diverser Waren und Güter in der DDR zum Alltag der Bürger gehörte und dass man zum Beispiel auf ein Auto teilweise zehn Jahre oder länger warten musste. Damals habe ich diese Dinge gar nicht bewusst wahrgenommen und ehrlich gesagt, habe ich auch sehr, sehr selten irgendetwas vermisst.

Eine weitere Erinnerung, die aus meiner Kindheit lebendig geblieben ist, betrifft den Weißiger Wald. Oft spielten wir Kinder dort hinter den letzten Blocks, bauten Buden oder stauten den kleinen Bach. Einmal – waren wir da in der fünften Klasse? Ich weiß es gar nicht mehr genau – probierten wir eine Zigarette aus und wurden natürlich prompt von einem der Nachbarn dabei erwischt. Wir mussten uns damals eine Belehrung über die Schädlichkeit von Zigaretten und die Gefahr von Waldbränden anhören und ihm versprechen, das nicht wieder zu tun. Bei mir hat es geholfen. Ich habe in meinem Leben nie wieder eine Zigarette angefasst.

Damals lief die Zeit noch anders. Es gab noch keine Mobiltelefone und eine Uhr hatte ich nicht immer mit. Wir bekamen von unseren Eltern einfach gesagt, dass wir mit Einbruch der Dunkelheit oder zum Abendbrot zu Hause sein sollten. Wie wir es bei so einer ungenauen Zeitangabe geschafft haben, meistens pünktlich zu sein weiß ich nicht, aber wahrscheinlich trieb uns der Hunger rechtzeitig nach Hause. Manchmal wenn wir in den Büschen in der Nähe des Hauses gespielt haben, dann haben unsere Mütter auch schon mal aus dem dritten oder welchem Stock auch immer laut gerufen. Und wenn einer von uns gerufen wurde, dann wussten auch die anderen Bescheid, dass es Zeit war, nach Hause zu gehen.

Damals waren die meisten Kinder in meiner Schule stolze Jung- oder Thälmannpioniere und die meisten Schüler in den großen Klassen waren Mitglied in der FDJ, der Freien Deutschen Jugend. Mit einem blauem oder roten Halstuch und einer weißen Bluse traten wir Pioniere und die FDJler mit dunkelblauen Hemden zum Appell am ersten Schultag jedes Schuljahres oder zu anderen besonderen Gelegenheiten an. Dabei wurde man vom Schulleiter begrüßt und durfte seiner Rede lauschen. Mit dem Eintritt in die Pionierorganisation verpflichtete man sich unter anderem dazu, anderen Menschen zu helfen, freundlich, fleißig, ehrlich, ordentlich und zuverlässig zu sein. Diese Werte finde ich immer noch gut. Am Ende des Schuljahres gab es den Abschlussappell, zu dem die besten Schüler mit Abzeichen für gutes Lernen oder mit den Sportabzeichen in Gold, Silber oder Bronze und einer Urkunde geehrt wurden.

Nachmittags gab es in regelmäßigen Abständen die Pionernachmittage. Das bedeutete, dass miteinander gebastelt wurde oder ein gemeinsamer Ausflug zur Patenbrigade auf dem Programm stand. Einmal unternahmen wir mit Mitgliedern unserer Patenbrigade einen Werksrundgang und durften uns die Arbeitsplätze anschauen. Ein anderes Mal fertigten wir mit den Frauen und Männern kleine Kerzenständer aus Holz und einfache Pyramiden für die Weihnachtszeit an.

Auch in der Musikschule ging es damals anders zu als heute. Ich durchlief zunächst das Jahr der musikalischen Früherziehung und wollte dann unbedingt Geige spielen lernen. Anne Sophie Mutter war damals so jung und spielte Vivaldis „Vier Jahreszeiten“ so schön – das wollte ich auch. Nebenbei konnte man sich aussuchen,

ob man im Chor oder im Musikschulorchester mitwirken wollte. Ich habe beides probiert und bin dann beim Orchester hängengeblieben. Dazu kam noch der Unterricht im Fach Musiktheorie. In dieser Zeit, bis zur Wende 1989, bin ich bis zu viermal in der Woche nachmittags in die Musikschule gegangen, die sich damals noch im alten Gebäude der Döhlener Förderschule befand und ich war bis auf wenige Ausnahmen, wo es mal nicht so gut lief, damit sehr glücklich.

Mit der Wende veränderte sich so vieles. Wir zogen auf den Sauberg und ab der siebenten Klasse besuchte ich das Gymnasium in Dresden-Plauen. Mit dem Schulorchester durfte ich an faszinierenden Orten in Dresden auftreten, wie im Coselpalais oder in der gerade neu fertig gewordenen Unterkirche der Dresdner Frauenkirche. Musikalisch schritt ich voran, im Geigenunterricht mit Günther Charles und im Gesangsunterricht mit Karin Charles, die beide nach der Wende 1989 aus ihren Lehr- und Leitungstätigkeiten der Musikschulen in den Ruhestand eintraten und 1994 den Musikverein Freital gründeten. Diesen beiden Menschen bin ich bis heute sehr dankbar für die vielen Jahre, die sie mich musikalisch begleitet und gefördert haben. Sie sprachen mir immer wieder Mut zu und ermunterten mich weiterzumachen. Die Wende brachte so viele neue Möglichkeiten mit sich. Ich durfte zum Beispiel an einem Schüleraustausch nach Frankreich und an einem nach St. Petersburg teilnehmen und ich besuchte sogar für ein ganzes Jahr eine Schule in Kanada und erlangte den High School Abschluss mit First Class Honors.

Nach dem Abitur entschied ich mich für ein Studium und ein Leben in Leipzig. Der Studiengang Diplom-Dolmet-

scher brachte viele weitere Reisen und Auslandsaufenthalte mit sich. Auf den Abschluss dieses Studiums bin ich heute noch stolz. Das war eine sehr anstrengende, aber auch eine sehr schöne Zeit. Neben dem Studium war ich zwei Jahre lang Seminarschülerin in der Musikhochschule Felix-Mendelssohn-Bartholdy Leipzig und ich spielte damals auch im Orchester der Universität Leipzig mit. Die Konzerte im Gewandhaus vor einem so großen Publikum waren etwas ganz Besonderes für mich.

Ein ganzes Studienjahr verbrachte ich zwischendurch im Jemen und insgesamt zwölf Jahre lang in der Messestadt an der Pleiße. Meine Zeit in Leipzig war geprägt von so vielen schönen Erfahrungen. Ich war sehr frei und konnte so viel ausprobieren. Auf Mittelaltermärkten genoss ich in verschiedenen Besetzungen das musikalische Marktleben. Für eine Renaissancetanzgruppe kamen die alten Tänze des Mittelalters, der Renaissance und des Barock dazu. Bis hin nach Wittenberg zur Lutherhochzeit fuhren wir regelmäßig. Das war eine wunderbare Zeit. Aufenthalte im Norden Deutschlands und in Dänemark ließen mich die nordische und skandinavische Musik, BalFolk und finnischen Tango entdecken. In dieser Zeit spielte ich frei auf den verschiedensten Instrumenten. Dabei erkannte ich wie wichtig es ist, eine gute Basis aus ordentlichen Grundlagen des Wissens und Könnens zu legen und dass dann viel auch funktioniert, wenn man es einfach macht.

Von Leipzig aus ging mein Leben fast nahtlos in ein Leben in Irland über. Dort arbeitet man auf ganz andere Art und Weise als hier und auch die Denkweise der Kelten ist erstaunlich anders als die Denkweise der Germanen.

## *Diana Hebold*

*Geboren 1978 in Dresden*

*In Freital zu leben bedeutet für mich:*

*... entspannt für meine Familie und mich sorgen zu können*

*... im Grünen, mit allen Annehmlichkeiten einer Stadt zu leben*

*... nah bei meiner Familie zu sein*

*Lebensmotto:*

*Hinter dem sichtbaren Horizont gibt es immer noch eine andere Welt. Lasst uns losgehen sie zu entdecken!*



*Diana mit Geige, 2003.*

Dort in Irland habe ich meine Liebe zur irischen Musik entdeckt und bei der Musik, bei einer Session, lernte ich auch meinen Partner Ted kennen. Im Leben und auch in der Musik ergänzen wir uns hervorragend. 2012 trafen wir die Entscheidung, in Freital gemeinsam ein neues Leben anzufangen. Im Juli 2013 fuhr Ted unseren Hausrat mit unserem alten Jeep und einem Anhänger über

die Fähre von Irland nach Frankreich und durch halb Europa bis hierher. Wir stellten fest, dass nicht nur Irland grün ist, sondern dass sich auch Freital in den Jahren seit 1989 in ein echtes grünes Schmuckstück verwandelt hat. Im September desselben Jahres wurde unsere Tochter im Freitaler Krankenhaus mithilfe meiner Mutti, der Gynäkologin Dr. Kerstin Hebold und der Hebamme



*Diana und Ted 2013 kurz vor der Geburt von Töchterchen Sylvia.*

Marika Schwabe geboren. Auch diese beiden Frauen gehören mit in die Reihe meiner „Heldinnen“. Während ich mit unserem Töchterchen schwanger war und nach der Geburt zu Hause, habe ich das Spiel auf der Gitarre erlernt.

2014 wagten wir den Sprung in die Selbstständigkeit. Diese Arbeit war mir, trotz mancher Schwierigkeit, bisher in meinem ganzen Arbeitsleben die liebste, weil sie andere Menschen und auch mich mit so viel Dankbarkeit erfüllen konnte. Als Künstler durften wir am Leben der Menschen teilhaben, an ihren Geburtstagen und Hochzeiten, wir durften auf Stadtfesten und Betriebsfeiern spielen und auch durch Zeiten der Trauer durfte ich Menschen begleiten. Ich hoffe, dass ich ihnen mit meinem Dasein und meiner Kunst Freude bereiten oder ein kleines Stück weit in ihrer schweren Zeit beistehen konnte. Ich hoffe, dass ich ihre Seele berühren oder ihnen eine kleine Auszeit vom Alltag verschaffen konnte. Viele Menschen haben mir ihr Vertrauen geschenkt, in guten wie in weniger guten Zeiten. Ich konnte viel von ihnen lernen und dafür bin ich ihnen sehr dankbar.

In Freital fanden wir erstaunlich viele Menschen, die sich der Musik als Hobby und auch der irischen Musik widmen. Das konnten wir erfahren, als wir die Idee eines irischen Folk Festivals in Freital verbreiteten. So entstand das Freital Irish Folk Festival, eine wunderschöne Veranstaltung, die die unterschiedlichsten Gruppierungen, Bands und Künstler vereinigte. Wir hoffen, dass die freundschaftlichen Beziehungen untereinander noch zu vielen schönen Veranstaltungen führen werden.

Nun ist das Jahr 2020 angebrochen und ich schreibe meine Geschichte für das geplante Buch zum Stadt-

jubiläum. Meine Familie und ich kämpfen mit diversen Schicksalsschlägen und das Corona-Virus hält die Welt in Atem. Wie es weitergehen wird, weiß noch niemand und auch wir werden uns überraschen lassen müssen.

Trotz allem bin ich sehr froh, dass wir in Frieden leben, genug zu essen haben und eine warme Wohnung. Meine Omi, die als Jugendliche den Zweiten Weltkrieg und ganz andere Zeiten erleben musste, verlor damals beim Bombenangriff auf Dresden ihr Elternhaus und überhaupt alles. Ihre Familie stand mit leeren Händen vorm Nichts und war froh, am Leben zu sein.

Wir wünschen uns, dass die Zukunft wieder positiv aussieht. Wir wünschen unserer Stadt einen tollen 100. Geburtstag, Feierlichkeiten ohne Sorgen und eine nachhaltige Entwicklung in der Zukunft.

Nun, zum Schluss, möchte ich noch einmal auf die Frage vom Beginn meiner erzählten Erinnerungen aus Freital zurückkommen und sie ein zweites Mal beantworten: Ja, ich bin eine Freitalerin und ich wohne gern hier im Grünen vor den Toren Dresdens.

# Sport frei – sei dabei

Susanne Kaiser

**S**usanne Kaiser wurde am 28. Mai 1979 in Dresden geboren. Von Anfang an steht der Name der Familie Kaiser für den Sport. So ist Susannes Mutter Gisela als leidenschaftliche Sportlehrerin bekannt. Vater



Klaus arbeitete hauptberuflich als Volleyballtrainer. Für Susanne und ihre drei Jahre jüngere Schwester Claudia wurde der Sport ein selbstverständlicher Teil ihres Alltags.

Im Sommer 1986, bevor Susanne in die zweite Klasse kam, zog Familie Kaiser nach Freital. Nun besuchte Susi die Glück-Auf-Oberschule in Zauckerode und wurde hier heimisch. Sie lernte neue Freunde kennen und begann selbst aktiv im Verein Sport zu treiben. Zu dieser Zeit wurde in Freital die neue Abteilung Rhythmische Sportgymnastik aufgebaut und die Kaiser-Schwestern trainierten regelmäßig mit großer Leidenschaft im Turn- und Sportverein unter der Leitung von Carmen Beke und Uta Steuer. Susannes Passion für die Handgeräte wie etwa die Keulen, den Reifen oder das Band überdauerte all die Jahre bis heute – ebenso wie ihr Enthusiasmus für die Vereinsarbeit.

Mit der politischen Wende 1989 veränderte sich für Susi nicht nur das tägliche Leben. Auch in sportlicher Hinsicht wandelte sich vieles. „Wie einfach und blass doch zu DDR-Zeiten die Gymnastikanzüge waren“, lacht sie und denkt dabei an ihre Mutter, die mit großem Aufwand für die Schwestern Wettkampfanzüge besorgte und sie

*Susanne und Schwester Claudia, 1986.*

mit Pailletten oder Perlen verzierte, damit sie auffälliger wurden und die anderen Sportler und das Publikum beeindruckten. Später war das überhaupt kein Problem mehr, weil eine vielfältige Auswahl zur Verfügung stand.

Mit jugendlichen zwölf Jahren begann Susanne ihre Tätigkeit als Übungsleiterhelferin in der Abteilung Rhythmische Sportgymnastik. In dieser Zeit entwickelte sich ihre Leidenschaft für die Arbeit als Übungsleiterin und Trainerin. Sie wollte ihr Wissen, ihr Können und ihre Erfahrungen an die Kinder im Verein weitergeben. Das motivierte sie dazu, neben der Schule eine Ausbildung zur Übungsleiterin zu absolvieren. Damit war der Grundstein für Susannes bis heute anhaltende Vereinsarbeit in Freital gelegt. Neben der Ausbildung und ihrer Arbeit mit Kindern trainierte sie selber aktiv weiter und konnte 1995 das Wettkampfgericht der Sächsischen Meisterschaft beeindrucken. Sie erreichte einen vierten Platz und setzte sich gegen Gymnastinnen des Leistungszentrums Leipzig durch. Dies war bis dahin ihr größter persönlicher Erfolg. Im gleichen Jahr schloss Susanne mit 15 Jahren die zehnte Klasse ab und beendete erfolgreich eine weitere Ausbildung zur Fachübungsleiterin für Gymnastik und Tanz. Das Abitur absolvierte Susanne 1998 im Berufsschulzentrum Altröftal. Sie beendete ihre Laufbahn als aktive Gymnastin in Freital, da sie eine Arbeitsstelle in Dresden antrat. Die ehrenamtliche Übungsleitertätigkeit für Gymnastik führte sie jedoch weiter. Sie unterstützt auch heute noch ihre Trainingsfreundin Heike Hilliges, ebenso wie ihre Schwester Claudia im heutigen SC Freital in der Abteilung Rhythmische Sportgymnastik.

## Susanne Kaiser

*Geboren:* am 28. Mai 1979 in Dresden

*Lebensmotto:*

*Blicke nach vorn, glaube an dich und schaue dankbar zurück!*

*Aktiv als:* Vorstandsvorsitzende

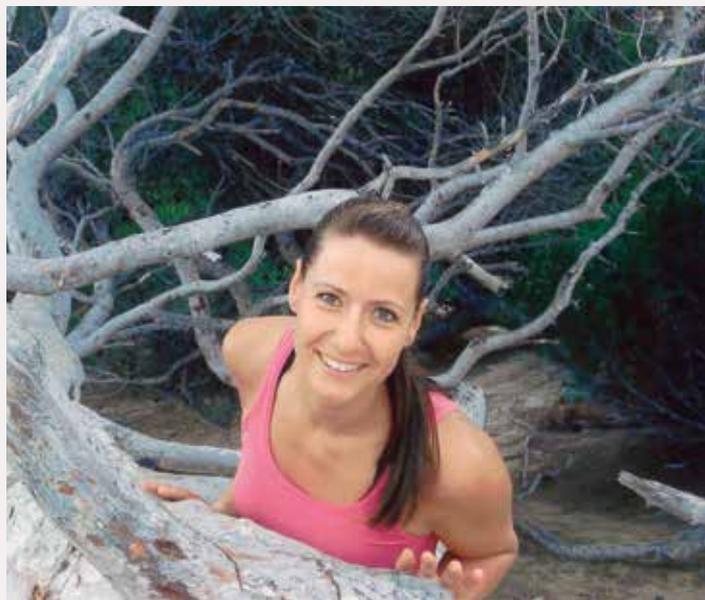
*Abteilungsleiterin Fitness + Gesundheit im Muskelkater Freital e. V.*

*In Freital zu leben bedeutet für mich:*

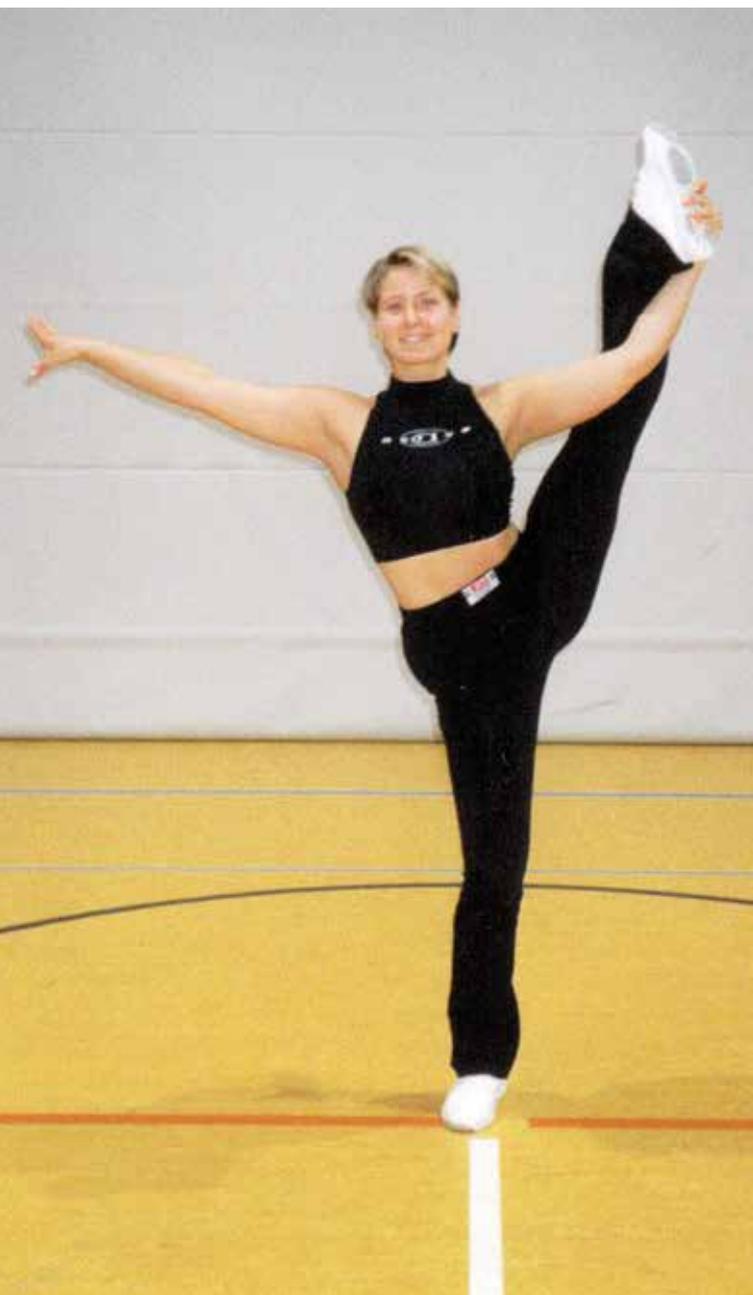
*... Heimat.*

*Was wünschen Sie Freital?*

*Ich wünsche mir für Freital, dass es für jedermann verschiedene Möglichkeiten der sportlichen Aktivität gibt.*



*In der freien Natur, 2010.*



*Susanne im Standspagat, 1998.*

Nach Abschluss des Abiturs entschloss sich Susanne zu einer dreijährigen Ausbildung zum „Fachsportlehrer für Fitness und Gesundheit“. Dafür pendelte sie bis 2001 zwischen dem Ausbildungsort Kassel und ihrem Arbeitsort, dem Dresdner Fitnessstudio XXL und konnte sich damit beruflich weiterentwickeln. Im studioansässigen „Aerobicleistungszentrum“ des Vereins Aerobic & Tanzwerkstatt Dresden e. V. fand Susanne erneut eine sportliche Herausforderung und nahm wieder aktiv an Wettkämpfen teil, diesmal im Bereich Aerobic. „Das war eine sehr anstrengende, aber gleichzeitig erfahrungsreiche und tolle Zeit“ erinnert sich Susanne. Heute noch schwärmt sie von den vielfältigen Showauftritten und den zahlreichen Wettkämpfen in ganz Deutschland und über die Landesgrenzen hinweg. Mit dem Sechserteam wurde Susi im Jahr 2000 Deutscher Meister und French-Open-Sieger. Ihrem Trio gelangen ein dritter Platz bei den Deutschen Meisterschaften 2001 und sogar die EM-Qualifikation. Ihre aktive Laufbahn mit dem Aerobic-Team beendete sie 2001 verletzungsbedingt und konzentrierte sich auf eine alternative berufliche Zukunft außerhalb der Wettkämpfe.

Im Jahr 2003 entschloss sich Susi zum Schritt in die Selbstständigkeit. Das war ihre Möglichkeit, wieder in Freital beruflich und sportlich aktiv zu werden. Als freie Fitnesstrainerin und Kursleiterin war sie ein Teil der Freitaler Fitnessstudios. Eine weitere Ausbildung zur Personal Trainerin rundete ihre Qualifikationen ab. Mit viel Liebe entstand parallel ein Studio in der Nähe ihrer Wohnung in Freital-Wurgwitz, welches sich zu einem Ort der Begegnung mit zahlreichen Kursangeboten für alle entwickelte. Fast zehn Jahre trainierten dort sportinteressierte Freitaler und fanden viel Freude daran.

2012 begann für Susanne mit der Geburt ihres Sohnes Til ein neuer Lebensabschnitt, mit dem auch wieder berufliche Veränderungen einhergingen. Nach reichlichen Überlegungen gründete sie gemeinsam mit ihrem Lebenspartner Thomas Röthig und Freundin Manja Keppler 2014 den Verein Muskelkater Freital e. V. Unterstützung fanden sie durch zahlreiche Mitstreiter, welche durch ihr Engagement und ihre Liebe zum Sport den Verein bekanntmachten. Der Muskelkater Freital e. V. entwickelte sich zu einem großen Familien- und Freizeitsportverein. Dabei stehen der Spaß und die Freude an der Bewegung im Vordergrund. Ein guter Platz für Susanne – hier fühlt sie sich wohl und ist angekommen.

So schließt sich nun der Kreis und kann sich weiterdrehen: Susannes Leidenschaft für den Vereinssport begann schon früh in ihrem Leben und jetzt ist sie bereits seit sieben Jahren mit dem Team des Muskelkater Freital e. V. in verschiedenen Turnhallen der Stadt aktiv. Damals wie heute begegneten Susi auf ihrem Lebensweg diverse Herausforderungen, die sie aber gemeinsam mit ihrem Team und mit ihrer Familie meistert. Susanne möchte an dieser Stelle allen Ehrenamtlichen und all jenen danken, die mit viel Zeit und Engagement den Muskelkater Freital e. V. unterstützen und stärken. Ganz besonders dankbar ist sie Manja Keppler, die leider im November 2020 viel zu jung an einer schweren Krankheit verstarb. Von ihr lernte Susanne, was ein wirklicher Kampf ist. Sie lernte nicht aufzugeben, egal wie schlimm es auch aussehen mag und dankbar dafür zu sein, was man hat.

In diesem Sinne hofft Susi, dass die Begeisterung für sportliche Aktivität und die Leidenschaft für die Vereinsarbeit über die Generationen hinweg erhalten bleibt.

# Vierzig Jahre bewegtes Leben in Freital

Carmen Beke

In einem kleinen Dorf in Thüringen, in Hasenthal, Ortsteil Schneidemühle wuchs ich auf. Besonders prägend war, aus heutiger Sicht, die Nähe zur Natur – die letztlich auch meine Einstellung, die ich bis heute habe und nach der ich lebe, beeinflusst hat. Gut in Erinnerung geblieben ist mir der Schulweg über die Landstraße, der mir nie unsicher vorkam. Schon als Fünfjährige bin ich täglich zu Fuß die eineinhalb Kilometer über die Landstraße in den Kindergarten gegangen. Sehr selten nur war dort ein Auto oder Bus zu sehen und so fühlte ich mich schon damals von der Natur umgeben sehr sicher.

Als ich acht Jahre alt war, wurde meine Schwester Romi geboren. Ich wollte unbedingt eine Schwester! Als sie dann da war, fand ich es nicht immer so interessant, wie ich mir das vorgestellt hatte. Unsere Interessen waren schon aufgrund unseres Altersabstandes sehr unterschiedlich. 1965 kam ich mit einer riesengroßen Zuckertüte im Arm voller Stolz in die Polytechnische Oberschule Hasenthal. In der vierten Klasse, als ich neun Jahre alt war, zogen meine Eltern mit uns nach Brand-Erbisdorf, wo ich schließlich den Abschluss der zehnten Klasse ab-



*Schulanfang in Hasenthal in Thüringen.*

solvierte und bis zum Abitur lebte. Von den ehemaligen Grundschulfreundinnen getrennt spielten wir hauptsächlich mit den Eltern Brettspiele, sie lasen uns vor und malten mit uns. Ich las schon damals mit Hingabe sehr viele Bücher. Besonders gern erinnere ich mich an die Urlaubsfahrten mit der Familie nach Graal-Müritz an der Ostsee. Damals entstand wohl auch die Verbundenheit zur Ostsee, denn mein Lebenspartner und ich fahren immer noch sehr gern dahin. Im Alter von 13 bis 18 Jahren ging ich in den Reitverein, in eine Tanzgruppe, zum Turnen und dachte zunächst: Werde ich einmal Pferdezüchterin? Nach der zehnten Klasse musste ich mich ein wenig ausprobieren und so begann ich für drei Wochen eine Krankenschwesterausbildung, vielleicht weil mir einmal ein Kindergarten tag mit den Arztspielen mit Kittel und mit Instrumenten so gut gefallen hatte. Doch ich besann mich noch rechtzeitig auf meine wirklichen Fähigkeiten und Vorlieben und wechselte unmittelbar danach an die damalige Erweiterte Oberschule „Hans Beimler“ in Brand-Erbisdorf, um das Abitur zu absolvieren.

Am liebsten mochte ich schon als Kind Aktivitäten, bei denen ich mich viel bewegen konnte und Körpereinsatz zeigen musste: Radfahren, Rollschuhlaufen, Geräteturnen, Tanzen und Reiten. Ballspiele und Wettkämpfe hingegen mochte ich nie so gerne. Das Teesammeln als Schulkind, die Heuernte mit den Großeltern und Eltern, der große Kirschbaum im Garten, das Spielen im Freien, das Toben im Heu waren meine Leidenschaften. Der Kontakt zu Haustieren und Nachbarskindern war mir besonders wichtig. Als ich noch Kind war, dachte ich, es wäre eine wunderbare Sache, ein paar Kunststücke einzuüben und dann mit einem Zirkus durch die Welt zu ziehen. Mit einer

## Carmen Beke

*Geboren:* am 12. April 1959 in Gräfenthal/Thüringen

*Lebensmotto:*

*Akzeptiere dich und deine Vergangenheit.*

*Lebe achtsam im Jetzt.*

*Schau neugierig und mit Vorfreude in deine Zukunft.*

*Aktiv als:* *Fitnesstrainerin im Freizeitzentrum „Hains“*  
*Heilpraktikerin in eigener Praxis ebenfalls in*  
*Freital-Hainsberg*

*In Freital zu leben bedeutet für mich:*

*... eine interessante Aufgabe zu haben.*

*... einen Ausgangspunkt für kurze Wege in die Natur*  
*und nach Dresden zu haben.*

*... Freundschaften im Umfeld zu haben und*  
*zu pflegen.*



*Vor dem Freizeitzentrum „Hains“, 2017.*

Freundin übte ich fleißig Spagat und Brücke, auf dass der Traum einst wahr würde. Das Leben im Zirkuswagen in einer großen Zirkusfamilie schien mir damals wahnsinnig interessant.

Die in Moskau 1961 getroffene Entscheidung zur Schließung der Sektorengrenze und die durch die Teilnehmerstaaten des Warschauer Vertrages bestätigte Abriegelung der innerdeutschen Grenze durch den Bau der Mauer sollte auch mein Leben beeinflussen. Unser damaliger Wohnort Hasenthal war ungefähr einen Kilometer Luftlinie von der neu entstandenen deutsch-deutschen Grenze entfernt. Aufgrund des Sperrgebiet-Status konnten wir nur mit Passierscheinen, die man lange vorher beantragen musste, einreisen, um die Großeltern, weitere Verwandte und auch alte Freunde zu besuchen. Mein Großcousin verließ mit siebzehn Jahren das Land über die „Grüne Grenze“ und machte sich nichts daraus, dass der Mauerbau die sogenannte „Abstimmung mit den Füßen aus dem sozialistischen Arbeiter- und Bauernstaat“ ja gerade verhindern sollte. Er kehrte nie zurück. Das Leid der Familie meiner Großtante über seinen Weggang war uns allen spürbar. Sie hatten bereits zuvor ein Kind durch Krankheit verloren und so lagen oft Traurigkeit und Verlassenheit in der Luft.

Meine Eltern haben bis zu ihrer Rente immer in Betrieben der Umgebung unserer Wohnorte gearbeitet, zuletzt im Glühlampenwerk Narva in Brand-Erbisdorf. Mein Vater war Dreher, meine Mutter Monteurin. Beide Eltern arbeiteten je vierzig Wochenstunden als Schichtarbeiter viele Jahrzehnte lang im Dreischichtsystem. Da war es ein Muss, die Schichten so zu legen, dass im Schulalter von uns Schwestern immer ein Elternteil für uns da war. Das

imponiert mir noch heute. So arbeiteten die Eltern jahrelang in Wechselschicht und schrieben sich Briefe, die sie auf dem Küchentisch füreinander hinterlegten – für sie sicher nicht optimal, aber sie haben das als „in Ordnung“ empfunden. Das war nun einmal so und wir waren gut betreut. Mein erstes Geld verdiente ich durch Ferienarbeit in demselben Betrieb, in dem meine Eltern arbeiteten.

Meine Freundschaften bestanden nicht nur in der Nachbarschaft. Die zu Dorothea, welche als Brieffreundschaft über die innerdeutsche Grenze hinweg begann, hat mittlerweile 54 Jahre Bestand. Als Achtjährige konnte ich durch unseren grenznahen Wohnort das Hörfunkprogramm RIAS - Rundfunk im Radio hören. Dort wurden bei Preisausschreiben immer die Namen und Wohnadressen der Gewinner verlesen und so dachte ich mir: Ich schreibe einfach mal den drei Gewinnerkindern. Alle Kinder antworteten mir. Von einem bekam ich zum Beispiel eine Weihnachtskarte und mit Dorothea ergab sich eine wunderbare, lebenslange Freundschaft. Zur Abiturfahrt ihres Schulabschlussjahrgangs nach Prag im Jahr 1979 nutzen wir dann erstmals die Gelegenheit, uns persönlich zu begegnen – war das eine Aufregung! Im Wende-November 1989 dann haben Dorotheas Eltern mich sogleich über Weihnachten nach Speyer in Rheinland-Pfalz eingeladen. Es folgten zahlreiche Treffen und sogar unsere Eltern haben sich anfreunden können.

Von 1977 bis 1981 habe ich Sportwissenschaften an der Deutschen Hochschule für Körperkultur – der DHfK Leipzig studiert. Ich begann das Studium mit 18 Jahren. Bewegung war ja schon immer eine meiner Leidenschaften. Doch wenn ich genauer darüber nachdenke, habe ich es auch für meinen Vater getan. Meine Eltern betrieben nie

einen regelmäßigen Sport. Doch mein Vater fand immer, Diplom-Sportlehrer wäre ein beeindruckender Beruf. So hat er indirekt „eine Aktie daran“, dass ich einen Sportberuf ergriffen habe. Wesentlich hat meine Vielseitigkeit durch verschiedenartigen Freizeitsport in Kindheit und Jugend dazu beigetragen, die Eignungsprüfung an der DHfK zu schaffen. Wie die meisten Studenten erhielt ich ein reguläres Stipendium zum Studium. Ich sehe es heute als große Möglichkeit der damaligen Bildungsförderung an, dass wir unsere Stipendien nicht zurückzahlen mussten. Mit dem erworbenen Diplom hatte ich die Ortswahl für mein Berufsleben zu meistern. Meine Beweggründe, 1981 nach Freital zu ziehen, waren sehr pragmatisch. Durch die Absolventenvermittlung in der DDR, die eine Liste von möglichen Arbeitsplätzen zur Verfügung stellte, konnte ich zwischen drei Orten wählen. Ich wusste, ich werde kein wirkliches Stadtkind und so fiel für mich Dresden als Wunschort raus. Der vorgeschlagene Ort Reichenbach im Vogtland schien mir aufgrund des gefühlten dort vorherrschenden Dauerwinters unattraktiv als Arbeitsstandort. So fuhr ich in das für mich übersichtliche Freital – ein Tal, das geprägt war durch den Ziegeleilandort und das Edelstahlwerk und das einem vorkam, als läge es in einer beinahe dauerhaften roten Wolke. Auf der damals sehr grauen Dresdner Straße, die sich langzog wie ein „Bandwurm“ mit kargen, kahlen Häuserwänden, erhielt ich auch gleich meinen ersten kleinen Kulturschock, als ich das erste Mal mit dem Zug in Freital ankam, um am Ende meines Studiums ein Praktikum zu absolvieren. Je weiter ich jedoch später in Richtung des Stadtteiles Hainsberg fuhr, umso grüner wurde die Kleinstadt. Ich entschied mich also mehr aus beruflichen Gründen für

den Standort Freital. Hier hatte ich unter anderem die Möglichkeit, die Sportart „Rhythmische Sportgymnastik“ als Kreissportlehrerin aufbauen zu können. Diese Sportart wählte ich im Studium als meine Spezialsportart aus. Ich erhielt die Anstellung bei der Massenorganisation Deutscher Turn- und Sportbund im DTSB-Kreisvorstand Freital. Mein erster Lohn betrug 620 Mark. Damit konnte ich meinen Lebensunterhalt gut bestreiten. In den ersten Jahren war ich im Sportbund Freital verantwortlich für die Sportarten Turnen und Gymnastik sowie für mehrere Vereine und bildete beispielsweise Übungsleiter aus. Ich leitete mehrere Sportgruppen. Damals, noch im Sportverein des Prüfgerätewerkes, habe ich die Sportart „Rhythmische Sportgymnastik“, kurz RSG in Freital neu aufgebaut, was mir sehr entsprach. Die RSG besteht noch heute mit gutem Erfolg im jetzigen SC Freital und ist ganz in den Händen ehemaliger Sportlerinnen. Viele meiner damaligen Sportlerinnen haben später selbst „Bewegungsberufe“ ergriffen. Sie sind heute Sportlehrer, Trainer, Physiotherapeuten oder ehrenamtlich im Sport tätig, was mich wirklich sehr freut. Zu einigen von ihnen habe ich heute noch Kontakt.

Sofort nach der friedlichen Revolution 1989 ergriff ich die Chance und machte eine Aerobictrainer-Ausbildung. Auch hierbei konnte ich durch meine Orientierung auf die Gymnastik profitieren. Nach der Wende wurde die Besetzung der Fachkräfte beim DTSB von etwa fünfzehn auf zwei Mitarbeitende reduziert, was mich auch persönlich betraf. Ich hatte jedoch Glück und arbeitete danach nahezu nahtlos im Fitness- und Rehabereich als Sportlehrerin und später Sporttherapeutin weiter. Die interessanteste Aufgabe war für mich der Aufbau des Fitnessclubs im Freizeitzentrum



*In Aktion als Aerobictrainerin, 1995.*

„Hains“, den ich danach von 1998 bis 2012 knapp 15 Jahre lang auch geleitet habe. Eine weitere umfassende Ausbildung zur Feldenkrais®-Lehrerin absolvierte ich in Berlin von 2006 bis 2011. Dabei geht es um Bewusstheit durch Bewegung, um Übungsabläufe zur Bewusstwerdung von Bewegung, die unterbewusst vom Körper selbstreguliert werden. Diese Qualifikation kann ich heute in meinen beiden Arbeitsbereichen als Heilpraktikerin und auch in meinen Kursen sehr gut anwenden.

Ich lebe im Stadtteil Zauckerode. Was Freital für mich heute besonders macht, ist die Nähe zu Dresden. Damit habe ich auch die kulturellen Angebote immer in Reichweite. Besonders gern gehe ich in klassische Konzerte, Ausstellungen und Lesungen. Das naturnahe Umfeld um Freital schätze ich sehr. Besonders wichtige Orte in der Umgebung sind für mich der Tharandter Wald, das Erzgebirge und die Sächsische Schweiz. In Freital selbst bin ich sehr gern an meinem Praxissitz gleich an der Weißeritz und auch im Rabenauer Grund, der von Hainsberg aus

leicht erlaufbar ist. Gerade auch bei Regenwetter oder im Winter ist er ein wunderbarer Ort. Da ist es zu bestimmten Zeiten noch still, geradezu ein bisschen verzaubert. Gern lasse ich mich zudem von den schönen Wanderwegen in der Freitaler Umgebung leiten.

Mein ganzes Leben schon habe ich Freude daran, etwas Neues zu lernen. Und diese Eigenschaft eröffnet mir immer wieder neue Türen in der beruflichen Anwendung. Als ich zum Beispiel die Fortbildung zur Feldenkrais®-Lehrerin machte, Aerobic-Trainerin wurde, Rückenschul-Lehrerin, Herz-Kreislauf-Trainerin, Rehasport-Trainerin, medizinische Aufbautrainerin oder Pilates-Trainerin brachte ich dies in meine Fitness-Kurse ein. Wiederum, was ich viel später in naturheilkundlichen Kursen wie der Ohr-Akupunktur, Ausleitungsverfahren und Labordiagnostik hinzulernte oder in der chinesischen Heilmassage „Tuina“ und neurolinguistischer Prozessarbeit können Sie in meiner „Naturheilpraxis im Hains“ kennenlernen. Sehr gern berate ich auch Menschen zu ihrer Ernährung oder helfe ihnen, die Darm-Mikrobiota mit mikrobiologischer Therapie zu verbessern.

Ich sehe es noch heute als besondere Chance an, zu DDR-Zeiten studiert zu haben und das erhaltene Stipendium nicht zurückzahlen zu müssen. Ebenso dankbar bin ich heute noch dafür, dass es Mietpreise gab, bei denen keine Existenzsorgen aufkommen mussten. Vom Inneren her liegt mir die Lebensqualität der Menschen weiterhin viel mehr am Herzen als die Leistungsorientierung. Mein Schwerpunkt lag immer auf dem Freizeitsport. Nie hatte ich einen Hang zum Leistungssport.

2012 habe ich mir mit meiner Ausbildung zur Heilpraktikerin einen Herzenswunsch erfüllt und 2016 eine eigene

Praxis mit Standort im Freizeitzentrum „Hains“ eröffnet. Mein Beruf als Diplomsporthelehrerin war für mich zwar der bedeutendste Bildungsabschluss, doch die Heilerlaubnis zu haben und den Beruf als Heilpraktikerin ausüben zu dürfen, ist mir persönlich noch wichtiger. Hierzu habe ich damals bewusst die Leitung des Fitnessclubs im „Hains“ aufgegeben und die wirklich sehr lern- und zeitintensive Ausbildung zur Heilpraktikerin nicht gescheut. So arbeite ich derzeit 25 Wochenstunden festangestellt im Hains-Fitnessclub und widme mich freiberuflich der Naturheilkunde in eigener Praxis. Ich bin heute 62 Jahre alt und mit Freude beruflich voll eingebunden. Die Verbindung meiner zwei Berufe Fitnesstrainerin und Heilpraktikerin ist für mich die perfekte Kombination. Meine Arbeit gehört zu mir, aber auch Freizeit ist mir wichtig. Ich schätze die ungezählten guten und zum Teil sehr berührenden Begegnungen mit den Trainierenden des Fitnessclubs, mit meinen Patienten und auch mit meinen Kollegen aus beiden Branchen. Viele dieser Kontakte bestehen schon seit Jahrzehnten.

Der Traum vom weltweiten Frieden wird wohl ein Traum bleiben. Ich wünsche mir ein Deutschland ohne Rüstungsexporte und auf der ganzen Welt noch mehr ganzheitliche und alternative Denkweisen, zum Beispiel in der Medizin, der Politik und zum Schutz der Natur.

Freital ist mein beruflich sicherer Standort. Jede Veränderung, die ich in meinem Leben gemacht habe oder jede große Entscheidung, die ich getroffen habe, hat mein Leben immer verbessert, nie verschlechtert. Mit Zuversicht denke ich, so wird es sicher auch weitergehen: Im fortgeschrittenen Alter werde ich mir noch ein Projekt verwirklichen und mit Freunden in einem Haus im Erzge-

birge wohnen. Es ist eine Art alternatives Lebensprojekt, um möglichst lange selbstständig und eigenverantwortlich leben zu können. Ich möchte einfach so lange und nah wie möglich „an der Scholle“ und damit in der Natur sein. Ich lebe seit 27 Jahren in einer liebevollen und zugewandten Partnerschaft. Generell sind mir auch unsere Freundschaften ganz wichtig. Mein Lebensmotto ist im Steckbrief beschrieben. Den Lesenden möchte ich noch sagen: „Geh mit anderen Menschen so um, wie du selbst möchtest, dass dir die anderen begegnen.“ Ich wünsche Freital, dass die Große Kreisstadt beispielhaft in Sachen Umweltbewusstsein vorgehen wird.



*Mit Partner Wolfgang Petrovsky zu einer Ausstellungseröffnung im Einnehmerhaus Freital, 2003.*

# Herausforderung und Erfüllung

Anne Konstanze Lahr

**D**ie kleine Anne Konstanze, ein Hans-Dampf-in-allen-Gassen, eroberte sich am 27. Dezember 1978 in Dresden einen Platz in dieser Welt und lebt seither in Freital, inzwischen mit Mann und Töchterchen.

In den 1980er Jahren verbrachte sie mit ihrem großen Bruder und ihren Eltern eine ganz normale DDR-Kindheit in Freital-Potschappel. Vom ersten bis zum siebenten Schuljahr lernte sie in der gleichen Klasse in der Lessingschule. Besonders stolz war das kleine Mädchen von Anfang an darauf, den Schulweg allein gehen zu dürfen. Unbeschwert war die Zeit, als sie mit ihren Freundinnen fröhlich plaudernd in die Schule gehen konnte. Auf dem Rückweg schlenderten sie zusammen zurück und erzählten sich ihre spannenden Schulabenteuer. Und für sie war einfach alles spannend.

Von der siebenten bis zur zwölften Klasse erlebte sie die Schulzeit im Weißeritzgymnasium. In den gemeinsamen Schuljahren gab es unzählige schöne Erlebnisse, die bis heute in guter Erinnerung sind wie Klassenfahrten, Wanderungen, Feste und so vieles mehr. Bei Uneinigkeiten mussten sich die Kinder damit auseinandersetzen, ihre Meinung verteidigen, auch mal nachgeben und Konstanze lernte so, dass es verschiedene Ansichten und unterschiedliche Lebensmuster gibt. Das half ihr sehr, tolerant gegenüber Andersdenkenden und Menschen in anderen Lebens-

situationen zu sein und offen und neugierig in die Welt zu schauen.

In der Arbeitsgemeinschaft „Geschickte Hände“ lernte sie mit Nadel und Faden umzugehen, kreativ Dinge zu gestalten. Ihrer Fantasie waren keine Grenzen gesetzt. Schon früh begann Konstanze in der Musikschule Freital das Spielen der Geige zu erlernen. Es begeistert sie bis heute, ihrem Instrument sanfte oder wilde wohlklingende Töne zu entlocken. Die Theorie half ihr, das Instrument und die Musik zu verstehen. Die Fingerübungen und die Technikübungen waren zur Betroffenheit ihrer Lehrer nicht wirklich ihre Leidenschaft. Aber das Spielen und die dabei entstehenden Melodien entführten sie in eine zauberhafte Welt. Nach dem Geigenunterricht kauften sich Konstanze und ihre liebste Freundin Gundula auf der Lutherstraße gegenüber der Kirche jede eine Tafel Vollmilchschokolade und jede eine Packung Nusswaffeln. Damit setzten sie sich auf die Friedhofsmauer in Döhlen und verspeisten die leckeren süßen Sachen. Dabei werteten sie die Woche aus, vertrauten sich ihre Geheimnisse an, besprachen, in wen sie verliebt waren und ganz viele andere aufregende, unheimlich interessante Dinge und Neuigkeiten. Darauf freuten sie sich die ganze Woche und konnten es kaum erwarten, bei Wind und Wetter, zu jeder Jahreszeit mit Schoki und Waffeln ihre Erlebnisse auszutauschen.



## Anne Konstanze Lahr

Geboren: am 27. Dezember 1978 in Dresden

Lebensmotto:

*Falls Du glaubst, dass du zu klein bist, um etwas zu bewirken, dann versuche mal zu schlafen, wenn eine Mücke im Raum ist. (Dalai Lama)*

Was bedeutet Freital für dich? / Aktiv in Freital als:

*Ist mein herrlicher Wohnort inmitten wunderbar ruhiger, sattgrüner Natur.*

*Mit vielen lieben Menschen um mich herum. Mir ist es wichtig, den etwas zu Unrecht schiefen Ruf der Stadt möglichst positiv zu beeinflussen und einen vielfältigen, toleranten, farbenfrohen „Klecks“ im Stadtbild und nach Außen zu hinterlassen. Ob dies gelingt, mögen andere entscheiden. Mit unserem Verein der Spielbühne Freital, bei dem ich seit fast 30 Jahren mit voller Kraft engagiert bin, versuchen wir dies täglich mit gutem, kulturvollem Programm, mit Kinder-, Jugendarbeit und Erwachsenenbildung für jede Altersgruppe vor Ort etwas zu bieten.*

Ihre Familie hatte eine enge Bindung zur evangelischen Emmaus-Kirchgemeinde. Konstanze besuchte die Christenlehre und später den Konfirmationsunterricht. Sie blickt zurück auf eine großartige Zeit mit der Jungen Gemeinde mit tiefen Gesprächen über den Sinn des Lebens, Gott und die Bibel und auf gemeinsame Freizeiten über verlängerte Wochenenden mit neu gewonnenen Freunden. So verinnerlichte sie humane und christliche Werte.

Konstanze wuchs sehr behütet und geliebt in einer fröhlichen und weltoffenen Familie auf. Als Kind wurde sie gern und oft zu Geburtstagen eingeladen. Sie liebte Geburtstagsfeiern und zelebrierte diese exzessiv und mit

aller Hingabe. Manchmal feierte sie bei Mädchen, deren Lebenssituationen sich von der ihren sehr unterschieden. Sie erinnert sich an einfache Verhältnisse, enge Räume und die Unsicherheit von Eltern, die wohl selten Besuch bekamen. Das war für sie sehr eindrucksvoll, machte es ihr doch klar, dass ihr gemütliches Elternhaus mit großen Fenstern, umrandet von einem kleinen Garten, ihre fürsorglichen Eltern, Freunde und Bekannten nicht selbstverständlich waren. Es zeigte ihr auch, wie wertvoll es ist, dass man sich keine Sorgen machen muss. Konstanze wollte diesen Freundinnen ein Stück ihrer Welt abgeben und lud sie gleichermaßen auch zu sich ein. Bei ihr konnten es gar nicht genug Gäste sein.

So war am 27. Dezember jedes Jahr die Stube eine Partyeile. Der Papa bereitete ein großes Quiz vor, viele lustige Spiele und es gab Preise zu gewinnen. Irgendwann wurden es so viele Gäste, dass an zwei Tagen hintereinander gefeiert wurde, weil die Party im Dezember drin stattfinden musste. An einem Tag kamen die Freunde, am nächsten die Mitglieder der Jungen Gemeinde. Da durfte Konstanze dann schon auch mal die Stube ausräumen. Die unbekümmerte gemeinsame Zeit genossen die Kinder und später die Jugendlichen sehr. Ihre Eltern waren selbstständig und wenn Konstanze als Kind irgendwohin spät dran war, fuhr sie ihr Vater

eben mal schnell dorthin. Er nahm sich die Zeit und hatte die Flexibilität und Freiheit, die damals kaum jemand in einer regulären Anstellung hatte. Sie wusste das sehr zu schätzen.

Am 1. Mai jedes Jahr zogen alle Leute mehr oder weniger enthusiastisch zur Pflicht-Demonstration auf die Dresdner Straße. Während Konstanze sich mit ihrer Klasse an der Schachtstraße sammelte, um dem allgemeinen Treiben zu folgen, blieben die Eltern an diesem Tag im Bett und genossen wiederum die Freiheit, nicht tun zu müssen, was alle anderen verpflichtet waren zu tun. Als Selbstständiger hatte Wolfgang Lahr keine Kollegen oder



„Die Weihnachtsgans Auguste“, Spielbühne 2018.

Vorgesetzten, die ihn enttarnen könnten als „Feind des Sozialismus“. Er war ein liberaler Christ, der sich nie als jemandes Feind gesehen hätte. Konstanze wollte diese Freiheit für sich und ihre Zukunft unbedingt auch.

Sie war ein unglaublich kreatives Kind, das vor Energie und Ideen nur so sprudelte. Sie liebte es Dinge zu gestalten, sich zu verkleiden, in andere Rollen zu schlüpfen. Da kam ihr die Spielbühne, ein freitaler Amateurtheater, gerade recht. Ihre erste Rolle mit dreizehn Jahren war ohne Text. Sie war eine Elfe in Freital's berühmter Sage „Rotkopf Görg“ und durfte die ganze Zeit auf der Bühne liegen und Möhren verspeisen. So begann es. Bis heute folgten ganz viele, sehr unterschiedliche Rollen, die sie mit Herz und Leidenschaft verkörperte und weiterhin verkörpert. Proben und regelmäßige Auftritte gehörten nun in ihr Leben wie Zähneputzen und zur Schule gehen. Nach und nach interessierte sie sich auch für die Gestaltung von Bühnenbildern und deren Einfluss auf das Gelingen eines Theaterstücks. Das alles hat ihr so viel Spaß gemacht, dass sie seither ein fester Bestandteil der Spielbühne ist, inzwischen auch im Vorstand. Ein besonderes Erlebnis, das ganz starke Assoziationen an „Und täglich grüßt das Murmeltier“ weckt, war ihre Rolle in dem Stück „Des Kaisers neues Rotkäppchen“. Früh um 8.30 Uhr sollte der Auftritt vor Schulklassen sein. Konstanze stellte sich den Wecker, der sie ausgerechnet an diesem Tag nicht weckte. Zum Glück hörte ihre Mutter das Telefon, an dem die Regisseurin ziemlich aufgeregt fragte: „Wo ist denn Konstanze? Das Stück beginnt gleich!“ Die Mutter weckte sie und sie stürmte zur Spielbühne und schaffte eben noch so ihren Auftritt. Am nächsten Tag die nächste Vorstellung und das gleiche Spiel noch einmal – der Wecker weckte nicht, Zeit

verschlafen. Als Konstanze zur Vorbereitung auf den Auftritt nicht auftauchte, rief die Regisseurin erstmal nicht an. Sie dachte: So etwas passiert nicht zweimal hintereinander. So etwas gibt es doch gar nicht. Irgendwie behielt sie Recht – es passierte dreimal! Naja, die temperamentvolle Konstanze Hans-Dampf-in-allem-Gassen hat es trotzdem dank Regisseurin und Mutter gerade noch so zu jedem Auftritt geschafft.

Schon immer liebte Konstanze das Tanzen. Zuerst war es wild und ausgelassen im Rhythmus der Musik. Dann wuchs das Interesse an der Technik, vor allem im lateinamerikanischen Stil. Nach der Tanzschule in der achten Klasse tanzte sie noch etwa drei Jahre weiter und gewann mit ihrem Partner einige Pokale. Leider kam ihr Tanzpartner immer seltener. Anfangs tanzte Konstanze allein – aufrechte Haltung, ein Arm oben im Nacken des imaginären Partners, die andere Hand in seiner und der Tanz konnte beginnen. Es sah zwar sehr elegant aus, aber auf Dauer war das wirklich nicht die Erfüllung. So endete die Tanzkarriere.

Mit dem Abitur ging es darum, einen Plan für das Berufsleben zu entwickeln. Kunst und Handwerk zu verbinden erschien Konstanze als eine perfekte Kombination. Schon als kleines Mädchen war sie oft in der Gürtlerwerkstatt, die sich schon lange in Familienhand befand. Urgroßvater Alwin Lahr gründete 1889 seine Firma auf der Carl-Thieme-Straße, um den Bedarf der gegenüberliegenden Porzellanmanufaktur an Metallzubehör für Gefäße und ähnliches zu bedienen. Die Nähe seiner Werkstatt zur Manufaktur und deren Bedarfen ermöglichte seinerzeit maximale Flexibilität in Kosten und Lieferzeiten. In der nächsten Generation unter Albert Lahr

nach 1945 widmete sich die Gürtlerei Restaurationen von Beleuchtungskörpern für Kirchen und Festsälen. Gürtlermeister Albert Wolfgang Lahr, Konstanzes Vater, fuhr mit diesem Handwerk noch bis 2015 fort. Werke aus dieser Zeit sind bundesweit zu bewundern: unter anderem in der Dresdener Kreuzkirche, der Semperoper, auf Schloss Albrechtsberg, in der Dorfkirche Seiffen, in der Emmauskirche in Potschappel oder dem Sparkassengebäude auf der Dresdner Straße in Freital. Anfänglich hatte die kleine Konstanze noch gebührenden Respekt vor den Maschinen, den vielen verschiedenen Werkzeugen und den Männern, die dort arbeiteten. Später als Schülerin arbeitete sie mit dort und verdiente sich ein Taschengeld. Diese Arbeit gefiel ihr. Es war toll, mit den eigenen Händen etwas zu schaffen, das Material zu fühlen und zu erkunden. So absolvierte sie eine Lehre im handwerklichen Bereich zur Metallgestalterin. Dort erlernte sie die Basis für ihr späteres Studium. Sie erwarb ein umfangreiches Wissen zur Materialkunde und wie sich die Werkstoffe unter verschiedenen Belastungen verhalten. Von Grund auf lernte sie den Umgang mit den Handwerkern und deren Sprache kennen. Sie schaffte es, sich auf verschiedenste Charaktere einzustellen und Begeisterung für neue Projekte und Herangehensweisen zu wecken. Die Lehrzeit in Dresden war eine schöne und sehr lebendige Zeit. Design war Konstanzes Traumberuf. Der festen Überzeugung, dass es klappt, bewarb sie sich zielsicher nur an der Hochschule für Technik und Wirtschaft in Dresden für Produktdesign. Die Möglichkeit einer Absage hatte sie nicht auf ihrer Agenda. Zum Glück war sie erfolgreich. Im Nachhinein erfuhr sie, dass sich über 300 Leute beworben hatten und nur 18 genommen wur-

den. Da war sie richtig erleichtert, dass sie dabei war. Im Studium wurden kreative Denkprozesse angeregt, es war jedoch nicht nah am praktischen Arbeitsleben. Hier kam ihr die handwerkliche Ausbildung sehr zugute. Konstanze suchte sich eine Firma für die Praxis und entwarf ein Beleuchtungssystem für hochwertige Büros in Führungsebenen mit direktem und indirektem Licht. Die Praxis war ihr sehr wichtig. Sie schrieb ihre Diplomarbeit in einer Firma und erlebte dort, wie eine Idee zur Umsetzung reift, sich in dem Unternehmen entwickelt und das Produkt hergestellt wird. Die Mitarbeiter brachten ihre Erfahrungen und Ideen mit ein. So konnte Konstanze ihr im Studium Erlerntes anwenden und es machte für sie richtig Sinn. Ihr Ziel war immer, Produktionsreife zu schaffen. Aus dieser Zeit hat sie immer noch viele Freunde. Bis heute tauschen sie ihre Ideen und Gedanken zu Projekten und Produkten aus und unterstützen sich so gegenseitig.

Nach dem erfolgreichen Studienabschluss eröffnete sie im Haus von Großvater Alwin Lahr ihr eigenes Büro für Gestaltung mit Werkstatt. Ein Traum ist wahr geworden. Heute verweisen Referenzen auf ihrer Internetseite auf eine Vielzahl jahrzehntelanger Erfahrungen und Projekte. ANKOLA, wie das Büro heißt, setzt sich aus den jeweils ersten beiden Buchstaben ihres Namens zusammen. Sie gestaltet Bücher und typografische Arbeiten, betreut gestalterisch mittelständische Unternehmen, entwirft Bühnenbilder und komplette Ausstattungen für hiesige Theaterhäuser. Ein besonderes Projekt begann 2016 mit der Erstellung einer Familiencard in Freital. Unter der kreativen Feder von Konstanze entstand nach vielen Recherchen, Analysen und Entwürfen die Biene



„Das singende, klingende Bäumchen“, Spielbühne 2009.

„Carli“, das Maskottchen der Freitaler Familiencard. Konstanzes Tochter erreicht so langsam das Schulalter. Sie macht sich viele Gedanken darüber und möchte, dass sie auch in der Lessingschule lernt. Konstanze möchte keine elitären oder alternativen Abspaltungen im Schulalter. Kinder sollten gemeinsam aufwachsen und gemeinsam lernen – wohnortnah und im gleichen Schulsystem mit allen Facetten und all der Bandbreite des Lebens. Sie hofft, dass die menschlichen und die geschaffenen Werte in Zukunft wieder mehr geschätzt werden. Talente besser zu erkennen in einem vielseitigen Lernumfeld und mit vielfältigen Lernmethoden, die allen zur Verfügung stehen, ist ihr großer Wunsch. Kin-

der sollen in einem abwechslungsreichen und interessanten Schulalltag und zu Hause wieder mehr Regeln, Normen und schöne, freundliche Umgangsformen als tägliches Miteinander lernen und leben.

Konstanzes Familie ist ihre gute Basis. Alle gehen sich helfend zur Hand. Wichtig sind ihr ein gutes Miteinander und gemeinsame Zeit miteinander. Freundschaften und Familie sind ein tiefes und festes Fundament, um viel zu schaffen und zu leisten. Konstanze ist dankbar für jede Unterstützung, für die Kinderbetreuung und die familiäre Nähe und die Nestwärme. Ihr Zuhause ist ein offenes Haus voller Freundlichkeit und Liebe. Das bietet einen Puffer auch in stressigen Zeiten.





## Jona Hildebrandt

**Geboren in:** Meißen

**Wohnt in:** Grillenburg

- von 1989 bis 1997 in Freital
- arbeitet seit 1. September 1989 in Freital



**Was hat mich bewegt,  
an diesem Buch mitzuwirken?**

- Zeigen der Vielfalt des Lebens von unterschiedlichen Frauen
- Entwickeln und Schreiben des Buches mit sehr wertvollen, engagierten Frauen

**Was hat mich am Schreibprozess besonders berührt?**

- die vielen Schicksale
- die tiefen Gefühle, das Strahlen der Interviewpartnerinnen

**Lebensmotto:**

Mit einem Lachen im Herzen, einem Lied auf den Lippen, Toleranz in der Seele und tanzend durch den Tag ist das Leben viel leichter und schöner – leben und leben lassen.

**Für Freital aktiv zu sein, bedeutet für mich ...**

- ... etwas bewegen und gestalten zu können
- ... das Gesicht von Freital auch nach außen als freundlich und liebenswert darzustellen

**Aktiv als:**

- Gleichstellungsbeauftragte für Frau und Mann und in der Redaktion des Freitaler Amtsblattes

## Kirsten Ute von der Heiden

**Geboren in:** Duisburg, NRW

**Wohnt in:** Freital, OT Pesterwitz

**Was hat mich bewegt,  
an diesem Buch mitzuwirken?**

Ein Buch über Unternehmerinnen in Dresden hatte mich angeregt, Lebensgeschichten von Frauen bekanntzumachen.

Die Vielfalt kennenlernen, wie wir Frauen gerade unsere Leben leben.

**Was hat mich am Schreibprozess besonders berührt?**

Besonders waren für mich die Anekdoten, die mir anvertraut wurden und dass die interviewten Frauen – eben gerade trotz ihrer Schicksalsschläge – den Humor nicht verloren haben!

**Lebensmotto:**

Lebe, liebe, lache! Das Glück liegt im HIER und JETZT!

**Für Freital aktiv zu sein, bedeutet für mich ...**

- ... in der Region noch besser anzukommen.
- ... Einblicke in das Leben als Frau vor Ort auch Außenstehenden zu eröffnen.

**Aktiv als:**

- Kirchenführerin in der Ev.-Luth. St. Jakobuskirche Pesterwitz und in weiteren Kirchen
- Regionale Koordinatorin im Netzwerk MiteinanderSein - Dresden-Elbland und Freiberg
- Ansprechpartnerin einer Selbsthilfegruppe – SHG Dresden-Elbland



## Sabine Böhm

**Wohnt in:** Freital

### **Was hat mich bewegt, an diesem Buch mitzuwirken?**

Jede Frau ist stark und schön, unabhängig davon, wie viele Menschen sie während ihrer Lebenszeit beeindruckt haben mag. Frauen hinterlassen so oder so nachhaltig Spuren. Besonders interessant sind Frauen, die die Pfade von historisch gewachsenen Erwartungen verlassen, ihren eigenen und völlig neue Wege finden.

### **Was hat mich am Schreibprozess besonders berührt?**

Wenn ich ein Buch lese, dann bin ich während dieser Zeit ein anderer Mensch in einer anderen Welt. Schreiben über das Leben von Frauen ist ganz genauso. Ich frage mich, was hätte ich getan in Situationen, in der sich Frauen entscheiden mussten.

### **Lebensmotto:**

Einer diene dem anderen mit der Gabe, die er empfangen hat.

### **Für Freital aktiv zu sein, bedeutet für mich ...**

Ich lasse mich gern inspirieren. Wenn ich von Menschen höre, die sich für meine Stadt einsetzen, um diese lebenswerter zu machen, will ich dabei sein. Wenn wir uns dann gemeinsam entwickeln können, bekommen unsere Ideen Flügel. Das ist großartig.

### **Aktiv in:**

- verschiedenen ehrenamtlichen Tätigkeiten



## Diana Hebold

**Geboren in:** Dresden

**Wohnt in:** Freital

### **Was hat mich bewegt, an diesem Buch mitzuwirken?**

- „Klar, Diana, du machst mit“ (Zitat Karin Charles) – so bin ich zur Gruppe gestoßen
- Im Projekt geblieben bin ich wegen der tollen Frauen und Männer die daran mitarbeiten und die ich gern unterstütze.

### **Was hat mich am Schreibprozess besonders berührt?**

- die vielfältigen, schönen, traurigen, wechselhaften, aber immer sehr berührenden Geschichten
- die Art und Weise, wie die interviewten Damen immer wieder Schicksalsschläge überstanden und niemals aufgaben

### **Lebensmotto:**

Nichts ist perfekt und doch geht es immer weiter. Wichtig ist es, auf seine eigenen inneren Werte und Überzeugungen zu hören, in einem positiven Sinne an ihnen zu arbeiten und ihnen dann zu folgen.

### **Für Freital aktiv zu sein, bedeutet für mich ...**

- ... meine Umwelt und damit diese Welt schöner und lebenswerter zu gestalten
- ... das Zusammenleben der Menschen in der Stadt zu unterstützen und die vielfältigen Beziehungen zu pflegen
- ... etwas Wertvolles für die Gegenwart und für die Zukunft zu schaffen



## Elisabeth Ungerecht

**Geboren in:** Dippoldiswalde

**Wohnt in:** Freital, seit 2003

### Was hat mich bewegt, an diesem Buch mitzuwirken?

- viele großartige Frauen kennenzulernen, die etwas bewegen oder bewegt haben und die (mir) als Vorbilder dienen können
- das Image von Freital zu verbessern durch das Schreiben über greifbare, beeindruckende Persönlichkeiten und das Veröffentlichen ihrer Lebensgeschichten

### Was hat mich am Schreibprozess besonders berührt?

- die Begeisterung, mit der so viele an unseren Interviews teilgenommen haben
- wie durch Beharrlichkeit Ziele erreicht und Träume verwirklicht werden konnten

### Lebensmotto:

Dankbarkeit ist der Schlüssel zum Lebensglück.

### Für Freital aktiv zu sein, bedeutet für mich ...

... zu überlegen, wo meine Stärken sind und wie ich mich in Zukunft einbringen kann

### Aktiv als:

- Schülerin/Abiturientin



## Manuela Dreißig

**Geboren in:**

Ebersbach, Oberlausitz

**Wohnt in:**

Klingenberg, OT Höckendorf

### Was hat mich bewegt, an diesem Buch mitzuwirken?

- Frauen aus unterschiedlichen Epochen kennenzulernen
- Neugierde auf einen Arbeitsprozess, von dem ich noch keine Ahnung hatte

### Was hat mich am Schreibprozess besonders berührt?

- die vielfältigen, bunten Lebensgeschichten
- die Offenheit der Interviewpartnerinnen
- wie unterschiedlich die Frauen auf Veränderungen in ihrem Leben reagieren

### Lebensmotto:

Auch wenn du körperlich behindert bist, lass dich nicht behindern und gestalte dein Leben selbst.

### Für Freital aktiv zu sein, bedeutet für mich ...

... besonders auf die Bedürfnisse von Menschen mit Behinderung immer wieder hinzuweisen, ihre Rechte einzufordern und dieser Gruppe auch Hilfe zur Selbsthilfe ermöglichen

### Aktiv als:

- seit 1992 Vorstandsmitglied des Selbsthilfeverbandes Menschen mit Behinderung Freital e. V. im BSK - seit 2020 Vorsitzende



## Ute Genderjahn

**Geboren in:** Freital

**Wohnt in:** Tharandt

### **Was hat mich bewegt, an diesem Buch mitzuwirken?**

- Lebenswege aus verschiedenen Jahrzehnten zu dokumentieren
- Erinnerungen des alltäglichen Leben facettenreich und lebensnah darzustellen
- das Leben wertzuschätzen und Mut für ein selbstbestimmtes Handeln zu geben

### **Was hat mich am Schreibprozess besonders berührt?**

- das Engagement, sich mit den Lebensgeschichten verantwortungsvoll zu befassen
- der Respekt und die Feinfühligkeit in den Geschichten

### **Lebensmotto:**

Wage, selbstbestimmte Wege zu erproben, sammle Erfahrungen und prüfe zum richtigen Zeitpunkt die Weichen.

### **Für Freital aktiv zu sein, bedeutet für mich ...**

... Menschen zu begegnen, aufmerksam, wertschätzend und kritisch zu sein

... Menschen Unterstützung zu geben, die ungleich schlechtere Chancen für eine Teilhabe am Leben haben

### **Aktiv als:**

- Projektleiterin in der sozialen Arbeit im A//S Verein für Arbeitsförderung und Selbsthilfe e. V.



*Buchvorstellung am 19. Juli 2021 in der Stadtteilbibliothek Zauckerode*



*Buchlesung am 14. Juni 2021 im Pesterwitzer Salon und online.*

# Fotonachweise

- S. 5 Tilo Harder  
S. 7 Tilo Harder  
S. 8, 11 privat (Ute Genderjahn)  
S. 15, 17, 18, 21, 83 Städtische Sammlungen Freital  
S. 24, 27, 28, 29, 30, 31 privat (Johanna Helbig)  
S. 33, 34, 35, 37 privat (Hannelore Umlauf)  
S. 40, 41, 43 privat (Helga Winkler)  
S. 46, 47, 48, 50 privat (Steffi Böhme)  
S. 54, 57, 60, 63 privat (Siena Christen)  
S. 64, 65, 68, 69, 71 privat (Elsi Krause)  
S. 72, 75, 76, 77 privat (Ulrike Grän)  
S. 85, 87, 89 privat (Helga Richter)  
S. 90, 92 privat (Diana Walther)  
S. 94, 96, 97, 99 privat (Carola Stejskal)  
S. 103 Olaf Münzner  
S. 105 Stadt Freital  
S. 106, 107, 108, 111 privat (Bärbel Claus)  
S. 118 privat (Birgit Friedrich)  
S. 123, 126/127 privat (Rosemarie Roloff)  
S. 132, 134, 136, 137 privat (Ines Kummer)  
S. 138, 139, 141, 143 privat (Claudia Mihaly-Anastasio)  
S. 144, 147, 149 privat (Karin Charles)  
S. 152, 153, 154, 155 privat (Victoria Schulze)  
S. 156, 157, 160, 161 privat (Tatjana Jurk)  
S. 163, 164, 165, 167 privat (Irina Lotz)  
S. 168, 169, 170, 172, 173 privat (Heike Quendt)  
S. 174, 178, 179, 181 privat (Rosa Grafe)  
S. 183 Tilo Harder  
S. 184, 187 Patrick Höpner  
S. 188, 191 privat (Liesa Pursche)  
S. 192, 195 privat (Diana Hebold)  
S. 196 Hatifa Al-Sebraoui, Leipzig  
S. 198, 199, 200 privat (Susi Kaiser)  
S. 202, 206 privat (Carmen Beke)  
S. 203 Tilo Harder  
S. 207 Thomas Morgenroth  
S. 209, 210, 213 privat (Konstanze Lahr)  
S. 217 Fotos der Buchlesungen – AK „Frauen für Freital“  
S. 216-219 privat (AK „Frauen für Freital“)  
Umschlagseite hinten: Tilo Harder



Eine Gruppe Frauen mit Herz, mit ganz viel Lust und Neugier auf das Leben und die vielen verschiedenen Facetten, die es bietet, blickt von der Vergangenheit 1921 ins Heute. Anlass waren der 100. Geburtstag der Stadt und viele Fragen: Wie haben Frauen gelebt, gearbeitet, Hürden gemeistert? Wie tun sie es bis heute? Waren und sind sie mutig und manchmal verzweifelt, ausgelassen, kritisch oder auch angepasst?

Die Gleichstellungsbeauftragte und die Akteurinnen vom Arbeitskreis „Frauen für Freital“ durften bei 31 Frauen in deren Lebensgeschichten eintauchen, die spannende und interessante, lustige und auch traurige Seiten haben. Entstanden sind Einblicke in die Lebensverläufe der Frauen. Die Geschichten zeigen Lebensausschnitte und Facetten jeder einzelnen ganz besonderen und interessanten Frau.

Der Arbeitskreis „Frauen für Freital“

vordere Reihe v.l.n.r.: Ute Genderjahn, Diana Hebold, Sabine Böhm

hintere Reihe v.l.n.r.: Elisabeth Ungerecht, Kirsten von der Heiden,

Manuela Dreißig und Jona Hildebrandt.